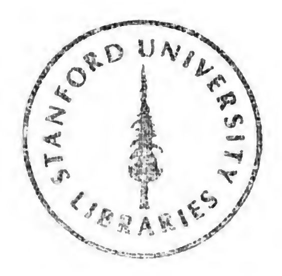
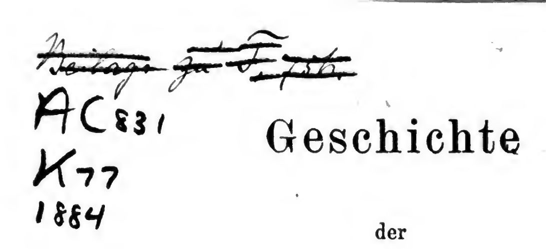





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Geschichte

der

älteren Quinctier

bis zu den

Samniterkriegen

283—405 ab urbe condita

von

Ludwig Triemel
ord. Gymnasial-Lehrer zu Kreuznach.

Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Kgl. Gymnasiums zu Kreuznach. Ostern 1884.

1884. Programm Nr. 406.



Wenn alle Geschichtsschreibung nur in soweit glaubwürdig ist, als sie sich auf Urkunden oder die Aussagen von Augenzeugen oder wenigstens auf die Berichte von Zeitgenossen stützt, und ein Geschichtsschreiber nur dann seiner Aufgabe gerecht werden kann, wenn ihm historisches Material in hinreichendem Masse für seine Arbeit zur Verfügung steht, mag er es auch noch so sehr erst kritisch zerlegen und wieder verbinden müssen, so werden bei allen Völkern die ältesten Zeiten stets der eigentlichen Geschichtsschreibung, häufig sogar einer Überlieferung ermangeln, die späteren Forschern als das notwendige historische Material dienen könnte. Die jüngeren Völker haben dabei vor den älteren den Vorteil voraus, dass sich möglicher Weise ein Historiker einer vorgeschrittenen Nation schon zu einer Zeit mit der Geschichte des noch weniger entwickelten Volkes befasst, wo auch die kultiviertesten Mitglieder desselben nicht im Stande wären, historische Studien in ähnlicher Weise zu treiben. So fingen die Griechen an, auch römische Geschichte zu schreiben, seit die Römer durch den Krieg mit Pyrrhus ihnen bekannter geworden waren und deshalb bedeutender als früher erschienen, und wurden damit zugleich die Lehrmeister der Römer in der Historiographie. So trat in der Person des Polybius ein griechischer Geschichtsschreiber ersten Ranges auf, der fast mehr im Interesse der Römer als seiner eigenen Landsleute thätig war, während die römische Historiographie kaum die ersten Stufen der historischen Kunst überhaupt und der Abfassung von Geschichtswerken in der heimischen Sprache insbesondere erklommen hatte. Um so wichtiger ist es für uns, dass wir einen Teil des grossen polybischen Werkes noch besitzen, und dass Polybius in den erhaltenen Überresten nicht bloss sein eigentliches Thema, die Zeit vom 2. punischen Kriege bis zum Jahre 144 v. Ch. behandelt, sondern auch schon ziemlich eingehend über den 1. punischen Krieg und dessen Veranlassung und Folgen spricht, ja, was für uns das Interessanteste ist, sich sogar über noch ältere Partieen wie die Kriege zwischen den Römern und Galliern, wiewohl nur sehr kurz, auslässt

und einige andere römische Ereignisse der früheren Zeit wenigstens chronologisch bestimmt, indem er sie mit den gleichzeitigen griechischen zusammenstellt.

Auf die Zeitbestimmung römischer Ereignisse bei Polybius ist aber darum ein so grosses Gewicht zu legen, weil die griechische Zeitangabe nach Olympiaden eine durchaus sichere, dagegen die römische Chronologie nach den Konsulaten eine äusserst unzuverlässige ist, indem der Anfangstermin derselben häufig wechselt und die Amtszeit der Konsuln bald länger, bald kürzer als ein natürliches Jahr dauert.

Da nun Polybius im letzten Teil seines Werkes selbsterlebte Ereignisse schildert, so ist von vorn herein anzunehmen, dass für diese seine Zeitangabe durchaus zuverlässig ist und genau der damals üblichen Olympiadenrechnung entspricht.

Vergleicht man jedoch die polybische Zeittafel, wie sie Nissen zusammengestellt hat, mit der bei uns gebräuchlichen Zählweise, so ergiebt sich, dass wir regelmässig ein Olympiadenjahr mehr rechnen als Polybius. So fällt die Zerstörung Carthagos (146 v. Ch.) nach Polybius auf Ol. 158,2, bei uns auf Ol. 158,3; das Jahr nach der Schlacht von Cannae (215 v. Ch.) bei Polybius auf Ol. 141,1, bei uns auf Ol. 141,2. Dasselbe ist auch bei allen Ereignissen der Fall, die zwischen den beiden eben genannten liegen. Ebenso erfolgt die Einnahme Sagunts nach Polybius Ol. 140,1, nach unseren Zeittafeln aber Ol. 140,2; den Schluss des ganzen Werkes bildet bei Polybius Ol. 158,4, bei uns Ol. 159,1 (144 v. Ch.).

Auffallen muss es daher, wenn der Anfang des 1. punischen Krieges von Polybius in Ol. 129,1 gesetzt wird, das bei uns dafür übliche Jahr 264 v. Ch. aber gleichfalls Ol. 129,1 lautet. Obiger Regel gemäss sollte man 263 v. Ch. oder Ol. 129,2 in unseren Geschichtstabellen erwarten. Nach denselben währt der 1. punische Krieg von 264—241 d. h. 23 Jahre. Da Polybius für den Anfang des Krieges Ol. 129,1 angiebt, so müsste für ihn dessen Ende sowie die Schlacht bei den ägatischen Inseln auf Ol. 134,4 fallen. Mommsen freilich will als Endjahr bei Polybius Ol. 134,3 herausfinden (Forschungen II, p. 360), aber, wie ich glaube, mit Unrecht. Abgesehen davon nämlich, dass sich alsdann nur 22 Jahre für den 1. punischen Krieg ergäben, was ja immerhin möglich wäre, verstösst Mommsen in der über die Stiftung des achäischen Bundes aufgestellten Rechnung gegen das von ihm selbst anderswo ausdrücklich anerkannte Gesetz (Forschungen II, p. 356), dass Polybius, wo er Kardinalzahlen gebraucht, stets wie wir zu zählen pflegt d. h. nicht den Anfangs- und Endtermin.

sondern nur den einen mitrechnet. (Vergleiche die spätere Berechnung der Gallierzüge). Dort setzt er nämlich den Zutritt der 3 Städte Aegion, Bura, Koryneia zum Bunde (Polyb. 2, 41,13) richtig in Ol. 125,4, darauf aber die Wahl des ersten Oberfeldherren nach 25jährigem Bündnis unrichtig in Ol. 131,4 statt in Ol. 132,1. Nehmen wir die letztere Zahl als die richtige an, so muss nach Polybius das Ende des Krieges auf Ol. 134,4 fallen, und wir erhalten so die gewünschten 23 Jahre für seine Dauer.

Was die 2. Zählweise betrifft, die bei Polybius vorkommt, nämlich die mit Ordinalzahlen, so hat Mommsen entschieden Recht, wenn er gegen Nissen behauptet, dass dabei Anfangs- und Endtermin in der angegebenen Summe einbegriffen ist. Dies liegt eigentlich schon in der Natur der Ordinalzahlen, wird aber, da Nissen andrer Meinung ist, auch von Mommsen durch mehrere Berechnungen dargethan. Hier möchte ich mich nur dagegen aussprechen, wie Mommsen den Abstand des antalcidischen Friedens von der Schlacht von Leuctra, die Polyb. 1,6 als das 16. Jahr davon bezeichnet, zu erklären versucht. Die beiden Daten liegen nämlich wirklich 16 Jahre (Ol. 98,2 und 102,2) auseinander. Polybius soll nun, indem er die Olympiadenjahre mit den achäischen Jahren gleicht, die mit den Herbstäquinoctien anfingen, gewissermassen auch die Olympiaden statt mit dem längsten Tage erst mit den Äquinoctien des Herbstes beginnen lassen, folglich, weil die Schlacht bei Leuctra etwa um den längsten Tag fällt, sie noch in das vorhergehende Olympiadenjahr setzen. Wenn man Polybius eine so gekünstelte Rechnung einmal zutraut, liesse sich von dieser Methode vielleicht noch an manchen anderen Stellen bequem Gebrauch machen, wo es sich um die Erklärung einer schwierigen Jahresdifferenz handelt. Für unseren Fall müsste aber von Mommsen erst nachgewiesen werden, dass dann der Friede des Antalcidas nicht etwa gleichfalls in das vorhergehende Olympiadenjahr zu verlegen wäre. Nun setzt aber Curtius (griech. Gesch. III p. 206 u. Anmerk. 114 dazu) den Frieden geradezu in den 1. Monat des Archon Theodotos d. h. Mitte Juli bis August. Wir werden also die 16 Jahre zwischen beiden Ereignissen gelten lassen müssen, zumal auch Diodor, über dessen durchgängige Übereinstimmung mit Polybius weiter zu reden sein wird, eben dasselbe berichtet.

Ist hiernach an unserer Stelle von der Erklärung Mommsens abzusehen, so empfiehlt sich dagegen vielleicht folgende: Weil schon von Aegospotami Ol. 93,4 bis zur Schlacht an der Allia

Ol. 98,2 die beiden Endjahre mit einbegriffen waren, zählte Polybius bei der neuen Rechnung nur noch das letzte, nicht das Anfangsjahr noch einmal mit. Man mag sich den Hergang so denken, dass in des Polybius griechischer Zeittafel, die entweder die des Eratosthenes oder auch schon die danach von Apollodor verfasste sein konnte, stand: Von Aegospotami bis Leuctra sind es 34 Jahre (18 + 16). Für Polybius ergab sich daraus: Leuctra fällt in das 35. Jahr nach Aegospotami (d. h. das 19. + 16. Jahr). Wenn also Polybius den antalcidischen Frieden das 19. Jahr nach Aegospotami nannte, so subtrahierte er das 19. vom 35. Jahre und erhielt dann für Leuctra das 16. Jahr. Hätte er das 17. Jahr geschrieben, so wäre ausser dem Anfangs- und Endtermin der Gesamtsumme von ihm noch ein Binnentermin mitgerechnet worden.

Nach Feststellung der Zählweise des Polybius dürfen wir weitergehen zur Erörterung der Frage, wie es zu erklären sei, dass Polybius stets ein Olympiadenjahr weniger als wir zählen konnte. Für uns ist in der römischen Chronologie, wenn sie nach Olympiaden angegeben wird, natürlich das römische Jahr das massgebende, für den Griechen aber musste es vielmehr das Olympiadenjahr sein, zumal eine übersichtliche Zählung nach den Konsulaten damals noch weniger als jetzt möglich war. Polybius glich also die Olympiade mit dem nachfolgenden d. h. erst beginnenden Konsulate, während wir dem Konsulatsjahr das nachfolgende Olympiadenjahr gleich setzen. Doch darf man annehmen, dass Polybius hierin nicht willkürlich verfuhr, sondern dass seine Landsleute entweder immer, oder wenigstens zu seiner Zeit so rechneten, mithin unsere Zählweise als eine Neuerung aufzufassen ist.

Oben wurde dargethan, dass die Differenz von einem Olympiadenjahr zwischen unserer und des Polybius Zählung bei allen Ereignissen seit der Einnahme Sagunts (nach Polyb. Ol. 140,1) statt hat. Auch wurde schon angedeutet, dass das polybische Jahr Ol. 129,1 für den Anfang des 1. punischen Krieges nach der bei uns gebräuchlichen Zählung wohl als Ol. 129,2 zu bezeichnen, d. h. der ganze Krieg ein Jahr später zu setzen wäre. Um die Richtigkeit dieser Annahme zu erweisen, müssten wir Ereignisse ausfindig machen, die noch vor den 1. punischen Krieg fallen, aber bei Polybius gleichwohl ein Olympiadenjahr früher angesetzt werden als in unseren Zeittafeln. Dies ergiebt sich am leichtesten aus der Bestimmung des Überganges des Pyrrhus nach Italien. Polybius setzt denselben in das Jahr der Entstehung des achäischen Bundes zwischen Dyme, Patrae, Tritaea, Pharae und zwar

nach Buch 2,41 in Ol. 124. Genauer muss dies Ol. 124,4 heissen, wie die schon erwähnte Berechnung Mommsens zeigt, die durch die Berechnung der gallischen Einfälle später bestätigt werden wird. In unseren Geschichtstabellen steht aber Pyrrhus unter dem Jahre 280 v. Ch., welches Ol. 125,1 sein würde. Ebenso ist bei Polybius die Schlacht von Sentinum Ol. 121,1 anzusetzen, wie bei Diodor, nicht Ol. 121,2, wie das in unseren Geschichtstabellen stehende Jahr 295 v. Chr. erfordern würde. Dies nachzuweisen, bleibt ebenfalls der Berechnung der Keltenzüge vorbehalten. Andere ältere Ereignisse, deren Olympiadenjahr angegeben würde, sind mir ausser dem Gründungsjahr für Rom (Ol. 7,2) nicht gegenwärtig.

Aber schon dieses (Dionys. 1,74), welches auch von Diodor 7,3 als das seinige überliefert wird, lässt uns vermuten, dass zwischen der Olympiadenzählung des Polybius und Diodor auch sonst Übereinstimmung herrsche. Beide zählen eben nach Eratosthenes oder, was dasselbe ist und Diodor 1,5 von sich ausdrücklich angiebt, nach Apollodor.

Vergleichen wir das bei Schäfer (griech. Quellenkunde p. 107) abgedruckte Schema des Eratosthenes mit den Angaben Diodors an der eben genannten Stelle, so zählen beide 80 Jahre von Trojas Zerstörung bis zur Rückkehr der Herakliden, von hier an bis zur 1. Olympiade Eratosthenes 327, Diodor aber, der stets beide Endtermine einrechnet, 328 Jahre. Diese Zählweise Diodors erhellt nämlich unzweifelhaft aus Stellen wie 16,22, wo der Bundesgenossenkrieg, der nach ihm von Ol. 105,3—106,1 dauert, ein dreijähriger genannt wird, 16,95, wo Diodor dem Philipp, der nach ihm von Ol. 105,2 bis 111,1 regiert, 24 Jahre zuspricht, 14,2, wo er die Zeit von den 30 Tyrannen bis zur Verbrennung Roms (Ol. 94,1 bis 98,2) als 18 Jahre angiebt. Hier bezeichnet er das Jahr der 30 Tyrannen zugleich als das 780. nach Troja, während er im Jahre vorher sagt, es seien bis dahin 779 Jahre. Er rechnet also bei den Kardinalzahlen Anfangs- und Endtermin mit, gebraucht aber die sich so ergebende Kardinalzahl auch in der Ordinalform. Nach unserer Rechnung wäre Trojas Fall danach 1183, Aegospotami 405, die 30 Tyrannen 404 zu setzen.

Was die übrigen Daten der Tabelle des Eratosthenes betrifft, so kehren sämtliche Olympiadenjahre derselben von Xerxes (Ol. 75,1) bis zu Alexanders Tod (Ol. 114,1) bei Diodor wieder, und wird dadurch die obige Behauptung, dass Diodor sich der Chronologie des Eratosthenes bediente, vollständig sicher gestellt. Nur beim Beginn des peloponnesischen Krieges scheint ihn seine von der des Eratosthenes abweichende

Zählweise irre geführt zu haben. Eratosthenes rechnete nur einen Endtermin mit und nennt die Zeit von Anfang des peloponnesischen Krieges bis auf die Schlacht von Aegospotami deshalb 27 Jahre. Dieselben 27 Jahre wiederholt Diodor 12,37, während er nach seiner Zählweise 28 Jahre dafür sagen sollte. Nun giebt er zwar diese Notiz schon unter Ol. 87,1, lässt aber den Krieg infolge der missverstandenen 27 Jahre erst Ol. 87,2 beginnen. Curtius setzt den Anfang des Krieges wie Eratosthenes in Ol. 87,1, ebenso Aegospotami Ol. 93,4, aber auch die Herrschaft der Dreissig noch in Ol. 93,4, die nach Diodor erst Ol. 94,1 fällt. Übrigens spricht Diodor schon unter Ol. 93,4 nach der Schlacht von Aegospotami (13,108) von dem Ende des Krieges und seiner 27jährigen Dauer; er rechnet also gegen Eratosthenes ein Kriegsjahr zu wenig und lässt den Krieg deshalb erst ein Jahr später anfangen.

Dass nun Polybius ebenfalls nach der Tabelle des Eratosthenes rechnete, ist schon darum anzunehmen, weil damals schwerlich noch eine andere gebraucht wurde, wird aber auch dadurch bestätigt, dass er gerade von den durch Eratosthenes chronologisch festgestellten Ereignissen aus andere berechnet. So dürfen wir also auch für Xerxes Ol. 75,1, für Aegospotami Ol. 93,4, für Leuctra Ol. 102,2 bei ihm voraussetzen. In allen diesen Daten stimmte er mit Diodor überein und demnach auch im antalcidischen Frieden, den er mit Diodor in Ol. 98,2 setzen musste. Damit erhalten wir zugleich die für uns viel wichtigere Übereinstimmung von Diodor und Polybius für die Schlacht an der Allia. Diodor setzt dieselbe (14,110) in Ol. 98,2 unter den Archon Theodotos und ebenso also auch Polybius 1,6.

Gehen wir nun zu der Betrachtung der Zeit nach Alexanders Tode über, so ist uns leider Diodors Werk im Zusammenhang nur bis Ol. 119,3 d. h. bis zum Jahre vor der Schlacht von Ipsus erhalten, die danach in Ol. 119,4 fiele, bis dahin also nur eine Vergleichung möglich. Zunächst fällt nach Eratosthenes Alexanders Tod auf Ol. 114,1, und unter diesem Jahre wird er auch bei Diodor 17,117 erzählt, während ihn unsere Geschichtstabellen auf Ol. 114,2 verlegen. Nach Eratosthenes regierte er kurzweg 12 Jahre, nach Diodor 12 Jahre und 7 Monate, nach Arrian 28,1 sogar 12 Jahre und 8 Monate. Peter berechnet (Zeittafel p. 126, Anmerk. 34) seinen Tod auf den 12. Juni 323 v. Chr. oder Ol. 114,2. Da jedoch die Olympiade etwa Mitte Juli beginnt d. h. mindestens einen Monat nach dem 12. Juni, so müsste sein Regierungsantritt etwa auf Mitte Oktober oder November 336 fallen,

käme dann aber nur bis in den Anfang von Ol. 111,2. Lassen wir also als Todesjahr Philipps Ol. 111,1 gelten, so dürfen wir auch für das Todesjahr Alexanders bei Ol. 114,1 stehen bleiben, natürlich ganz gegen das Ende dieses Olympiadenjahres, wie ihn ja auch Diodor als das letzte der Ereignisse dieses Jahres berichtet. Auch die Schlacht von Ipsus würde, wenn sie ein Jahr nach Ol. 119,3, dem letzten uns erhaltenen Jahre Diodors fällt, nach Diodor in Ol. 119,4 d. h. ein Jahr früher zu setzen sein als bei Peter, wo sie unter Ol. 120,1 verzeichnet ist. Ebenso wird bei Diodor 18,17 die Schlacht bei Crannon unter Ol. 114,2, bei Peter unter Ol. 114,3 erwähnt. Zählen wir endlich bei Livius, indem wir die Konsuln M. Livius und M. Aemilius mit dem schon genannten Olympiadenjahre 119,3 bezeichnen, weiter, natürlich ohne das letzte der Diktatorenjahre (453 = 301) mitzurechnen, die weder Livius noch Diodor noch Polybius, überhaupt keiner der Annalisten kennt, so erhalten wir für die Schlacht von Sentinum das Olympiadenjahr 121,1, da dieselbe 6 Konsulate nach dem oben erwähnten von Livius berichtet wird. Auch diese fällt aber nach unseren Geschichtstabellen auf 295 v. Ch. oder Ol. 121,2, und so findet sie sich sogar fälschlich vom Herausgeber des Diodor zu Buch 21 fragm. 13 verzeichnet.

Hiernach dürfen wir annehmen, dass Diodors Rechnung seit Alexanders Tode regelmässig um ein Jahr hinter unserer Olympiadenzählung zurückbleibt. Da wir nun dasselbe Resultat für Polybius schon gewonnen haben, welches wir freilich nur bis auf Pyrrhus Ol. 124,4 zurück verfolgen konnten, so ist damit der Beweis erbracht, dass Polybius und Diodor auch in der Zählung der Jahre nach Alexanders Tode übereinstimmten und somit eine völlige Gleichheit der Zählweise beider erwiesen. Beide rechnen nach der zu ihrer Zeit allein gültigen trojanischen Aera des Eratosthenes, die von Apollodor etwa bis zu demselben Jahre weitergeführt war, bis zu welchem das Geschichtswerk des Polybius reichte, indem Apollodors Chronik (Schäfer, Quellenkunde p. 109) rund 1040 Jahre nach Trojas Fall umfasste. Sie enthielt also entschieden auch die Hauptdaten der römischen Geschichte, speziell den 2. und 3. punischen Krieg. Eratosthenes, der schon 194 v. Ch. und zwar im Alter von 81 Jahren starb, hatte die Tabelle vielleicht nur bis zu Alexanders Tode entworfen und Apollodor sie dann fortgesetzt.

Wenn nun von Dionys. 1,74 berichtet wird, dass auch Cato sich der Aera des Eratosthenes bedient habe, nicht so jedoch, dass er die römische Geschichte nach Olympiadenjahren

ordnete, sondern nur so, dass er die Gründung Roms 432 Jahre nach Trojas Zerstörung ansetzte, darf man weiter annehmen, dass die catonische Rechnung mit der des Eratosthenes auch wirklich gestimmt habe. Durch Cato muss also die griechische Rechnung in Rom eingeführt sein und ziemlich bald allgemeine, insbesondere offizielle Geltung bei den pontifices gefunden haben. Dass Polybius, wenn er für die Stadtgründung Ol. 7,2 annahm, darin mit der Geschichtstabelle der pontifices übereinstimmte, scheint gerade aus der Stelle des Dionys. hervorzugehen, wo derselbe dies nicht als einen genügenden Grund anerkennen will, weshalb sich ein Geschichtsschreiber eigener Nachrechnung und Forschung entziehen dürfe. Wenn ferner in Paulys Realencycl. II. Aufl. unter Aera gesagt ist, dass sich nach Solin 1 der offiziellen Stadtaera schon Eratosthenes und Apollodor, sicher Polybius und später Lutatius Catulus, Nepos und Diodor bedient hätten, so muss man dies natürlich umdrehen und in Eratosthenes Aera die erste und massgebende für die andern erkennen.

Wie kam es denn aber, dass sich Dionys auf Cato und dessen 432 Jahre seit der Einnahme Trojas berufen konnte und gleichwohl hinter der bisher besprochenen allgemein gültigen Aera um ein Jahr zurückblieb? Höchst wahrscheinlich dadurch, dass er bei seinen Rechnungen Anfangs- und Endtermin mitzählte, während Polybius wie Cato bloss den einen Termin mitrechnete. Dafür scheint mir schon Diodors Angabe zu sprechen, der ja Anfangs- und Endtermin zählt und deshalb 433 Jahre von Trojas Zerstörung bis auf seine Stadtgründung Ol. 7,2 angiebt. Dasselbe folgt weiter daraus, dass nach Photios (Schäfer, Quellenkunde p. 75) des Dionysius Werk mit dem Olympiadenjahre 128,3 schloss, bis wohin auch das Werk des Timaeus reichte, den gerade wieder Polybius, der mit Ol. 129,1 beginnt, nach Buch 1,5 direkt fortsetzte. Demnach würde das Endjahr des Dionys nach Polybius-Eratosthenes vielmehr Ol. 128,4 heissen. Timaeus starb (Schäfer p. 84) in den ersten Zeiten des 1. punischen Krieges. Er war also älter als Eratosthenes, der erst 275 geboren wurde, konnte mithin nicht nach Eratosthenes rechnen. Wahrscheinlich rechnete er anders als Eratosthenes, wie er ja auch nach Dionys Roms und Carthagos Gründung in dasselbe Jahr setzte. Vielleicht fand Dionys schon seine Zählung bei Timaeus vor, besonders ist es nicht unmöglich, dass Dionys, wenn er von der Schlacht an der Allia behauptet, dass sie in Ol. 98,1 falle, worüber beinahe alle einig wären, zunächst an seinen sicilischen Vorgänger denkt. Jedenfalls ist aber diese Behauptung des

Dionys unrichtig, indem gerade Polybius und Diodor hier Ol. 98,2 angeben, ferner die zu des Dionysius Zeit schon bekannte varronische Aera erst recht ein anderes Jahr verlangte. Dionys scheint eben, um den Polybius, für den selbst die pontifices sprachen, zu widerlegen, mehr zu behaupten, als er beweisen konnte. Dass Dionys auch sonst Anfangs- und Endtermin mitrechnet, geht aus der Angabe hervor, dass er Buch 1,7 von Roms Gründung (nach ihm Ol. 7,1) bis auf Ol. 193,1 : 745 Jahre zählte. Auch konnte Dionys viel leichter unrichtige Olympiadenjahre für die Zeit bis zum 1. punischen Kriege angeben als Polybius, dessen Geschichte die Gegenwart erzählte, für die ihm die Olympiadenfolge bekannt sein musste, ohne dass Dionys zu bemerken brauchte, dass an irgend einer Stelle schliesslich eine Jahreslücke blieb. Wir dürfen also diese dionysische, angeblich catonische Zählung ganz bei Seite lassen, zumal sie ausserdem nur noch bei Solinus vorkommt. Beiläufig sei erwähnt, dass man aus der Aera des Eratosthenes-Cato-Polybius die varronische durch Einschiebung der 4 Diktatorenjahre erhielt. Diese gebrauchte Atticus und in seinen späteren Jahren auch Cicero, der früherhin nach den griechischen Annalen und Polybius rechnete. Hier kommen besonders die chronologischen Angaben im 2. Buch der Republik in Frage, über die noch zu sprechen sein wird.

Ist somit die Chronologie des Polybius und Diodor für uns schon von der grössten Wichtigkeit, so kommt, um den Wert dieser Geschichtswerke zu erhöhen, weiter die verhältnismässig hohe Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit der von ihnen uns hinterlassenen Nachrichten hinzu. Wir haben dieselben hier lediglich ins Auge zu fassen, soweit sie die Zeit der älteren Quinctier d. h. in runder Summe die Jahre 280—400 ab urbe oder etwa die Zeit von der Niederlage der Römer an der Cremera bis zum Beginn der Samniterkriege betreffen. Für diese Zeit liefert Polybius nur die kurze Zusammenstellung der gallischen Einfälle. Hierfür ist der Bericht des Polybius nicht bloss deshalb fast allein brauchbar, weil dieser der einzige wirklich kritische Historiker ist, der sich darüber auslässt, sondern auch darum, weil er noch Geschichtsquellen von ziemlicher Reinheit benutzte, welche die Schriftsteller der letzten Jahrzehnte v. Chr., vor allen Livius und Dionys, zumeist verschmähten, indem sie die ausführlicheren, besser stilisierten und interessanteren, dafür aber desto unzuverlässigeren Annalisten der sullanischen Zeit bevorzugten. Für Polybius ist natürlich an niemand anders zu denken als an Fabius Pictor, weil dieser griechisch schrieb

und also schon deswegen für den Griechen Polybius sowie später für Diodor bequemer zu gebrauchen war als Cato und andere lateinisch Schreibende, an Fabius, der als der Vater der römischen Geschichtsschreibung angesehen wurde und sich verhältnismässig kurz fasste, so lange er von den älteren Ereignissen sprach, etwa die Sagengeschichte von der Gründung Roms und den Königen ausgenommen, die vermutlich in grösserer Ausdehnung vorgetragen war. Dies wird nämlich Dionys 1,7 ausdrücklich von Fabius wie von Cato gesagt, gilt also jedenfalls von der für uns in Frage kommenden Zeit der älteren Quinctier. Wenn aber dann Dionys wie auch Livius, ersterer noch mehr als letzterer, so vieles ganz haarklein von dieser ältesten Zeit zu berichten weiss, so muss sich inzwischen die Masse der Materials unter den Händen der späteren Annalisten, besonders des Valerius Antias und Licinius Macer durch willkürliche Ausschmückung und Zusätze vermehrt haben. So unzweifelhaft es daher ist, dass diese jüngeren Annalisten, von denen sich die Vulgärtradition ableitet, den mageren historischen Stoff der früheren Zeit vermehrt d. h. gefälscht haben, ebenso sicher ist es, dass die älteren Stadtchroniken, die schon lange vor der Zeit des Fabius in Gestalt von Geschichtstabellen geführt wurden, verhältnismässig dürftig waren, sich zunächst als kurze Notizen an die Magistratstafel anschlossen und in diese allmählich immer zahlreicher die wichtigsten Ereignisse entweder ziemlich gleichzeitig oder doch wenig später eintrugen. Aber selbst die Magistratsliste lässt sich für die älteste Zeit bis zum gallischen Brande und noch darüber hinaus nicht so bestimmt feststellen, dass man sie ohne weiteres als Grundlage für die Geschichtsschreibung verwenden könnte. Nach Mommsen kommen hauptsächlich 2 Klassen von Fasten in Betracht. Die eine wird allein durch Diodor vertreten, der etwa vom Jahre 268 Roms, also noch vor dem ersten Auftreten eines Quinctiers, zu Anfang jedes Jahres ausser den athenischen Archonten und den Olympiadenjahren auch die römischen Eponymen nennt. Die andere Gruppe, die von der ersten mehrfach abweicht, unter sich aber zumeist übereinstimmt, ist die durch Livius und Dionysius repräsentierte, zu der auch die uns noch erhaltenen fasti capitolini und deren Abschriften, der Anonymus Norisianus, Idatius, die Paschalchronik in nächster Beziehung stehen, so jedoch, dass Livius vor den übrigen zumeist auch hierin den Vorzug verdient. Ferner besitzen wir noch aus Livius selbst einen Fastenauszug von Cassiodor. Wenn nun Mommsen (Forschungen II. Fabius und Diodor), wie jetzt fast allgemein anerkannt wird, den

Beweis geführt hat, dass die Fasten Diodors durchaus die besten sind, die wir besitzen, so hat er ferner ebendort darzuthun versucht, dass auch die Geschichtserzählung für die ältere Zeit, also auch für die Quinctier, bei Diodor in der Hauptsache auf Fabius zurückgeht.

Wir besitzen demnach bei Diodor wie bei Polybius Nachrichten, die von dem ältesten und zugleich zuverlässigsten Gewährsmann herrühren. Freilich ist eine Thatsache damit, dass sie von Fabius berichtet wird, auch noch nicht als wahr erwiesen. Aber wir erhalten wenigstens in Fabius etwa die Summe von dem, was zu seiner Zeit teils in den Stadtchroniken zu lesen war, teils aus der nicht selten sagenhaften Überlieferung der römischen Adelsgeschlechter hinzugefügt werden konnte, wie sie mit besonderer Angabe der bekleideten Staatsämter unter den Ahnenbildern verzeichnet stand und jedesmal beim Tode eines Geschlechtsgenossen von den überlebenden Mitgliedern des Geschlechtes in rühmender Leichenrede auf öffentlichem Markte vernommen wurde. Die oben erwähnte Kürze des Fabius in der Darstellung dieser Zeiten beweist ebenso sehr, dass er nicht mehr gab als seine Quellen enthielten, wie die Ausführlichkeit des Dionys und Livius bestimmt darauf hinzeigt, dass wir es bei ihnen nur zum kleinsten Teile mit verbürgter Überlieferung zu thun haben.

Fabius gehörte dem berühmten Adelsgeschlechte gleichen Namens an und hat darum in seiner Geschichte zugleich eine Verherrlichung seines erlauchten Hauses geliefert. Er selbst war in Kriegs- und Friedensgeschäften mehrfach thätig, und ihm als Senator stand das gesamte historische Material seiner Zeit unbedingt zur Verfügung. Bekannt ist, dass er als Kriegstribun am Bojerkrieg vom Jahre 225 v. Chr. teilnahm und im Jahre 216 v. Chr. als Gesandter zum Orakel nach Delphi ging. Hat man mit Zuhülfenahme der ersteren Thatsache erwiesen, dass die Darstellung der Gallierzüge bei Polybius aus diesem Grunde dem Fabius entlehnt sein muss, so ergab sich ebenso aus der anderen, dass die verhältnismässig sehr weitschweifige Erzählung bei Diodor von der älteren römischen Gesandtschaft an das Orakel nach der Einnahme von Veji gerade deshalb auf Fabius zurückzuführen sei. Abgesehen von diesen vereinzelten Daten über des Fabius Zeit und Stellung, nach denen er ungefähr als ein etwas jüngerer Zeitgenosse des Eratosthenes anzusehen ist, wissen wir von ihm wenig Bestimmtes, da von seinem Geschichtswerke ausser kurzen Citaten bei späteren Schriftstellern nichts auf uns gekommen ist, wenn er vielleicht auch die Grundzüge für alle spätere

römische Geschichtsschreibung lieferte. Nach ihm wurde Rom Ol. 8,1 gegründet (Schäfer Quellenkunde p. 12 die Stellen bei Dionys und Solin) d. h. 3 Jahre später als nach der Rechnung des Eratosthenes-Polybius. Damit verbinden wir eine Stelle aus des Fabius Annalen bei Gellius 5,5: tum primum ex plebe alter consul factus est duo et vicesimo anno postquam Romam Galli ceperunt, d. h. nach Fabius wurde 21 Jahre nach der Verbrennung Roms zum erstenmal ein Plebejer Konsul. Obwohl nämlich Fabius zunächst griechisch schrieb, muss es von seinem Werke doch später eine lateinische Übersetzung gegeben haben, die nach des Gellius Aussage für alt und sehr wertvoll galt. Wir dürfen daher diese Nachricht entschieden als gleichlautend mit einer älteren des griechischen Fabius ansehen und demnach behaupten, dass bei Fabius die Zeit von der Schlacht an der Allia bis zum ersten plebejischen Konsulat nur 21 Jahre betrug, während Diodor und Livius hier 24 Jahre haben. Da nun von selbst einleuchtet, dass alsdann nicht das plebejische Konsulat, sondern die Schlacht an der Allia anders datiert sein musste, nämlich 3 Jahre später, so gewinnen wir hiermit zugleich eine Erklärung dafür, dass auch das Gründungsjahr bei Fabius 3 Jahre später als bei Diodor fiel. Es ist mithin ein Teil der bekannten Fülljahre dort erst nach Fabius eingeschoben. Weshalb dies freilich geschah, lässt sich nicht so leicht erklären; wahrscheinlich aber wohl, um die römische Rechnung mit der neu aufgekommenen des Eratosthenes in Einklang zu bringen, wobei man sich vielleicht an einen älteren griechischen Synchronismus hielt. Dass wenigstens Fabius sich nicht nach Eratosthenes zu richten brauchte, ergiebt einmal die geringe Zeitdifferenz zwischen der Lebenszeit beider, scheint aber ferner der Umstand geradezu zu beweisen, dass die Einführung der neuen Zeitrechnung an Catos Namen gebunden ist. Wir erhalten dann auch für Fabius die bekannten 364 Jahre für die Zeit von der Stadtgründung bis zur Verbrennung Roms. Schon aus diesem Grunde kann ich mich mit Mommsens Behauptung nicht befreunden, dass Fabius bis dahin nur 360 Jahre gezählt habe. Aber ausserdem steht Mommsens Beweisführung auf schwachen Füssen. Er findet nämlich die gewünschte Zahl allein bei Cicero angegeben, der doch auch sonst in seinen historischen Angaben wenig sorgfältig ist, wo de re publica 2,30 und 31 allerdings zweimal 240 Jahre der Könige vorkommen, jedoch beim zweiten Male fere, beim ersten sogar noch ausdrücklich paulo amplius cum interregnis hinzugefügt ist. Es ist also die Zahl 240 hier wie bei Plutarch Camill

22 die (etwas über) 360 Jahre bis zur Allia als runde Summe aufzufassen. Mommsen sucht indes die Zahl von 240 Jahren auch durch Addition der einzelnen Königsjahre zu erzielen. Obwohl nun nicht die Regierungsjahre sämtlicher Könige bei Cicero erwähnt sind, glaubt er doch die fehlenden anders woher ergänzen zu dürfen. Dennoch erhält er bei seiner Addition nur 238 Jahre und sieht sich deshalb genötigt, noch 2 Jahre der Interregnen hinzuzufügen. Die Schwierigkeit entsteht dadurch, dass bei Cicero für Numa nur 39 Jahre angegeben werden. Aber war nicht undequadraginta leicht mit unum et quadraginta zu verwechseln, wenn auch Cicero gerade hier den Polybius als seinen Gewährsmann nennt? Es braucht nur in einer frühen Abschrift Ciceros bereits der Irrtum begangen zu sein, um zu erklären, dass Augustin ihn dort schon vorfand. Übrigens nennt Augustin C. D. 3,9 anscheinend neben Ciceros 39 Jahren (Schwegler R. G. I.) auch die geläufigeren 43 für Numa. Wenn sonach ein Fehler im Texte Ciceros nicht ausgeschlossen ist, so wird derselbe dadurch zur Gewissheit, dass Cicero selbst cap. 10 nach den griechischen Annalen als Roms Gründungsjahr Ol. 7,2 hinstellt, ferner aber cap. 15 als Anfangsjahr des Superbus Ol. 62,1 angiebt. Da nämlich der letzte König nach Dionys 1,75 bis in das 25. Jahr regierte d. h. etwas über 24 Jahre, so setzen wir seine Vertreibung in Ol. 68,1. War nun Ol. 7,2 das Gründungsjahr nach den griechischen Annalen und fällt alsdann die Königsflucht auf Ol. 68,1, so dürfen wir das letztere Jahr, da ja Ol. 7,2 zugleich das polybische Gründungsjahr war, auch als des Polybius Jahr für die Vertreibung der Könige in Anspruch nehmen. Ist dies richtig, so brauchen wir uns auch nicht mehr, wie Mommsen thut, daran zu stossen, dass 28 Jahre vor Xerxes (Ol. 75,1) nach Polybius 3,22 das Konsulat des Brutus fiel, sondern alles ist in bester Ordnung. Bestätigt wird diese Rechnung dadurch, dass Diodor nach Eusebius 244 Jahre der Könige angab, wenn auch hier Mommsen durch Addition wieder nur 240 herausrechnet. Vielmehr sind die 244 Jahre Diodors, der ja Anfangs- und Endtermin mitzählt, gleich 243 Jahren nach unserer wie des Polybius und Eratosthenes Rechnung. Dieselben 243 Jahre finden sich dann wieder bei Hieronymus, Solin 1,30, Eutrop 1,8, Augustin C. D. 3,15, worauf vielleicht Ciceros wegen besonderes Gewicht zu legen ist. Nur Livius und Dionys 5,1 haben 244 Jahre, wobei aber der letztere ausdrücklich erklärt, dass noch 4 Monate an dem letzten Jahre fehlten. Und wirklich kommen ja, wenn man Roms Gründung auf den 21. April,

die Königsflucht auf den 1. September setzt, noch nicht einmal 243½ Jahr, sondern beinahe 3 Wochen weniger heraus. Vielleicht liesse sich hier einmal von der Regel Gebrauch machen, dass Polybius das Olympiadenjahr gleich dem achäischen Jahre setzt und somit die neue Olympiade erst vom 21. Sept. an rechnet, da ihm das Datum der Königsflucht gewiss bekannt war. Eine weitere Bestätigung unserer Behauptung liefert uns Mommsen, wenn er (Forschungen II. p. 379 Anmerk. 129) 121 Eponymen für Polybius von Brutus bis zur Allia zählt gegen 120 bei Dionys. Letzterer berechnet ein drittes Decemviratsjahr, dafür aber Diodor 2 Konsulate mehr. Freilich müssen dann die 5 bei Diodor fehlenden Jahreseponymen an der betreffenden Stelle eingestellt werden, oder man müsste denken, dass bei Diodor statt der ausgefallenen 5 Jahre (331—5 ab urbe) in den dem 10. Buche vorhergehenden verlorenen Büchern ein entsprechender Einschub gegen Livius und Dionys vorhanden war. Einfacher aber scheint es, den Ausfall jener 5 Jahre auf ein Versehen Diodors so lange zurückzuführen, bis sich ein triftiger Grund findet, die Eponymen jener Jahre zu verwerfen.

Weiter glaube ich nun je einen Beweis aus Polybius und Diodor dafür beibringen zu können, dass Fabius wirklich die Schlacht an der Allia 3 Jahre später als die übrigen Annalisten, also auf Ol. 99,1 ansetzte. Wir lesen zunächst bei Diodor unter Ol. 96,4 die Einnahme von Veji und weiter, dass dann dafür als Weihgeschenk von der Beute ein goldener Dreifuss nach Delphi geschickt sei. Hier nimmt Mommsen für die Gesandtschaft nach Delphi (Forschungen p. 288 Anmerk. 94) dasselbe Jahr wie für die Eroberung Veji's an, während sie nach Livius 5,28 erst 2 Jahre später, also auf Ol. 97,2 fällt. Diodor bringt nämlich nicht selten Ereignisse, die in eine spätere Zeit gehören, schon früher bei, indem er die einmal angefangene Erzählung gleich unter dem ersten Jahre zu Ende führt. Dies behauptet Mommsen selbst (II. p. 299) von dem Jahre der Schlacht an der Allia; man kann es also auch an unserer Stelle annehmen. Nun sagt aber Diodor 14,93, dass 137 Jahre später Lipara von den Römern erobert wurde, und Diodor 22 frag. 34 wird Ol. 132,1 als das Jahr der Eroberung Liparas (252 v. Chr.) angegeben. Dasselbe Jahr nimmt Mommsen R. G. I. p. 525 dafür an, und ebenso erhalten wir es bei Polybius, der den Anfang des Krieges auf Ol. 129,1 setzt, wenn Lipara 12 Jahre oder 3 Olympiaden nach Beginn des Krieges erobert wurde. Ziehen wir aber von Ol. 132,1 Ol. 97,2 ab, so erhalten wir nach

der Rechnung Diodors 140 Jahre, d. h. 3 Jahre mehr als Diodor angiebt. Man darf nun wohl behaupten, dass Diodor diese Zahl aus Fabius zugleich mit der Erzählung geschöpft habe, dass also, weil Fabius die Schlacht an der Allia 3 Jahre später als Diodor setzte, dessen Summe auch um 3 Jahre geringer ausfallen musste. Wer aber bei Fabius nicht wie bei Diodor beide Endtermine mitrechnen will, würde die Eroberung von Lipara um ein Jahr früher anzusetzen haben, was nach Polybius möglich ist und bei Peter und Mommsen (Forschungen p. 288 Anm. 94) auch geschieht. Doch ist die dort von Mommsen gegebene Erklärung der Stelle jedenfalls unhaltbar, zumal es scheint, als ob er meine, Diodor habe (wegen der einjährigen Anarchie statt der fünfjährigen) zwischen der Verbrennung Roms und dem Konsulat des Sextius nur 20 anstatt 24 Jahre gezählt. Vielmehr sind die 5 Jahre, deren Eponymen Diodor nach der Allia wiederholt, eben nichts als die 5 Fülljahre des Livius, so dass Diodor eigentlich 6 unbenannte Jahre hat, wie denn ja auch dem Livius ausser den 5 Fülljahren noch ein sechstes Jahr (378) fehlt: Beide haben also nur 17 Beamtenkollegien zwischen der Allia und dem Konsul Sextius benannt und zwar so, dass Livius das Kollegium Diodors vor der Anarchie nicht kennt und dafür ein Kollegium vor dem Konsulat des Sextius eingeschoben hat. Hält man Diodors Fasten für die besseren, so muss man des Livius letztes Kriegstribunenkollegium verwerfen.

Bei Polybius handelt es sich um die Berechnung der Keltenzüge. Auch hier kann ich Mommsens Ansicht nicht teilen, da er wieder bei Polybius, um unsere varronische Aera zu erhalten, ausser den 4 Diktatorenjahren noch 4 Fülljahre zu dem einen aus Diodor bekannten Jahre der Anarchie hinzufügen will, d. h. die Rechnung um 8 Jahre vermehrt. Wir werden finden, dass die bei Polybius angeführte Rechnung stimmt, sobald man 3 Jahre zu den von Polybius nach Fabius überlieferten Jahren addiert, d. h. annimmt, dass Fabius die Alliaschlacht 3 Jahre nach Ol. 98,2, nämlich Ol. 99,1 ansetzte. Die Rechnung lautet dann folgendermassen: Ol. 99,1 fällt die Alliaschlacht nach Fabius, 29 Jahre später Ol. 106,2 der Zug nach Alba, nach 11 Jahren Ol. 109,1 ein neuer Einfall, darauf 13 Jahre lang Ruhe bis Ol. 112,2. Dann sehen die Gallier, dass die römische Macht inzwischen so gewachsen ist, dass sie lieber auf 30 Jahre (Ol. 112,3—Ol. 120,1) Frieden schliessen. Im nächsten Jahre Ol. 120,2 erfolgt ein neuer Zug der Gallier im Bunde mit den Etruskern und Transalpinern und wieder 3 Jahre später Ol. 121,1 die Schlacht bei Sentinum, wo sie

mit den Samniten verbündet sind. Dies Jahr kennen wir bereits als dasjenige, in welches nach Diodor jene Schlacht fällt. Eigentlich wäre es hier gestattet abzubrechen, indem damit erwiesen ist, dass bei Hinzufügung der 3 Jahre zu Anfang die ganze Rechnung richtig und demnach die des Fabius ist. Worin ich von Mommsen abweiche, betrifft einzig das Jahr Ol. 112,2—3, indem ich wie Nissen (Mommsen II p. 364) den Friedensschluss erst in das den 13 Ruhejahren folgende Jahr verlege, Mommsen ihn noch in das letzte Jahr der Ruhe setzen will. Um aber zu zeigen, dass meine Zählweise auch zwischen 2 bekannten Grenzterminen richtig ist, füge ich die nächsten Daten noch hinzu: Es vergehen 10 Jahre nach Sentinum (bis Ol. 123,3) in Ruhe; im nächsten Jahre Kampf um Arretium und Gründung der Kolonie Sena; im folgenden Ol. 124,1 die Niederlage der Bojer am vadimonischen See; im nächsten (Ol. 124,2) eine zweite Niederlage, die dann den Frieden herbeiführt 2 Jahre vor Pyrrhus (Ol. 124,4). Dies Jahr ist uns schon bekannt als das des Polybius, wird übrigens auch von Pausanias 10,23,9 angegeben. Wenn aber so die zweite Zählung stimmt, bestätigt sie zugleich die Richtigkeit der ersten und damit die Entlehnung der dort angewandten Zählung aus Fabius.

Für unsere Quinctierzeit ist freilich aus Polybius nur ein geringer Gewinn zu ziehen; doch auch die Ausbeute aus Diodor ist keine allzu grosse, weil dessen Berichte über diese ganze Zeit sehr kurz sind, besonders soweit dabei Quinctier vorkommen. Wir sind daher vornehmlich auf seine Beamtenliste angewiesen, mit der die Geschichtserzählung kaum merklich zusammenhängt.

Was zunächst die Fastenliste Diodors betrifft, so weicht sie, wie natürlich, auch für die Quinctier von der geläufigen des Livius und Dionys ab: Es fehlen zunächst häufig die cognomina und stets die Iterationsziffern. Beides hat man mit Hülfe der Familientradition nnd der Stammbäume der Geschlechter erst in späterer Zeit in die alte Magistratstafel eingetragen. Beides kann uns also auch nicht als zuverlässiges Mittel zur Unterscheidung verschiedener Personen von gleichem Vor- und Hauptnamen dienen, sondern wir haben in diesen jüngeren Zusätzen häufig nur die Ansicht der späteren Überarbeiter der Liste vor uns. Wenn aber die Magistratsliste überhaupt erst nach den Diktatorenjahren unwandelbar fest wird, deren letztes auf 453 ab urbe d. h. nach unserer Quinctierzeit fällt, so ergiebt sich für die frühere Zeit noch die Möglichkeit einer weiteren Verschiedenheit in der Anordnung und

Auffassung derselben durch die Hinzufügung der cognomina und Iterationsziffern. Die wirklich vorhandenen Differenzen beider Fastenlisten sind folgende: Für Ol. 82,3 hat Diodor 12,3 das Consulat des L. Quinctius Cincinnatus und M. Fabius Vibulanus, das sämtlichen anderen Quellen unbekannt ist. Mommsen hat (Forschungen II p. 261) nachgewiesen, wie dieses Jahr wahrscheinlich der Sage von dem einen die Schlacht an der Cremera überlebenden Fabier zu Liebe ausfiel. Ferner verwechselt Diodor selbst oder seine Abschreiber die beiden Namen Quinctius und Quintilius in der Weise, dass er immer den ersten auch statt des zweiten setzt. Schon die verschiedenen Vornamen beweisen aber, dass wir es mit 2 verschiedenen Familien zu thun haben. So heissen die Quinctier nie Sextus Marcus Publius, welches gerade Vornamen der Quintilier sind. Es ist danach Diodor 12,7 und wahrscheinlich auch 14,35 Quintilius zu lesen wie bei Livius. Beiläufig sei erwähnt, dass an der ersten Stelle Diodors noch der Name Trigeminus sich findet, wofür bei Livius Curiatius als der zweite Konsul erscheint. Hier ist wohl Trigeminus als cognomen der Curiatier zu denken und damit die Sage von den beiden Drillingspaaren vor der Eroberung von Alba longa zu verbinden. Auch der Anonymus Noris., der ja gerade stets nur die cognomina angiebt, schreibt unter diesem Jahre Vero (d. h. Varo) et Trigemino.

Sodann führt Diodor 12,32 zu Ol. 85,4 die ersten 3 Consulartribunen an, darunter einen T. Quinctius. Für dasselbe Jahr nennt Livius ebenfalls zunächst 3 Kriegstribunen, die jedoch als vitio creati im 3. Monat den Konsuln L. Papirius und L. Sempronius Platz gemacht hätten, nennt aber den entsprechenden T. Caecilius, der dann bei Dionys 11,61 T. Cluilius Siculus heisst. Bei Livius liegt entschieden ein Fehler vor, indem kein Caecilier sonst T. geheissen hat. Aber auch die Lesart des Dionys ist wahrscheinlich falsch, weil ebenfalls für die Cloelier nur an dieser Stelle der Vorname T. vorkommen würde. Auf das cognomen bei Dionys ist nach dem Obigen kein Wert zu legen, da dies ein blosser Zusatz des Dionys oder der sullanischen Annalisten sein kann. Es würde sich also wieder die Lesart Diodors als die richtige empfehlen, zumal derselbe 15,57 (zu Ol. 102,3) auch einen P. Cloelius oder Cluilius kennt, ihn daher nicht leicht mit einem Quinctius verwechseln konnte, andererseits Livius wieder den T. Quinctius Barbatus als interrex, Joh. Lydus de mag. 1,38 sogar als Diktator anführt. Endlich fällt auf, dass die beiden Konsuln im nächsten Jahre auch noch Censoren ge-

wesen sein sollen. Das Letztere scheint das Richtige zu sein. Als Censoren waren sie auch wohl schon im Vorjahre im Amte, indem man zugleich mit der Einführung des Konsulartribunats Censoren erwählte, um die Censorengeschäfte den Konsulartribunen nicht zu überlassen (hierzu Schwegler). Dass sie Konsuln waren, folgerte man allein daraus, dass sie bei dem foedus Ardeatinum als Eponymen genannt waren. Vielleicht schlossen sie es als Censoren ab, und ist ihnen als den ersten Censoren irrtümlich der Titel der Konsuln beigelegt, der auch noch neu war, da dieselben vor dem Decemvirat Prätoren hiessen.

Weiter kennt Diodor 12,77 allein (für Ol. 90,1) das Konsulat des L. Quinctius und A. Sempronius, das in den übrigen Quellen fehlt. Wir werden es nach allem Bisherigen einfach mit Mommsen herzustellen haben. Umgekehrt schieben wir am Ende des 12. Buches nach Ol. 91,1 die bei Diodor fehlenden Quinctier der Jahre 331—336 ab urbe, die auch bei Dionys stehen und mitzählen, aus Livius ein, einen Konsul T. Quinctius Capitolinus für das Jahr 333 und einen Konsulartribunen L. Quinctius Cincinnatus zum Jahre 334. Freilich bin ich nicht im Stande, die Möglichkeit einer solchen Auslassung genügend zu erklären. Wahrscheinlich hatte aber Diodor sämtliche vorhergehenden Eponymen je 5 Jahre zu spät in seine Olympiadentabelle eingetragen und musste nun Ordnung schaffen. Auch ist nicht in Abrede zu stellen, dass die 5 nach der Schlacht an der Allia wiederholten Beamtenkollegien (eigentlich unbenannter Jahre) dazu die Veranlassung gegeben haben mögen. Nach welchem Plane aber und wann die vorauszusetzende Beamtenliste Diodors abgefasst gewesen sei, die von der Schlacht an der Allia bis auf den Konsul Sextius nur 19 Jahre zählte, die Allia mithin auf Ol. 99,3, die Gründung Roms auf Ol. 8,3 ansetzen würde, weiss ich nicht zu sagen. Dieselbe müsste kein Fülljahr weiter gekannt haben als das Jahr der Anarchie und somit ihr Alter noch über des Fabius Zeit hinausreichen, bei dem wahrscheinlich schon 2 Fülljahre ausserdem standen. Die Fastenliste von der Zeit nach der Alliaschlacht bis auf den Konsul Sextius scheint hiernach durchaus schlecht überliefert zu sein, und um so mehr hat man ein Recht, die Ansetzung der Schlacht als eine sehr unsichere zu betrachten ganz im Gegensatz zu dem, was Dionys 1,74 darüber sagt.

Einen weiteren Beleg für die geringe Glaubwürdigkeit der gewöhnlichen Tradition sogar in der Fastenliste hat Mommsen geliefert, indem er die nachträgliche Vermehrung

der Zahl der Mitglieder bei 11 Konsulartribunaten von 3 oder 4 bis auf 6 nachwies. Nur drei davon liegen vor der Schlacht an der Allia, die übrigen in der auch sonst verdächtigen Zeit nach der Alliaschlacht. Wenn aber die Überlieferung hier so unsicher ist, was sollen wir erst von der älteren Zeit halten! Müssen wir nicht glauben, dass die Zeit vor der Schlacht an der Allia noch unzuverlässiger überliefert sei, und dass dies, wenn es nach den erhaltenen Nachrichten kaum so aussieht, allein daher kommen könne, dass die Fälschung hier schon lange vorher vollzogen war und von allen Späteren als Wahrheit angenommen und wiedererzählt wurde? Dazu stimmt sehr wohl, wenn Livius mehrmals über die Dunkelheit der Ereignisse vor der Verbrennung Roms klagt und diese auf den Verlust der meisten Dokumente während des Brandes zurückführen will, wenn er verspricht, nun werde es besser werden, obwohl dies nach dem Obigen durchaus nicht der Fall ist, sondern die teilweise Sagenhaftigkeit der Berichte, wenn auch in abnehmendem Masse, noch bis zum Kriege gegen Pyrrhus anhält. Der Unterschied liegt lediglich im Grade derselben: Zuerst hat man lauter Sage, dann viel Sage mit etwas Wahrem, zuletzt meist Historisches mit nur etwas Sage.

Ferner berichtet Diodor 13,33 zu Ol. 92,1, dass damals 4 Konsulartribunen erwählt seien, während unsere Texte dort nur 2, also eine Lücke zeigen, in welche wir nach Livius 4,49 auch einen Q. Quinctius Cincinnatus einsetzen müssten. Aber freilich kommt Q. allein bei Livius als Vorname eines Quinctiers vor. Vielleicht ist ein Fehler in der Weise anzunehmen, dass nach dem Vornamen Q. sich irrtümlich der Name Quinctius statt des richtigen einschlich. Allerdings nennt Livius 4,61 denselben Namen gleich noch einmal, wo wiederum Diodor 14,17 zwar die Zahl der Konsulartribunen als 6 angiebt, 3 davon aber im Texte fehlen, darunter Q. Quinctius. Es liesse sich jedoch bei Livius derselbe Fehler wie vorhin denken.

Für Diodor 15,28 (Ol. 100,4) stellt Mommsen p 231 T. und L. Quinctius Capitolinus nach Livius her. Zu Diodor 15,36 bemerkt er, dass die Handschrift von Patmos wie Livius 6,18 T. Quinctius habe, und nimmt danach einen Fehler in den gewöhnlichen Texten an, was wir gelten lassen. Unter Ol. 102,4 hat Diodor 15,61 nur L. Quinctius, statt C. Quinctius aber, den Livius 6,32 angiebt, C. Cornelius. Wir werden Diodor folgen, wiewohl nach Diodor 16,53 der sonst bei den Quinctiern seltene Vorname C. ihnen zugesprochen werden muss, den übrigens bei Livius 41,12 später ein Flamininus führt.

Fraglicher ist die nächste Stelle bei Diodor 15,77, wo unter Ol. 103,4 möglicherweise ein Konsulartribun ausfiel. Livius hat 6,36 als sechsten wieder einen Q. Quinctius, der aber gerade wegen seines Vornamens Anstoss erregt, zumal wir in ihm einen zweiten Q. Quinctius annehmen müssten, da zwischen dem ersten Tribunat (339 ab urbe) und diesem letzten (385 ab urbe) 46 Jahre liegen.

Ferner weicht Diodor 16,53 (Ol. 108,1) von Livius ab, der 7,22 unter 403 ab urbe, obgleich er die Auswahl zwischen den Vornamen K. C. T. hatte, sich für T. entscheidet, während Diodor ihn C. nennt. Wir bleiben bei dem, was Diodor überliefert, weil es sich schon häufig bewährt hat.

Endlich giebt Diodor 16,59 zu Ol. 108,3 als den einen Konsul T. Quinctius an, vermutlich denselben, der schon 16,40 bei ihm (Ol. 107,2) als Konsul vorkam, während Livius weder ihn noch seinen Amtsgenossen, sondern zu 405 ab urbe zwei ganz andere Konsuln als Diodor anführt.

Haben wir somit sämtliche Glieder des quinctischen Geschlechtes besprochen, welche in Diodors Fastenliste anders benannt sind als bei Livius, so wollen wir danach den Stammbaum der Familie berichtigen, den Lübbert (de gentis Quinctiae comm. dom.) zunächst in Anlehnung an Livius aufgestellt hat, sonstige differierende historische Angaben Diodors aber später bei der Besprechung der einzelnen Quinctier nach Livius beibringen. 1. An T. Quinctius mit seinen sechs Konsulaten ist vorläufig nichts zu ändern. 2. L. Quinctius kommt bei Diodor 12,3 (zu Ol. 82,3) nur als Konsul hinter dem livianischen Jahre 289 ab urbe vor. 3. T. Quinctius stimmt mit Diodor. 4. Kaeso Quinctius ist Diodor unbekannt. 5. L. Quinctius haben wir bei Diodor nur zweimal als Konsulartribunen, indem das livianische Jahr 334 bei Diodor zu den 5 fehlenden gehört. 6. T. Quinctius stimmt bis auf das bei Diodor fehlende Jahr 334, für welches er statt L. in den fasti Capitolini als Consulartribun angeführt wird. Hier wäre also sogar eine Verwechselung der Vornamen L. und T. erwiesen; wir geben aber dem Livius den Vorzug. 7. und 12. Q. Quinctius sind zusammen zu fassen, obwohl Lübbert, ich weiss nicht weshalb, bei 12. T. schreibt. Dies sind die schon erwähnten 3 Konsulartribunate des Livius, die bei Diodor fehlen und wegen des sonst nicht vorkommenden Vornamens Anstoss erregen. Leider ist hierfür nicht einmal Dionys mehr heranzuziehen, dessen Werk mit dem ersten Konsulartribunat vom Jahre 311 abbricht. 8. T. Quinctius stimmt, ebenso 9. L. Quinctius; 10. L. Quinctius nur für 368; für das Jahr 369 bleibt zweifel-

haft, ob es diesem L. Cincinnatus oder dem unter 9. genannten Capitolinus angehört. Nach den fasti Capitolini müsste man es dem Cincinnatus überweisen und bei Livius ein Versehen annehmen; doch, wie schon früher bemerkt, sind des Livius Fasten häufig vorzuziehen. 11. T. Quinctius stimmt, wenn man für 370 (Diodor 15,36) der Handschrift von Patmos folgt, wo in unseren gewöhnlichen Texten M. steht. 13. T. Quinctius stimmt. 14. T. Quinctius erscheint auch für 400 als Konsul bei Diodor, während das Konsulat von 403 nach ihm einem C. Quinctius gehört. Dagegen hat Diodor 16,59 für T. noch ein Konsulat im Jahre 405, das Livius nicht kennt. 15. C. Quinctius, wofür wir mit Diodor C. Cornelius lesen. Nicht erwähnt ist bei Lübbert der erste curulische Aedil vom Jahre 388, der bei Livius Cn. Quinctius heisst. Hier ist wieder der Vorname verdächtig und dafür vielleicht C. zu schreiben. Sämtliche anderen Ämter der Quinctier übergehen wir vorläufig, da Diodor nur die Konsulate und Konsulartribunate derselben nennt.

Eine ausführliche Zusammenstellung des ganzen Materials für die Quinctier findet man in Pauly's Realenc. (Teuffel) unter Quinctia gens. Unter 3 Nummern werden zunächst die Capitolini aufgezählt (bei Lübbert 1, 3, 8) und als möglicherweise des dritten Bruder 4. der eben besprochene Aedil Cn. hinzugefügt. Es fehlt also der bei Lübbert unter 9 angesetzte L. Quinctius und der unter 13 aufgeführte T. Quinctius Cincinnatus Capitolinus, der bei Pauly unter 10 der Cincinnati steht, wahrscheinlich weil dieser Beiname der erste ist. Dann folgen die Cincinnati (Crispini), von denen uns aber nur die ersten 11 Nummern angehen. Hier weicht von Lübbert ab Nummer 8 Q. Quinctius, wofür Lübbert unter 12 T. schreibt, Nummer 10 ist der bei Lübbert unter den Capitolini genannte T. Quinctius Cincinnatus Capitolinus vom Jahre 386, der wie auch der vorhergehende Q. Quinctius bei Livius kein cognomen hat.

Aus dieser Betrachtung des Stammbaumes der Quinctier ergiebt sich schon, wie misslich überhaupt der Versuch ist, einen solchen aufzustellen. Wir würden im günstigsten Falle einen Stammbaum erhalten, wie ihn Livius oder auch vielleicht die Quinctier selbst zu Livius Zeit sich dachten, obwohl nach Livius sonstigem Verfahren (hierzu bei Mommsen Livius Verhalten gegenüber der Weihinschrift des Cossus auf dessen spolia opima Forschungen II, p. 241) kaum anzunehmen ist, dass er für sein Geschichtswerk jemals auch nur einen einzigen Stammbaum eingesehen hat. Aber da sicherlich selbst

der Stammbaum, den die Quinctier führten, ebenso wenig historisch verbürgt war, wie der von Mommsen beigebrachte und besprochene der älteren Fabier, so verlohnt es sich gar nicht, dergleichen Aufstellungen zu machen, wenn man damit nicht lediglich die ja auch sonst nachweisbare Unhaltbarkeit der Tradition über jene ältere Zeit belegen will.

Es bleibt uns nur übrig, die von Livius allein vollständig, aber auch im ganzen am besten und gewissenhaftesten wiedergegebene Vulgärtradition zu prüfen. Dionys nämlich, der hauptsächlich noch in Frage käme, ist zwar in vielen Stücken genauer, aufmerksamer und ausführlicher als Livius, gerade deshalb aber nur um so eifriger bemüht, entdeckte Schwierigkeiten zu heben, das Wunderbare oder Unglaubliche zu beseitigen oder abzuschwächen, kurz zwar glaubwürdiger zu erscheinen, ohne es aber zu sein. Wirkliche Kritik der Quellen kennt er noch weniger als Livius, ändert dagegen überall unbedenklich und stillschweigend, wo das, was er vorfindet, seinen vorgefassten Meinungen nicht entspricht. Er schreibt zugleich in der Absicht, seine Landsleute zu belehren, und bequemt sich schon deswegen vielfach deren Ansichten an, indem er andererseits ihr Urteil über römische Verhältnisse berichtigen will. Obwohl also z. B. Dionys in seiner Fastenliste bis zum Decemvirat nur das Jahr 290 vergisst, wie sich aus der beigefügten Olympiadenzählung leicht ersehen lässt, bei Livius mindestens die 2 Jahre 264 und 265 fehlen, dürfen wir doch aus den eben angeführten Gründen allein die Darstellung des Livius unserer Betrachtung zu Grunde legen, zumal Dionys zumeist dieselben jüngeren Annalisten wie Livius benutzt und unter ihnen gerade die redseligsten, also unglaubwürdigsten auswählt, Livius dagegen wenigstens bisweilen die antiquiores, besonders den Fabius, berücksichtigt, wenn er sie auch nicht selbst einsieht, sondern deren Berichte nur aus Macer oder Tubero kennen lernte (Mommsen Forschungen II p. 240). Im einzelnen die Quellen des Livius nachzuweisen, ist aber unmöglich, auch ganz unerspriesslich, da dieselben auch wieder keine ursprünglichen, sondern nur abgeleitete waren. Es hatte sich eben erst nach und nach unter den Händen der mehrfachen Bearbeiter der dürftige Stoff der alten Chroniken, verbunden mit den Sagen berühmter Geschlechter, wie er etwa bei Fabius noch ziemlich unvermittelt neben einander stand, zu dem breiten, glänzenden Strome der Erzählung entwickelt, wie er bei Livius vorliegt. Aber abgesehen von der Hinzufügung alles Details und der Motivierung der Thatsachen, die ja eine natürliche Aufgabe jener Annalisten war, bedienten

dieselben sich noch mancher anderen Mittel, um ihren Stoff zu vermehren: So der öfteren Wiederholung derselben Thatsache, besonders wenn der Ruhm verschiedener Geschlechter dabei im Spiele war, ferner der Einfügung ganzer Schlachtbeschreibungen und der Erdichtung von grossen Kriegen, Siegen und Triumphen, wo die alten Chroniken vielleicht kaum von einem kurzen Raubeinfall sprachen; endlich nicht selten geradezu einer Entstellung und Verkehrung der Thatsachen, wo sie von Niederlagen der Römer reden sollten und diese am liebsten in Siege umwandelten oder wenigstens verschwiegen oder, wenn auch dies nicht anging, einen völlig erfundenen Sieg der Niederlage alsbald folgen liessen.

Aus dem bisher Gesagten erkennt man, dass besonders die Kriegsgeschichte von diesen Annalisten vermehrt und verbessert wurde, die Darstellung der Verfassungsänderungen hingegen und der Gesetzgebung, überhaupt der inneren Verhältnisse, weniger gefälscht wurde. Aber auch hier sind nicht selten unabsichtliche Missverständnisse der alten Sitten und Einrichtungen mit untergelaufen, noch häufiger führte die gänzliche Entfesselung der politischen Leidenschaften in der Zeit der Bürgerkriege sogar absichtliche Fälschung herbei. Nach all diesem und bei der oben nachgewiesenen Unsicherheit selbst der ältesten Fastenüberlieferung muss man im ganzen mit Lewis und C. Peter die Unglaubwürdigkeit der älteren römischen Geschichte, insbesondere der Kriegsgeschichte, durchaus einräumen, und wenn man gleichwohl nicht alles über Bord werfen will, nur die hauptsächlichsten Thatsachen gelten lassen, wenn sie möglichst übereinstimmend überliefert erscheinen, in sich keinen Widerspruch enthalten, mit der späteren, besser verbürgten Geschichte vereinbar sind und der im allgemeinen bekannten Entwickelung Roms entsprechen.

Ehe wir jedoch zu der Betrachtung der einzelnen Quinctier übergehen, ist noch zweierlei zu erwähnen: Einmal nämlich, dass dieselben vorwiegend an kriegerischen Angelegenheiten, seltener an der inneren Entwicklung beteiligt sind, ja dass sie wenigstens bis zur Schlacht an der Allia hauptsächlich bei den unbedeutenderen, also auch unbekannteren und unsicherern Ereignissen genannt werden; ferner, dass die Tradition gerade für die ältesten unter ihnen am reichlichsten fliesst, hier alles ganz genau weiss, nach und nach aber immer dürftiger wird und unmittelbar vor dem Konsulat des Sextius nicht einmal mehr die cognomina hinzufügt. Nach der Schlacht an der Allia treten sie wieder als bedeutendere Heerführer auf, so aber, dass ihre Abstammung von den früheren und ihre Ver-

wandtschaft unter einander immer weniger ersichtlich wird und gerade über die letzten Vertreter der Familie vom Jahre 400, 403, 405 entweder schon des Livius Gewährsmänner unter sich oder er selbst mit dem von uns als zuverlässiger erkannten Diodor nicht übereinstimmt. So dürfen wir von vorn herein nur die bescheidensten Erwartungen hegen von dem, was ausser der durch Diodor verbürgten Fastenliste von den Quinctiern der Tradition übrig bleibt, und selbst die Daten der Abstammung nicht als glaubwürdige Überlieferung ansehen, sondern höchstens zur Kritik der sonstigen Überlieferung benutzen.

Was zunächst die Herkunft der gens Quinctia betrifft, so ist dieselbe ohne Zweifel als ein uraltes römisches Patriziergeschlecht zu betrachten; doch tritt uns schon hier die früher erwähnte Verwechselung von Quinctiern und Quintiliern entgegen. Nach Dionys 3,29 sollen nämlich die Quintilier, nach Livius 1,30 aber die Quinctier albanischen Ursprungs sein. Bei S. Aurelius Victor (origo gentis Rom. 22) werden die Fabier als Genossen des Remus, die Quintilier als die des Romulus genannt, quorum utrumque nomen etiam nunc in sacris (Lupercalibus?) manet. Mommsen will freilich hier Quinctier annehmen, wie bei Ovid fasti 2,378, wo doch die Quintilii durch das Versmass ausdrücklich geschützt sind. Auch bringt er für die Quinctii inschriftlich einen lupercus Quinctialis vetus bei. Aber wenn Ovid sich geirrt haben soll, ist dies einem Steinmetzen der Kaiserzeit oder dessen Auftraggeber gewiss erst recht zuzutrauen. Wenn endlich bei Diodor stets Quinctius steht, so darf man die Quinctier und Quintilier gerade so als ursprünglich ein und dasselbe Geschlecht betrachten, wie Mommsen dies (Forschungen II, p. 295) bei den Sergiern (Serviern) und Serviliern thut. Wie die Sergii (Forschungen I, p. 117) ein troisches, die Servilii ein albanisches Geschlecht heissen, könnte man die Quintilii mit Dionys als albanisches d. h. jüngeres, die Quinctii als das ältere (troische?) Geschlecht auffassen. Eben dasselbe giebt schon die Worterklärung an die Hand. Mit der Beziehung der Quinctier und Quintilier auf den Lupercusdienst kommen wir nicht weiter, falls der Luperkerdienst der historischen Zeit, wenn ich anders Mommsen (Forschungen II, p. 320 Anmerkung 53) recht verstehe, überhaupt keine Obliegenheit des fabischen (und quinctischen?) Geschlechtes war und auch gar nicht zu den sacra gentilicia gehörte. Jedenfalls stellt sich die gens Quinctia als die vornehmere, einflussreichere nicht bloss in unserer Zeit dar, sondern dasselbe war auch zur Zeit

des Augustus der Fall. Sollte vielleicht Ovid absichtlich Quintilius statt Quinctius geschrieben haben, in Rücksicht auf den bekannten Quintilius Varus, der dem augusteischen Dichterkreise sehr wert war und auf dessen Tod selbst Horaz ein Trauerlied dichtete?

Zum ersten Male wird ein T. Quinctius in der Geschichte erwähnt als Konsul des Jahres 283, noch etwas älter aber als dieser erscheint bei Livius der bekanntere L. Cincinnatus. Über beide ist Livius wie Dionys sehr ausführlich, über beide hat deshalb schon Lübbert eingehend gehandelt. Obgleich ich zwar Lübberts Ansicht nicht teile, sofern dieser neben anderen auch eine quinctische Familienchronik annimmt, da von solchen Familienchroniken überhaupt bei den Alten nichts verlautet und dieselben auch kaum soweit zurückreichen, vielmehr erst geraume Zeit später als die Stadtchroniken sich zu entwickeln pflegen, so muss doch hier eine alte Sagenmasse vorausgesetzt werden, die wie die Geschichten von Camillus, Manlius Torquatus, Valerius Corvus vielleicht in des Naevius oder Ennius poetischer Chronik zum ersten Male eine zusammenhängende Darstellung fanden. Ennius galt den Späteren ja nicht bloss als ihr Homer, sondern auch als eine historische Autorität und mochte vielleicht gerade dem gräcisierenden T. Quinctius Flamininus, dem Befreier der Griechen, durch Verherrlichung von dessen Ahnen seine Verehrung bezeigen wollen.

In der Schrift de gentis Quinctiae comm. dom. weist Lübbert nach, wie mehrere gleichartige Thaten von beiden Quinctiern erzählt werden, beide aber einander an Charakter und Handlungsweise wieder geradezu gegenüber gestellt werden, wodurch allerdings der eine als ein Gegenstück zum anderen, wenn nicht gänzlich erfunden, so doch hergerichtet erscheint.

Zuerst fallen uns die sechs Konsulate des T. Quinctius auf, zumal er weder daheim noch im Felde als der erste Mann seiner Zeit so unbedingt gelten kann wie Camillus oder Valerius Corvus. So oft nämlich eine aussergewöhnliche Sachlage vorkommt, tritt L. Quinctius für ihn ein, den er als Konsul 315 sogar zum Diktator ernennt. Unbegreiflich erscheinen deshalb bei T. Quinctius diese sechs Konsulate, die doch nur sehr wenigen beschieden waren; unbegreiflich, wie er schon in solcher Jugend 283 das Konsulat erlangen konnte, indem er erst nach 331 gestorben sein soll, während es der ältere und tüchtigere L. Quinctius viel später (298 nach Diodor oder vielleicht gerade darum bei Livius schon 4 Jahre rüher als suffectus) erhält. Erwägt man ferner, wie die sechs

Konsulate sich in 2 Serien gliedern, die volle 19 Jahre (von 289—308) auseinander liegen, während in jeder Serie die einzelnen Konsulate nach je drei, nur einmal nach 4 Jahren aufeinander folgen, so wird man geneigt sein, zwei verschiedene Titi anzunehmen. Dann käme L. Cincinnatus eher zum Konsulate als der jüngere Titus, dessen erstes Konsulat von 308 etwa 10 Jahre nach dem des Lucius fiele. Auch scheint es glaublicher, wenn T. Quinctius, der Konsul des Jahres 333, nicht erst 50 Jahre (wie bei 283), sondern nur 25 (wie bei 308) nach seinem Vater Konsul wurde. Da ferner der alte T. Quinctius 331 noch leben soll, so müsste er womöglich schon vor dem 30. Jahre Konsul geworden sein, der Sohn aber kaum mit 50 Jahren. Wenn jedoch des Cincinnatus Sohn erst 316 Konsulartribun wird, so war dieser nicht der älteste, sondern Kaeso schon 293 als Jüngling verbannt.

In das erste Konsulat des T. Quinctius von 283 fällt die lex Publilia Voleronis. Da sein Amtsgenosse Appius Claudius war, und dieser wie alle Claudier in der Tradition schon seine bestimmte volksfeindliche, streng aristokratische Richtung einnahm, (obwohl dieselbe beim Decemvir dieses Namens wie bei dem Censor Appius Claudius Caecus der wirklichen Geschichte keineswegs entspricht), so musste dieselbe Tradition den Quinctier naturgemäss als den milderen auffassen, zumal das Gesetz schliesslich durchging. Beides ist aber darum nichts weniger als verbürgt. In demselben Jahre soll nach Livius Krieg gegen die Aequer und Volsker geführt sein, während Diodor 12,30 erst zum Jahre 308 anfangs kleinere Gefechte, dann einen grossen Sieg der Römer erwähnt. Wenn aber auch Diodor vorher bedeutendere Ereignisse geradezu ausschliesst, so gerät doch Rom zu dieser Zeit unzweifelhaft allmählich in die grösste Not, die sich erst wieder vermindert, seitdem die westlichen Volsker (von Antium) vom Kampfplatze abtreten und nun die Aequer nach und nach zurückgedrängt werden. Daher meldet denn Livius mit Recht von Niederlagen unter Appius, giebt aber fälschlich die Unbeliebtheit des Appius als Grund dafür an. Dann schreibt er aber dem Quinctius als dem beliebteren Heerführer einen Sieg über die Aequer zu. Dieser ist wahrscheinlich in bekannter Weise gänzlich erfunden; der Krieg dauert daher fort. An der Konsulwahl für das Jahr 286 wollte sich das Volk nicht beteiligen, obgleich der eine der Konsuln der angeblich eben so verehrte T. Quinctius war. Man sieht, dass auch diese Aussage des Livius unhaltbar ist. Wieder soll T. Quinctius glücklich gekämpft haben, diesmal gegen die Volsker, aber nur durch List, nämlich mit Hülfe eines der

3 Strategemata des Frontinus. Zuletzt soll von ihm die feste Stadt Antium ohne Belagerung eingenommen sein. Dies gehört zu den offenkundigen Erfindungen, einmal als Doppelsetzung einer noch zweimal ausserdem erwähnten Thatsache, sodann auch, um die andere Thatsache, dass die Volsker bald darauf Antium wahrscheinlich als Friedenspreis erhielten, mit der erst kurz vorher geschehenen leichten Erwerbung wenigstens in etwas zu beschönigen. Viel glaublicher erscheint das Umgekehrte, dass man, wie Niebuhr meint, das bisher latinische Antium bald darauf den Volskern vertragsmässig abgetreten habe, um sich vor diesen vorläufig Ruhe zu verschaffen. Jedenfalls werden die Heldenthaten des Quinctius in diesem Jahre bis auf einen mässigen, im Ganzen entscheidungslosen Kampf aufzugeben sein. Im folgenden Jahre soll eine Ackeranweisung in dem eroberten Antium stattgefunden haben. Dies ist schon an sich in dieser Zeit der Not nicht gut möglich, besonders aber für Antium unglaublich; es müsste denn so verstanden werden, dass die Römer das schwer bedrängte Antium durch eine Besatzung noch zu retten versuchten, wofür die Abneigung der römischen Bürger, dorthin zu gehen, wohl sprechen könnte. Im Jahre 289 dauert der Krieg noch immer fort; derselbe wird aber nicht dem Quinctius, sondern dessen Amtsgenossen Fabius übertragen, was gerade nicht als ein Beweis für des Quinctius hervorragende kriegerische Befähigung angesehen werden kann. Aber die Feinde blieben auch so im Vorteil. Selbst in Rom geriet man in Schrecken, und der Belagerungszustand musste zeitweilig erklärt werden. Die Aequer waren inzwischen bis zum Algidus vorgedrungen. Daselbst halten sie sich viele Jahre und werden erst weit später wieder definitiv von dort verdrängt. Gleichwohl wird den Römern auch jetzt wieder Ruhm und Beute zugesprochen. In der That aber hatte sich ihre Bedrängnis von Seiten der Aequer und Volsker bedeutend gemehrt. Der Census, der dem Quinctius dann zugeschrieben wird, ist wie alle andern dieser Zeit erfunden, da die angegebenen Zahlen durchaus keinen Glauben verdienen. Im nächsten Jahre 290 dauert der Krieg noch immer unglücklich fort. Ein konsularisches Heer wird von den Aequern eingeschlossen, T. Quinctius ihm (angeblich als Prokonsul, was für diese Zeit ganz unerhört wäre und wohl als Konsular heissen soll) in der höchsten Gefahr mit Aufbietung aller verfügbaren Streitkräfte der Bundesgenossen zu Hülfe gesandt. Er rettete zwar den Konsul und dessen Heer, aber dennoch sah man in Rom vor Furcht Zeichen und Wunder und ordnete deshalb besondere Bettage an. Die eben genannte That des

T. Quinctius ist ganz gleichartig der bekannteren des L. Cincinnatus. Wenn beiden Angaben überhaupt etwas Thatsächliches zu Grunde liegt, so war mindestens die eine Zeit lang nur mündlich fortgepflanzte Tradition darüber unentschieden, für welchen von beiden Quinctiern sie sich erklären sollte. Die fasti capitolini treten für L. Cincinnatus den Diktator ein, ohne dass aber damit die Sache für uns erwiesen wäre, zumal vielleicht L. Quinctius, wenn überhaupt, dann nur wegen des Prozesses gegen den Ankläger seines Sohnes Kaeso Diktator wurde, nachdem es dem T. Quinctius als Quästor nicht gelungen war, Rache für seinen Geschlechtsgenossen zu nehmen. Von Dionys oder dessen Gewährsmann war die Geschichte noch so fortgebildet, dass er sogar dem Quästor T. Quinctius 296 die Befreiung einer eingeschlossenen Heeresmacht zuschrieb (den er 10,23 freilich ταμίας ὑπατικός nennt, was wohl gleich dem pro consule des Livius von 290 ist), wie vorher dem Prokonsul Titus und später dem Diktator Lucius. Aber die Missverständnisse und Doppelsetzungen liegen hier ja auf der Hand und ebenso, dass von römischen Siegen wenigstens kein sonderlicher Erfolg zu bemerken ist, sie also grösstenteils erfunden sind.

Zwischen diesen kriegerischen Ereignissen geschieht der Verurteilung des Kaeso, des ältesten Sohnes des L. Quinctius, Erwähnung. Dieser Vorname, der der Form nach vielmehr einem cognomen gleicht und also vielleicht ursprünglich eins war, ist später wohl gerade wegen seiner abweichenden Bildung ziemlich selten, muss aber früher geläufiger und kann nicht bloss bei den Fabiern und Quinctiern herkömmlich gewesen sein, die ihn, wie Mommsen Forschungen I, p. 17 will, als luperci (Riemenschläger) geführt hätten. Denn er findet sich auch für die Plebejer Acilius und Duilius; auch kommt der durch Weiterbildung (wie Quinctius von Quintus) entstandene Name Caesonius vor; endlich ist aber die Namensform Caesius üblich, die den gewöhnlichen Gentilnamen durchaus gleicht und die helle Augenfarbe bezeichnet. Plinius 7,9 freilich leitet entschieden Kaeso von caedere ab.

Von Kaeso Quinctius weiss nun die jüngere Tradition einen vollständigen Roman zu erzählen, der wahrscheinlich auf die ganz kurze Notiz der Stadtchronik zurückgeht, dass derselbe, weil er sich bei Gelegenheit der lex Terentilla an den Volkstribunen vergriffen, von diesen belangt und genötigt wurde, in die Verbannung zu gehen. Vielleicht war er auch bloss als erstes Beispiel dafür genannt, dass man sich durch Bürgschaftsstellung von persönlicher Untersuchungshaft be-

freien konnte. Denn dass er wegen Totschlags des älteren Volscius bestraft wurde, aufzuzeichnen, hätte sich nicht verlohnt, weil in diesen unruhigen Zeiten des Ständehaders Mord nichts Seltenes gewesen sein kann und sogar der Tribun Cn. Genucius ermordet sein soll. Vermutlich war auch das Jahr der Verbannung Kaesos nicht so fest bestimmt, dass man dieselbe nicht da einreihen konnte, wo man sie brauchte, nämlich vor dem Amtsjahr seines Vaters, um dessen strenges Auftreten gegen die Plebs damit zu motivieren und den Handstreich des Herdonius auf Rom, sowie das siegreiche Auftreten der Volsker gewissermassen zu erklären und zu entschuldigen. Bei Aurelius Victor de vir. ill. 17 wird die auch sonst bemerkbare Analogie zwischen Coriolan und Kaeso soweit getrieben, dass wie einst jener zu den Volskern, so auch dieser zu den Landesfeinden auf dem Algidus geflohen sein soll, mithin die Unglücksfälle der Römer beschönigt werden, indem hier wie dort der tapferste Römer seiner Zeit den Feinden gegen sein Vaterland Hülfe leistet. Als sicher darf man allerdings annehmen, dass Roms Widersacher die Zeit der inneren Streitigkeiten zu den empfindlichsten Schlägen gegen die römische Macht benutzten. Auch über das Ende des Kaeso gab es verschiedene Sagen, indem nach Livius derselbe anscheinend bald darauf seinen Tod fand, nach Cicero pro domo 32 aber später sogar wieder nach Rom zurückgerufen wurde. Ebenso gingen die Berichte über das Ende Coriolans auseinander bei Fabius, der ihn noch lange in der Verbannung ein elendes Dasein fristen liess, und in der gewöhnlichen Tradition, nach welcher er seinen Tod durch die Volsker oder durch seine eigene Hand fand. Es ist anzunehmen, dass die poetisch wirksameren Angaben statt der natürlicheren von den Späteren untergeschoben sind. Auf Ciceros nicht selten differierende Angaben möchte ich aber nur wenig geben, da derselbe seiner Natur als Redner entsprechend gar zu leicht die geschichtlichen Beispiele nach seinem augenblicklichen Bedürfnis zurecht gemacht haben kann.

Bei dem Prozess des Kaeso wird zum ersten Male auch der Name seines Vaters Lucius genannt. An diesen hat sich ein ganzer Komplex von Sagen, z. B. von seiner Armut und seiner Berufung vom Pfluge geheftet, und um diese unterzubringen, wurden ihm entschieden sogar Ämter angedichtet. Um seine letzte Diktatur von 315 gleich abzumachen (Dionys 12,2 scheint sogar drei zu kennen), die wegen des Spurius Maelius stattgefunden haben soll und die nach Dionys 12,14 von den ältesten Gewährsmännern (Cincius und Piso) direkt geleugnet

wurde, so ist auch seine erste Erwählung zum consul suffectus nach dem Tode des Valerius im Kampfe gegen Appius Herdonius sehr fraglich. Bei Diodor werden natürlich die nachgewählten Konsuln nicht angegeben. Aber es ist auch möglich, dass Valerius' Tod und also des Cincinnatus Erwählung an dessen Stelle direkt erfunden ist, um die nach der Überlieferung vom Konsul Valerius versprochene, dann aber von den Konsuln doch wieder hintertriebene Durchberatung der lex Terentilla zu rechtfertigen.

An die folgende Diktatur des Cincinnatus vom Jahre 296 knüpft sich die bekannteste That desselben, die Befreiung des eingeschlossenen Heeres auf dem Algidus. Eine ganz ähnliche Heldenthat wurde schon dem T. Quinctius im Jahre 290 zugeschrieben. Wenn sich hier die Person des Cincinnatus als die berühmtere zunächst als die wahrscheinlichere empfiehlt, wie ihm denn dafür auch ein Triumph zugeschrieben wird, so wäre das Ereignis doch etwa in das Konsulatsjahr 298 bei Diodor zu verlegen, obgleich deshalb freilich der grosse Sieg des Cincinnatus noch nicht zugegeben werden muss, da der Krieg auch nachher, allmählich freilich mit glücklicheren Erfolgen für die Römer, immer wieder ausbrach. Wenn die Annalisten aber dies Konsulat strichen, so verlegten sie das Ereignis dafür in die Diktatur Cincinnats von 296, wodurch die Daten in Cincinnats Leben näher aneinander gerückt wurden und einen besseren Zusammenhang mit Kaeso Quinctius gewannen. Wundert sich jedoch schon Livius billiger Weise, dass T. Quinctius bei seinen vielen Siegen nicht öfter (richtiger vielleicht gar nicht, da der Triumph de Antiatibus in den fasti capitolini fehlt) triumphiert hat, so werden wir eben alle jene Thaten entweder ganz zu streichen oder doch als viel unbedeutender anzusehen haben. Rom hätte bei solchen Siegen nicht, wie es doch der Fall war, den Volskern (oder genauer deren westlicher Gruppe) Antium 295 überlassen müssen, um nur den übrigen Feinden Stand halten zu können. Erst seit Antium den Volskern gehört, bekämpfen die Römer die Aequer und östlichen Volsker mit Glück. Unter die Diktatur des Cincinnatus soll auch die Bestrafung des Volscius fallen, durch dessen falsches Zeugnis Kaeso in die Verbannung getrieben wurde. Möglich wäre das freilich, aber es ist kaum glaublich, dass dieses an sich so unbedeutende Ereignis damals schon aufgezeichnet wurde, vielmehr ist anzunehmen, dass es erst nach der Ausschmückung des Prozesses des Kaeso als dessen natürliches Gegenstück hinzugefügt wurde.

Wie wenig die beiden Quinctier die bedeutenden Männer waren, als welche sie bisher erschienen, zeigt sich darin, dass sie während der nächsten 10 Jahre ganz vom Schauplatz verschwinden. Dies ist die Zeit des Decemvirats, welches nach allem als ein Sieg der Plebejer unter der Führung des Appius Claudius (303—304) aufzufassen ist. Offenbar stehen die Quinctier auf der Seite der Aristokraten und kommen darum erst nach der Revolution und dem Vergleich der beiden Parteien durch Valerius und Horatius wieder zur Geltung, indem 3 Jahre nach den leges Valeriae Horatiae 308 wieder ein T. Quinctius als Konsul erscheint. Sie haben also auch wohl kaum in der Person des Lucius, wie die Überlieferung meldet, als dieser consul suffectus war, dem Drängen des Volkes so kräftig widerstanden, mindestens aber zuletzt nachgegeben, als Appius sich der Staatsleitung bemächtigte. Wenn hier Diodor mit den leges Valeriae Horatiae zugleich die lex Canuleja und Licinia beibringt d. h. das, was die Plebs von Anfang an nach Livius 4,2 bei der Canuleja erstrebte, als schon damals erreicht, hinstellt, so wird er dies mit vollem Bewusstsein gethan und nicht deswegen das letzte Jahr der Konsulartribunen ausgelassen haben. Für ihn war die innere Geschichte überhaupt Nebensache, und er mochte das Recht, Konsulartribun zu werden, als nicht so wesentlich verschieden von dem Rechte, Konsul zu werden, ansehen, jedenfalls das erstere als das wichtigere erkennen und vielleicht den ganzen Verlauf der inneren Entwickelung auf einmal geben wollen, wie er ja auch sonst die Ereignisse gleich in ihrem Anfangsjahr bis zu Ende erzählt. Dass hier die ganze innere Entwickelung zusammengefasst ist, ergiebt sich daraus, dass zuerst die 10 Volkstribunen erwähnt werden, die schon in das Jahr 297 fallen, dann sogar 2 Plebejer sollen Konsuln werden dürfen, was noch über die lex Licinia hinausweist.

Kehren wir zu den Quinctiern zurück, so findet sich zunächst ein T. Quinctius wieder im Jahre 308 als Konsul angegeben. Dass dies möglicher Weise ein anderer war als der frühere Inhaber der 3 Konsulate, wurde schon bemerkt. Von ihm soll ein ansehnlicher Sieg bei Corbio über die Aequer und Volsker errungen sein, ohne dass er jedoch nachher triumphiert hätte. Dieser Sieg wird also wohl als ein kleineres Treffen aufzufassen sein. Da aber auch Diodor 12,30 von einem Volskerkrieg und einem grossen Siege berichtet und der andere Konsul Agrippa Furius gar sehr an den unglücklichen Feldherren vom Jahre 290 erinnert, so ist hier bei Corbio wohl wirklich ein Sieg des T. Quinctius zu verzeichnen.

Die ausführliche Schlachtbeschreibung ist natürlich erfunden und sieht überdies der Beschreibung der Schlacht bei Fidenae vom Jahre 317 sehr ähnlich, bei der sogar 2 Quinctier mitwirken. Zuletzt wird noch berichtet, dass das römische Volk in diesem Jahre die Mark von Corioli für sich beansprucht habe, als sich Aricia und Ardea darum stritten, und dass die Konsuln sich vergebens bemüht hätten, das Unrecht zu verhindern. Damit ist die Erzählung von Coriolis Eroberung durch Coriolanus ziemlich deutlich als Fabel hingestellt. Wenn dann 309 bei der Verhandlung über die lex Canuleja auch die Meinung der Quinctier erwähnt wird, die für Milde und gegen Blutvergiessen waren, so stand dergleichen unmöglich in der Stadtchronik, ist also von den Annalisten entsprechend dem Bilde hinzugefügt, welches sie sich von den Quinctiern einmal gemacht hatten und nach welchem deren Meinung als die bedeutender Männer als wichtig erscheinen musste. Über das Jahr 310, wo T. Quinctius von Diodor unter den ersten Konsulartribunen genannt wird, Livius ihn nur als interrex kennt, ist schon früher gesprochen. Damals wurde in der Person des L. Atilius Merenda zum ersten Male ein Plebejer Konsulartribun, und des Livius Angabe 5,12, dass erst 354 ein Plebejer diese Würde erhielt, ist also irrig (Mommsen I, p. 95). In demselben Jahre wurde die Censur vom Kriegstribunat abgezweigt.

Weil aber T. Quinctius schon wieder für 311 als Konsul erscheint, muss er ganz nach dem Herzen der damaligen Aristokratie gewesen sein, um 2 Jahre hinter einander das höchste Amt bekleiden zu können. Unter diesem Jahre wird von dem andern Konsul Geganius dieselbe Geschichte von der Einschliessung eines feindlichen Heeres unter dem Aequer Cloelius erzählt, der Ardea belagerte, die für das Jahr 296 vom Diktator L. Quinctius und dem Aequer Cloelius Gracchus auf dem Algidus berichtet war. Während jedoch bei Cincinnatus die Sachlage noch verwickelter so gedacht ist, dass ein römisches Heer erst durch die Aequer, dann diese durch Cincinnatus eingeschlossen werden, so umzingelt Geganius hier nur den Cloelius, der freilich seinerseits wieder Ardea umringt hatte, wo Adel und Volk sich um die Herrschaft streiten und der Adel nur mit Hülfe der Römer siegte. Beide Erzählungen sind sich sogar bis auf die Namen der feindlichen Heerführer gleich, während die dritte Erzählung vom Prokonsul T. Quinctius, der im Jahre 290 den ebenfalls von den Aequern eingeschlossenen Konsul Furius befreit, als eine 3. Version derselben Thatsache erscheint. Wir müssen es hier aussprechen, dass von den

beiden Quinctierthaten die des T. als die einfachere, auch als die glaubwürdigere sich darstellt; ob aber nicht die Erzählung von Geganius als die der Zeit nach am spätesten fallende zugleich die ursprüngliche ist, lässt sich nicht so leicht entscheiden. Jedenfalls hat sie vor der Erzählung von Cincinnatus den Vorzug, dass sie eher möglich ist, die Quinctier dagegen auch sonst in Sagen und Dichtungen reichlich bedacht wurden, man also gerade bei ihnen zum Zweifel geneigt sein muss. Überdies werden die Ereignisse bei Ardea wenigstens in gewissem Grade durch Diodor 12,34 bestätigt, der im Jahre 312 römische Kolonisten dorthin ziehen lässt. Dann bliebe freilich von der ganzen Tradition über L. Cincinnatus so gut wie nichts stehen, nämlich nur sein bei Diodor überliefertes Konsulat. In demselben Jahre wie Geganius im Felde, soll T. Quinctius daheim durch seine friedliche Verwaltung sich ausgezeichnet haben, was natürlich in keiner Chronik angegeben war. Wieder wird er dann 315 als Konsul genannt. Wie er damals das Einschreiten gegen Spurius Maelius von sich abgewälzt und dem Diktator L. Cincinnatus zugeschoben haben soll, wie dieser Bericht aber wahrscheinlich ein gefälschter ist, wurde früher besprochen. Es bliebe dann in diesem Jahre für T. Quinctius etwa nur die Schmach übrig, dass er als Konsul die Blutthat an Maelius nicht verhindert hat.

Mithin stellt sich als Ergebnis unserer Untersuchung heraus, dass die beiden Quinctier von den patriotischen Annalisten zwar mit fabelhaften Siegen geschmückt wurden, ihre Zeit aber vielmehr reich an Niederlagen war, von denen sich die Römer erst nach dem Decemvirat allmählich erholten, dass L. Quinctius durch seinen Sohn Kaeso und T. Quinctius nicht minder durch den Tod des Maelius sich eher einen schlimmen als einen rühmlichen Namen erworben haben sollte. Aber als echte Patrizier wurden sie gerade dadurch zu Musterbildern für die Nachkommen.

Während in der Folgezeit die Kriege mit den Aequern noch fortdauerten, entwickelte sich aus dem Kriege gegen Fidenae bald der grössere mit Veji oder auch so: Im Vertrauen auf Veji's Beistand wagte zunächst Fidenae den Kampf gegen Rom, den es mit der Ermordung der römischen Gesandten begann. Unter den 3 Konsulartribunen des Jahres 316 wird L. Quinctius, der Sohn des Cincinnatus, erwähnt. Derselbe soll dann vom Diktator des Jahres 317 Aemilius zum magister equitum ernannt sein. Auch der alte T. Quinctius soll noch als Legat am Kampfe gegen die Etrusker teilgenommen haben. Aber den Hauptruhm erntete in diesem

Kriege A. Cornelius Cossus, der den Vejenterkönig Lars Tolumnius mit eigener Hand erlegte und dessen erbeutete Rüstung als spolia opima dem Jupiter darbrachte. Dieselbe soll sich noch zur Zeit des Augustus bei der Herstellung des Tempels vorgefunden haben. Nun hat aber Mommsen II, 239 gezeigt, wie die Ereignisse von 316 und 317 nur eine Doppelsetzung von der unter 328 erzählten Ermordung der römischen Ansiedler in Fidenae und der darauf folgenden Etruskerschlacht sind, da Diodor 12,80 erst an letzterer Stelle den Diktator Aemilius und dessen unentschiedene Schlacht gegen die Fidenaten und Vejenter nach der Ermordung der römischen Gesandten erwähnt, dabei aber den Cossus als magister equitum nennt. Hat also die Schlacht nur einmal und zwar später stattgefunden, so können die beiden Quinctier daran nicht beteiligt gewesen sein. Sie sind als Offiziere des Aemilius erst eingeschoben, seitdem man dem Beinamen des L. Sergius Fidenas, des Konsuls von 317, zu Liebe die Schlacht gegen die Etrusker auf dieses Jahr verlegte, da man Fidenas als Siegesbeinamen fasste. Dennoch nannte man nun als Diktator wieder den Aemilius, als dessen magister equitum aber den L. Quinctius, des Aemilius Amtsgenossen vom Jahre 316, nicht mehr den Cossus, der hier bloss tribunus militum ist. Aurelius Viktor 25 giebt gar den Quinctius Cincinnatus statt des Aemilius als Diktator neben Cossus als magister equitum an. Jedenfalls haben wir den L. Quinctius aus dem Bericht vom Jahre 317 zu tilgen, den T. Quinctius dort zwar auch zu beseitigen, ihn aber vielleicht als Legaten in der einzigen, wirklichen, später fallenden Etruskerschlacht beizubehalten: Freilich nicht den alten T. Quinctius Capitolinus, sondern den T. Quinctius Pennus, der der Konsul des Jahres 326 ist und auch im Jahre 328 Konsulartribun war. Derselbe T. Quinctius, des Cincinnatus Sohn, war nach Livius und Diodor auch schon 323 Konsul.

Haben wir bisher schon zu bemerken geglaubt, wie bei Livius der Ruhm der Quinctier gemehrt und zu ihren Gunsten von den jüngeren Annalisten verglichen mit Diodor Thaten umgedichtet oder erfunden wurden (ich erinnere nur an die mögliche Übertragung der That des Geganius vor Ardea auf T. und L. Quinctius, auf die Unterschiebung des L. Quinctius als magister equitum statt des Cossus in der Etruskerschlacht), so findet sich dasselbe bei dem Konsul des Jahres 323 wieder. Nach Diodor fällt nämlich ein zweiter schwerer Aequerkrieg in das Jahr 322 und wird siegreich zu Ende geführt durch den Diktator A. Postumius Tubertus (nach Livius des Quinctius

Schwiegervater) und dessen magister equitum L. Julius. Livius redet von Aequern und Volskern, setzt den Krieg ein Jahr später unter das Konsulat des T. Quinctius und erreicht es so, dass der Konsul Quinctius an Stelle des magister equitum als Genosse des Postumius an dessen Sieg und Ruhm teilnimmt. Quinctius soll nach ihm im heissen Streit einen Arm verloren, aber dennoch tapfer weitergekämpft haben. Das ist natürlich reine Erfindung der späteren Detailmaler. Bei Diodor 12,65 heisst nun der Amtsgenosse des Quinctius C. Julius, bei Livius Cn. Julius, der magister equitum aber bei beiden L. Julius. Man verwechselte also zunächst den magister equitum Julius mit dem Konsul Julius, übertrug dann die That des Juliers auf den Quinctier und verlegte den Kampf demgemäss in das nachfolgende Konsulatsjahr des Quinctius. Die Verwechselung der Vornamen der Julier wäre dieselbe wie bei T. und L. Quinctius, und die Übertragung der That des einen Konsuls auf den anderen war uns bei Geganius und Quinctius schon recht nahe gelegt. Derselbe T. Quinctius Pennus wird dann 326 zum zweiten Male Konsul. Bei Livius ist von einem vejentischen Streifzuge die Rede, an welchem die Fidenaten beteiligt waren. Weil aber Cossus in diesem Jahre Konsul war, so ist hierher wahrscheinlich mit Mommsen die grosse Etruskerschlacht zu verlegen, in welcher Aemilius Diktator, der eine Konsul Cossus magister equitum, der andere aber, T. Quinctius, als Unterfeldherr ebenfalls beim Heere war. Dann ist alles in bester Ordnung, nur müsste man die später erfolgte Anklage des T. Quinctius vom Jahre 331 auf das Jahr 326 statt auf 328 beziehen. Zu erwähnen wäre noch, dass Livius die Schlacht, nach der bei ihm Fidenae genommen wird, eine siegreiche, Diodor ausdrücklich eine unentschiedene nennt, ohne aber einen späteren Kampf gegen Fidenae anzugeben. Hat ihn Diodor nur ausgelassen, oder ist Fidenae überhaupt nicht erobert, sondern der Krieg etwa durch einen Vertrag zwischen beiden Städten beendigt worden?

Hinter dem Konsulat des T. Quinctius von 326 fehlt bei Livius dann das Konsulat des L. Quinctius, das Diodor allein kennt.

Für das Jahr 328, in welchem bei Livius wie bei Diodor die Etruskerschlacht steht, bliebe dann weiter nichts zu erwähnen als das Konsulartribunat des T. Quinctius. Obgleich dieses Amt das Ansehen des Konsulates nicht hatte, wurde es doch öfters von Konsularen verwaltet.

Im folgenden Jahre 329 wird L. Quinctius als Konsulartribun genannt, ohne dass von ihm weiter etwas zu melden wäre.

Im Jahre 331 belangten sodann die Volkstribunen den T. Quinctius, weil den Römern durch seine und des M. Postumius Schuld vor der Ernennung des Aemilius zum Diktator und der grossen Schlacht gegen die Etrusker von den Feinden eine Niederlage beigebracht wäre. Doch wurde er durch den Einfluss seines Geschlechtes (der alte T. Quinctius soll noch gelebt haben!) und weil er sich unter den Diktatoren Aemilius und Postumius brav gehalten hätte, freigesprochen. Dieser Prozess kann sehr wohl schon in den alten Chroniken gestanden haben und dient jedenfalls dazu, den stetig wachsenden Einfluss der Volkstribunen zu veranschaulichen, deren sich der Senat selbst jetzt schon häufig zur Niederhaltung eigenwilliger Konsuln bediente.

In das Jahr 333 fällt das Konsulat des T. Quinctius, des Sohnes des alten Capitolinus. Damals wurde die Zahl der Quästoren auf vier erhöht und zugleich von den Plebejern durchgesetzt, dass dieselben aus beiden Ständen ohne Unterschied wählbar sein sollten. Dieses Jahr wie das nächste (überhaupt die Jahre 331—336) fehlen bei Diodor.

Im Jahre 334 war L. Quinctius Cincinnatus nach Livius zum dritten Male Konsulartribun. Für diesmal wussten die Patrizier noch die Quästorenwahl lediglich auf Mitglieder ihres Standes zu lenken, was wieder die Veranlassung zu Feindseligkeiten zwischen beiden Ständen wurde.

Im Jahre 339 wird ein Q. Quinctius als Konsulartribun erwähnt, über den schon gesprochen ist. Seit dem Jahre 336 wurde wieder ein Krieg gegen die Aequer geführt, in welchem die Römer nach Diodor Labici und später Bolae eroberten. Doch lässt sich nicht ersehen, inwieweit der Quinctier dabei mitwirkte. In der nächsten Zeit wurde den Volskern Anxur abgenommen (nach Diodor 348 ab urbe) und gleichzeitig der letzte grosse Vejenterkrieg begonnen, wiewohl das erstere angezweifelt werden muss. Damals entschloss man sich, die Soldzahlung an die Truppen einzuführen und die Feldzüge nicht mehr mit Eintritt des Winters abzubrechen. Hierdurch war eine grössere Machtentfaltung ermöglicht, die sich alsbald im vejentischen Kriege bewährte. Die Belagerung dieser Stadt wurde nach Diodor 348, nach Livius 349 begonnen. Im ersten Jahre des Krieges waren nach Livius T. Quinctius Capitolinus und Q. Quinctius Cincinnatus Konsulartribunen. Diodor hat Q. Quinctius nicht, wie schon früher bemerkt ist. Im zweiten Kriegsjahre soll die Belagerung nach Livius saumseliger betrieben sein. Vielleicht ist aber die zehnjährige Belagerung überhaupt nur der von Troja nachgedichtet. Bald

tritt dann Camillus als der Hauptheld hervor, während wir von den Quinctiern bis 366 nichts mehr hören.

Erst nachdem der gallische Brand Rom zwar für einige Zeit schwer getroffen, ohne es jedoch auf die Dauer niederzuwerfen, erst nachdem die Aufstände und Angriffe der Volsker, Aequer, Etrusker, vielleicht auch einiger latinischer Gemeinden zurückgewiesen waren, hören wir wieder von einem Quinctier. Dies ist T. Quinctius Cincinnatus Konsulartribun im Jahre 366. Schon wurden nach Diodor von den Römern bis in das Gebiet von Falerii siegreiche Einfälle gemacht, das Land der Aequer war verwüstet, der Unterbau des Kapitols aus Quadersteinen aufgeführt: Aber auch der innere Hader wurde durch die Volkstribunen stets wach gehalten. Genaueres ist von T. Quinctius nicht bekannt.

Im nächsten Jahre 367 soll T. Quinctius als einer der duumviri den Marstempel eingeweiht haben. Dergleichen Thatsachen mochten schon die ältesten Chroniken verzeichnen, besonders nach dem gallischen Brande, mit dem eine neue, verbürgtere Zeit der römischen Geschichte anhebt, wenn auch die zunächst damit zusammenhängenden Ereignisse, namentlich die Thaten des Camillus, an Sagenhaftigkeit hinter den früheren nicht zurückstehen.

Unter den Konsulartribunen von 368 wird L. Quinctius Cincinnatus von Diodor wie von Livius genannt. Es handelt sich bei Livius um einen grösseren Krieg gegen die antiatischen (westlichen) Volsker. Die Oberleitung hat Camillus. L. Quinctius befehligt die Abteilung, welche als Rückhalt in Rom bleibt. Der Kampf dreht sich um Satricum, das von den Römern erobert wird. Hierauf wird sich auch die Angabe des Diodor beziehen, dass damals eine Kolonie von 500 Mann, die man wohl als Besatzung aufzufassen hat, mit gewissen Vorrechten und Dienstbefreiungen (*ἐπὶ ἀτελείᾳ εις Σαρδωνίαν*) ausgesandt sei. Livius erwähnt diese Thatsache im nächsten Jahre. Da der Name bei Diodor, wie so häufig, verschrieben ist, so empfiehlt sich gewiss das eben eroberte und deshalb den künftigen Angriffen der Feinde besonders ausgesetzte Satricum dafür, nicht aber Sardinien, woran auch gedacht worden ist. Ehe Camillus sich aber gegen Antium selbst wenden konnte, wurde er nach Etrurien gerufen, wo er Sutrium und Nepete, die beiden Grenzfestungen Roms in dieser Zeit, nach Livius wieder einnahm. L. Quinctius wurde an seiner Stelle gegen die Volsker gesandt; sonst ist aber nichts von ihm zu melden. Die Stadtchronik wird hier ausser den Magistraten höchstens noch die Thaten des Camillus, vielleicht aber nicht einmal diese, erwähnt haben.

Für das Jahr 369 haben wir mit Mommsen bei Diodor 15,28 wie bei Livius T. und L. Quinctius Capitolinus als Konsulartribunen hergestellt. Damals begann das Auftreten des Manlius Capitolinus für die gedrückten Schuldner und gegen seine eigenen patrizischen Standesgenossen. Als man den Cossus zum Diktator ernannte, wurde T. Quinctius dessen magister equitum. Doch soll der Diktator zunächst gegen die westlichen Volsker zu Felde gezogen sein. Dieser Zug gab vielleicht nur den Vorwand zur Ernennung des Diktators her, und darum muss auch die Schlacht, die von den Römern gewonnen sein soll, zweifelhaft erscheinen. Diodor weiss nichts davon, Livius selbst kann sich nicht enthalten, seine Verwunderung über die vielen und stets siegreichen Kämpfe gegen die Aequer und Volsker auszusprechen. Bald darauf finden wir den Cossus des Manlius wegen in Rom. Des Manlius Ende fällt aber erst in das nächste Jahr 370, in welchem T. Quinctius Cincinnatus Konsulartribun war. Ob und wieviel dabei der Quinctier mitwirkte, ist nicht zu ersehen. In der Stadtchronik wird nicht viel mehr als bei Diodor (schon zum Jahre vorher) gestanden haben, dass nämlich Manlius nach der Königswürde gestrebt habe, aber im Kampfe überwältigt (*κρατηθείς*) und getötet sei.

Schon wiederholt wird während der letzten Jahre von Streitigkeiten zwischen den Römern und Latinern geredet. Die Römer suchten ihre Gewalt weiter auszudehnen, die Latiner aber waren seit dem gallischen Brande unabhängiger und anspruchsvoller geworden. So konnte der Konflikt nicht ausbleiben, der aber erst nach dem ersten Samniterkriege zum allgemeinen Kampf führte. Vorläufig regten sich nur einzelne Gemeinden, die dann von Rom leicht gedemütigt wurden. Auch hier fällt das Hauptverdienst dem Camillus zu.

Nach Diodor bereits im Jahre 372, nach Livius erst unter 374 finden wir dann einen grossen Sieg der Römer über Praeneste angegeben. Wieder scheint Diodor das Richtige zu haben, da Livius ebenfalls unter 372 einen Kampf gegen praenestinische Hülfsvölker bei Velitrae erwähnt, was augenscheinlich als Doppelsetzung derselben Thatsache aufzufassen ist.

In Rom reizten indessen die Volkstribunen die Plebs wieder auf; noch immer klagte man über den Schuldendruck. Diese inneren Zwistigkeiten mag Praeneste benutzt haben, um einen letzten Versuch zu machen, sich Roms drohender Übermacht zu entziehen. Praeneste war das Haupt einer Bundesgenossenschaft von ausserdem 8 Städten, also kein verächtlicher Gegner. Während man in Rom den T. Quinctius Cin-

cinnatus zum Diktator ernannte, waren die Feinde schon bis in die Nähe der Stadt vorgerückt. Aber an der Allia wurden sie geschlagen und darauf die einzelnen Ortschaften der Reihe nach erobert. Praeneste jedoch, welches nur durch eine langwierige Belagerung zu nehmen war, zog es vor, einen für Rom natürlich vorteilhaften Frieden abzuschliessen, erneuerte aber den Krieg noch einmal 400. Nach Livius soll T. Quinctius den Jupiter, den Stadtgott von Praeneste, mit nach Rom genommen haben, wie einst Camillus die Juno von Veji. Dies ist aber unmöglich, weil Praeneste eben nicht wie Veji erobert war. Der Irrtum ist wahrscheinlich dadurch entstanden, dass man (nach Clason) die Jupiterstatue, die Flamininus aus Macedonien mitbrachte, auf unseren T. Quinctius übertrug. Hier regt sich wieder der schon früher ausgesprochene Verdacht, dass Ennius dies zuerst gethan habe. Aber es gab nach Festus, der sich auf den Antiquar Cincius berief, noch eine andere Überlieferung, nach der für den Sieg über Praeneste dem Jupiter von Quinctius eine goldene Krone mit der betreffenden Inschrift geweiht war. Diese Version wird die richtige und mit ihr erst die Statue verwechselt oder absichtlich verschmolzen sein. Jedenfalls muss man aber nach diesem Zeugnis den Sieg und Triumph des T. Quinctius als wahr gelten lassen.

Den nächsten Quinctier finden wir im Jahre 377 nach Diodor 15,61 in der Person des L. Quinctius Cincinnatus, da wir den von Livius genannten C. Quinctius schon oben mit C. Cornelius nach Diodor vertauscht haben. Wieder wird von der Schuldenlast gesprochen, die noch durch die Erbauung einer Stadtmauer von staatswegen vermehrt sei. Aber diese wiederholte Angabe der Schuldennot scheint lediglich erfunden oder wenigstens übertrieben zu sein, um das licinische Gesetz im voraus zu motivieren. Sodann wird bei Livius ein nach längeren Kämpfen mit Antium abgeschlossener Vertrag erwähnt, der allerdings bei Diodor nicht steht, aber von ihm übergangen sein könnte. Ebenso wenig weiss dieser etwas von der Angabe des Livius, dass damals Tusculum von den missvergnügten Latinern durch einen Handstreich genommen, von L. Quinctius aber alsbald wieder erobert sei, während die Burg sich noch gehalten habe. Beide Nachrichten sind vielleicht ganz zu verwerfen, jedenfalls nicht genügend verbürgt. Sie könnten etwa auf den grossen Latinerkrieg allmählich vorbereiten sollen.

Über den von Livius 6,36 für das Jahr 385 genannten Konsulartribunen Q. Quinctius ist schon gesprochen. Von ihm weiss auch Livius nichts zu melden, bei Diodor fehlt er.

Im Jahre 386 war nach Diodor 15,78 und Livius 6,38 T. Quinctius Konsulartribun. Nach dem Anonymus Noris. führte er den Beinamen Capitolinus. Viel Einflusss kann er nach Livius nicht besessen haben, da wegen der fortgesetzten Agitationen der Volkstribunen betreff der lex Licinia zuerst Camillus, dann Manlius zum Diktator ernannt wurde.

Im nächsten Jahre 387 finden wir T. Quinctius Pennus als magister equitum des Camillus. Die gallische Gefahr diente vielleicht nur als Vorwand, der eigentliche Grund der Ernennung war wieder die lex Licinia. Wenn aber Livius hier den Zusammenstoss mit den Galliern bei Alba meldet, so müssen wir das nach dem Zeugnis des Polybius als irrig zurückweisen, der diesen Einfall 29 Jahre nach der Schlacht an der Allia ansetzt.

Als nun aber doch für das Jahr 388 der Plebejer zum Konsul erwählt wurde, wussten die Patrizier wenigstens wieder ein paar neue Ämter vom Konsulat für sich abzuzweigen: die Praetur und die curulische Aedilität. Als erster Aedil wird Cn. Quinctius Capitolinus genannt, über den schon gesprochen ist. Übrigens bekleideten dieses Amt alsbald abwechselnd Patrizier und Plebejer.

Vermutlich derselbe T. Quinctius wie 387 ist der von Livius verzeichnete Diktator des Jahres 393 und der magister equitum vom Jahre 394. Weshalb aber T. Quinctius 393 Diktator war, konnte schon Livius nicht mehr ergründen. Doch ist die von ihm verworfene Angabe, dass es wegen der Wahlen geschehen sei, vielleicht die richtige, da frühestens 394, nach unserer Ansicht aber erst 397 der nächste grosse Einfall der Gallier nach der Schlacht an der Allia bei Polybius stattgefunden hat, was Livius für den Grund zur Ernennung des Diktators hält. Übrigens stimmt die Angabe des Polybius mit der des Livius wenigstens insofern, als keine Schlacht, sondern nur der Zweikampf des Manlius Torquatus vorgekommen sein soll. Aber nach Polybius enthielten sich die Römer für diesmal des Kampfes, weil sie ungerüstet waren, während 11 Jahre später nach ihm die Gallier vor den anrückenden Römern erschrocken zurückwichen. Hier hat also die Sagenbildung, die sich an das Auftreten Camill's anschloss, durch alle späteren gallischen Einfälle fortgewuchert und dieselben umgestaltet und vervielfältigt ganz nach Art der Kriege gegen die Aequer und Volsker.

Im nächsten Jahre 394 sollen die inzwischen aus Campanien zurückgekehrten Gallier Bundesgenossen der Tiburtiner gewesen sein, was kaum glaublich erscheint, besonders wenn

damals gar kein Galliereinfall stattfand. Hierbei wird T. Quinctius als magister equitum erwähnt. Wieder sollen die Feinde wie 374 die Praenestiner bis an das collinische Thor vorgedrungen, dort aber besiegt sein. Die Kriege gegen Tibur und Praeneste sehen sich sehr ähnlich, und beide Städte sollen überdies miteinander verbündet gewesen sein. Diodor kennt den Krieg von 394 nicht, sondern nur die von 372 und 400. Obwohl er also als ein unbedeutender von Diodor übergangen sein könnte, ist doch immer den Angaben des Livius und der jüngeren Annalisten allein wenig zu trauen und der Krieg daher besser in Frage zu stellen.

Im Jahre 400 haben wir bei Diodor wie bei Livius T. Quinctius als Konsul. Nach Diodor wurde mit Praeneste ein Waffenstillstand geschlossen, was einen Krieg voraussetzt; ferner wurden 260 Tarquinier auf öffentlichem Markte in Rom hingerichtet. Aus welchem Grunde dies geschah, bleibt unsicher. Livius meldet die Besiegung und Unterwerfung von Tibur, die mit dem Praenestinerkrieg Diodors zusammenhängt. Die getöteten Tarquinier sollen nach ihm Kriegsgefangene gewesen sein; vielleicht waren sie (nach Clason) Marodeurs. Beide (Livius wie Diodor) melden dann übereinstimmend das Bündnis der Römer mit den Samniten. Doch wird die besondere Teilnahme des Quinctiers an all diesen Ereignissen nirgends angegeben.

403 finden wir bei Diodor C. Quinctius, bei Livius T. (oder K. oder C.). Wir folgen Diodor. Der Krieg des Quinctius gegen Falerii bei Livius ist unhaltbar und nur als eine Wiederholung des Krieges von 397 anzusehen. Marcius Rutilus war in diesem Jahre der erste plebejische Censor.

Zuletzt finden wir bei Diodor noch T. Quinctius als Konsul für 405 angegeben, den wir daher trotz seiner Weglassung und Vertauschung mit einem anderen bei Livius festhalten.

Schliessen wir damit den Vergleich des Diodor und Livius ab, so ist uns auch hierbei wieder klar geworden, dass die Annalen Diodors fast durchgängig Richtiges, jedenfalls sehr alte Nachrichten wahrscheinlich aus Fabius enthalten, während sich an nicht wenigen Stellen bei Livius offenbare Fälschungen in der gewöhnlichen Tradition nachweisen lassen. Ist es also immer schon bedenklich, Thatsachen, die bei Diodor nicht vorkommen, sondern nur bei Livius, als wahr anzunehmen, so darf dies jedenfalls nicht ohne sorgfältige Erwägung aller einschlägigen Verhältnisse geschehen. Wie bedauerlich es aber einerseits erscheint, zugestehen zu müssen, dass nur wenige Ereignisse in der Geschichte der Qninctier ausser der Magistrats-

liste glaublich und verbürgt sind, so wichtig ist es andererseits, diese Thatsache einfach anzuerkennen und aus der Natur der ältesten römischen Aufzeichnungen und deren späteren Bearbeitungen zu begreifen und zu erklären.

Ausser den im Text angeführten griechischen und römischen Schriftstellern wurden folgende Werke benutzt:

1) Baiter, fasti consulares.
2) Clason, römische Geschichte.
3) Ihne, römische Geschichte.
4) Lewis, über die Glaubwürdigkeit der älteren röm. Geschichte.
5) Lübbert, a) de gentium Romanarum comm. dom.
b) de gentis Quinctiae c. d.
6) Mommsen, römische Geschichte. 6. Aufl. 1874.
7) Mommsen, römische Forschungen, 2 Bände.
8) Mommsen, röm. Chronologie.
9) Nitzsch, römische Annalistik
10) Pauly's Realencyclopädie Art. Aera u. gens Quinctia.
11) C. Peter, Kritik der Quellen der älteren römischen Geschichte.
12) H. Peter, historicorum Romanorum reliquiae.
13) Schäfer, Quellenkunde der griech. und römischen Geschichte.
14) Schwegler, röm. Geschichte.

R. Voigtländer in Kreuznach.

Zur Geschichte

des

Kaisers Julianus.

Eine Quellenstudie

von

Dr. Herm. Hecker.

Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Kgl. Gymnasiums
zu Kreuznach. Ostern 1886.

1886. Programm Nr. 408.



Der Kaiser Julian ist am meisten gekannt durch seinen Beinamen Apostata. Nachdem das Christentum unter Constantin den Thron bestiegen hatte, schien sein Sieg über das Heidentum vollendet. Die Tempel waren geschlossen, auch im Staate die wichtigsten Ämter in den Händen von Christen. In den christlichen Schriften der Zeit wird das Heidentum bereits als eine überwundene Weltanschauung betrachtet. Wenn eine grosse Zahl namhafter Gelehrter noch daran festhielt, so schien das mehr hartnäckige Schwärmerei für die antike Kultur, als Überzeugung von der Vortrefflichkeit derselben und von der Wahrheit der heidnischen Lehren zu sein. Da machte der Kaiser Julian noch einmal den Versuch, das Heidentum wiederherzustellen, auf dieses wieder, wie in den alten Zeiten, den Staat zu begründen und das Christentum möglichst zurückzudrängen.

Dadurch hat er sich die Feindschaft der Christen zugezogen, und ihre Erbitterung gegen ihn musste um so grösser werden, je mehr Kraft er aufbot, seinen Plan durchzuführen. Wir begreifen daher, dass das Urteil christlicher Schriftsteller über ihn einseitig, hart und auch ungerecht ist. Er ist ihnen ein Reaktionär, der die von Gott gewollte Ordnung der Dinge umzustossen sucht; und der Pfeil, der seinem Leben so frühzeitig ein Ende machte, scheint ihnen von Gott gelenkt zu sein. In ihrem Hasse glaubten sie leicht alles Ungünstige, was über ihn erzählt wurde, und so sind ihre Darstellungen auch nicht frei von faktischen Unwahrheiten.

Ebensosehr jubeln auf der anderen Seite die hellenistischen Schriftsteller, dass die Tempel der Götter wieder geöffnet seien, und die Luft allenthalben wieder mit Opferrauch erfüllt sei. Mit derselben Leidenschaft und Blindheit, mit welcher die Christen den Kaiser verdammen, suchen ihn seine hellenistischen Zeitgenossen in den Himmel zu heben. Ihr Urteil über ihn ist um nichts objektiver, als das der Christen, die Geschichte desselben bei ihnen nicht weniger zu seinen Gunsten, als bei diesen zu seinen Ungunsten entstellt.

Dieser Gegensatz ist in der Literatur über Julian geblieben bis in unsere Zeit. Ich verweise dafür auf die Ab-

handlung von *Teuffel, der Kaiser Julianus und seine Beurteiler* (in Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissensch. V. 405 ff.). Teuffel verfällt aber in dieselbe Einseitigkeit, die er an anderen tadelt. Er hat in einem anderen Aufsatze (Zur Geschichte des Kaisers Julianus l. c. IV. 143 ff.) die chronologischen Angaben über Julians Jugendgeschichte einer genauen Prüfung unterzogen. Dabei findet er, „dass die hellenistischen Hauptquellen, Julianus, Libanius und Ammianus in keinem Teile mit einander im Widerspruch sind“. Daraus zieht er den Schluss, dass diese Quellen auch in den anderen Dingen zuverlässig sind, und verallgemeinert dieses Urteil noch dahin, dass die hellenistischen Quellen über Julian glaubwürdig, die christlichen dagegen tendenziös entstellt seien. „Eunapius und Zosimus sprechen unverholen ihre aufrichtige Bewunderung für den edlen Kaiser aus; aber Animosität gegen das Christentum, Verdrehung der wahren Fakta zugunsten Julians und Erdichtung unwahrer wird man ihnen nicht nachweisen können. Dies kann man sogar dem entschiedensten Parteigänger, dem Rhetor Libanius, nicht vorwerfen“ (l. c. V. 407). — Man sieht allerdings nicht ein, wie Parteileidenschaft einen Mann hätte veranlassen sollen, an den Daten über Julians Jugendgeschichte etwas zu ändern. Im übrigen aber stellt sich die Sache bei genauer Prüfung doch anders heraus.

Gleichwohl steht das neueste Buch über Julian (Mücke, Flavius Claudius Julianus, nach den Quellen, Gotha 1867) ganz auf dem Teuffelschen Standpunkte. Es hat unsere Kenntnis der Geschichte Julians um nichts weiter gebracht. Mücke versteht weder die Thatsachen, noch die Quellen. In seinem Urteil über die letzteren stimmt er vielfach fast wörtlich mit Teuffel überein, obwohl er die erwähnten Aufsätze desselben nicht gekannt zu haben scheint; wenigstens sind in dem sonst mit übergrosser Ausführlichkeit zusammengestellten Verzeichnis der Literatur über Julian gerade diese nicht genannt.

Ein objektives Urteil über Julian, das auf den Thatsachen beruht, findet sich dagegen in der Weltgeschichte von Ranke (Bd. IV); doch ist auch ihm das Verhältnis der Quellen zu einander dunkel geblieben, und er hat deshalb manches Unhaltbare als Faktum angenommen.

Über den Versuch, das Heidentum wiederherzustellen, hat die Geschichte das Urteil gesprochen. Aber es wäre verkehrt, Julian nur danach beurteilen zu wollen, schon deshalb, weil doch nur ein kleiner Teil seiner Thätigkeit diesem Plane gewidmet war; kaum mehr als ein Jahr hat er dafür gearbeitet. Wohl war es die weltgeschichtlich wichtigste seiner Unter-

nehmungen; er selbst hat darin auch die höchste Aufgabe seines Lebens gesehen. Aber er wollte die Durchführung derselben erst in die Hand nehmen, nachdem er den ganzen Erdkreis seiner Herrschaft unterworfen hätte. Indes schon daran hinderte ihn sein frühzeitiger Tod.

Je grösser nun aber gerade auf dem religiösen Gebiete die Widersprüche bei den christlichen und heidnischen Schriftstellern sind, um so mehr scheint es geraten, bei einer Untersuchung über den Wert der Quellen vorerst nur die anderen Nachrichten in Betracht zu ziehen, bei denen die Leidenschaften weniger mitgeschrieben haben. In den christlichen Quellen steht die religiöse Bedeutung Julians im Vordergrunde. Die Verwaltung des Reiches und seine Kriege werden hier nur leicht berührt. Ihre Verfasser schrieben Kirchen- und keine Reichsgeschichte. Von den heidnischen Schriftstellern dagegen wird mehr die kriegerische und politische Thätigkeit des Kaisers hervorgehoben. Unsere Quellen hierüber sind demnach von vornherein einseitig, ja die bedeutendsten derselben beruhen sogar, wie ich zu zeigen hoffe, auf Schriften von Julian selbst. Das sind in chronologischer Reihenfolge der ἐπιτάφιος des Libanius (ed. Reiske opp. Libanii I. 521 ff.), die Geschichte des Ammianus Marcellinus und diejenige des Zosimus.

Mehr als der Gegensatz zwischen Heidentum und Christentum hat hier derjenige zwischen Julian und Constantius die Darstellung beeinflusst. Nachdem Julian im Jahre 360 in Paris von den Soldaten zum Augustus ausgerufen worden war, hat er den Constantius gebeten, ihm diese Würde zu bestätigen. Der hat sich jedoch nicht einen Augenblick besonnen, ihm das Gesuch abzuschlagen. Ebenso wenig aber war Julian willens, die neue Würde wieder niederzulegen, und nur der baldige Tod des Constantius bewahrte das römische Reich vor einem Bürgerkriege.

Der Historiker Julians ist in der glücklichen Lage, eine Reihe Schriften von seinem Helden selbst zu haben (ed. Hertlein). In diesen treten uns aber die grellsten Widersprüche entgegen, jenachdem sie vor dem Bruche mit Constantius oder nach demselben geschrieben sind. Hier behauptet er oft gerade das Gegenteil von dem, was er früher gesagt hatte. Aus der Zeit vor dem Bruche haben wir zunächst zwei Lobreden auf Constantius und eine auf die Gemahlin desselben, die Kaiserin Eusebia. Darin liebt es Julian, den Constantius mit den homerischen Helden zu vergleichen oder mit Miltiades, Themistocles, Alcibiades, Pericles etc. Gewöhnlich kommt er

dabei zu dem Resultate, dass das zwar alles grosse Männer gewesen seien, dass sie aber von Constantius übertroffen würden. Später hat sich Julian ganz anders über seinen Vetter geäussert. Als nämlich der Krieg mit diesem drohte, hat er nicht nur zum Schwerte, sondern auch zur Feder gegriffen. Er selbst und seine Freunde sind nicht wenig stolz darauf, dass der Kaiser sich auch dieser Waffe zu bedienen versteht. Und während er mit dem Heere vom Rhein aus in grosser Eile die Donau entlang bis zur Balkanhalbinsel vordrang, um den Constantius, der sich auf einem Feldzuge gegen die Perser befand, von den europäischen Ländern abzuhalten, schickte er an die Städte Italiens und Griechenlands Briefe, um sie für sich zu gewinnen. Darin macht er den Constantius so schlecht als möglich und preist demgegenüber seine eigenen Thaten. Das Schreiben an den römischen Senat nennt Ammian, der doch ein entschiedener Anhänger Julians ist, orationem acrem et invectivam, probra quaedam in eum (sc. Constantium) explanantem et vitia. Als dasselbe vorgelesen wurde, entstand eine allgemeine Entrüstung im Senate, und alle Anwesenden brachen in den einstimmigen Ruf aus: auctori tuo reverentiam rogamus (Amm. 21. 10. 7). Dasjenige an die Athener ist uns glücklicherweise erhalten. (Ἰουλιανοῦ αὐτοκράτορος Ἀθηναίων τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ. opp. 268 ff.). Darin werden zunächst dem Dünkel, der diesem Volke von seiner früheren Grösse geblieben war, Komplimente gemacht. Sie, die Mitbürger des gerechten Aristides, könnten am besten beurteilen, wer im Rechte sei, Julian oder Constantius, wie sie auch über Themistocles und Aristides geurteilt hätten. Deshalb wolle er ihnen seine und des Constantius Sache vortragen. Ihre Väter seien Brüder gewesen. „Aber was hat dieser edelste König trotz dieser nahen Verwandtschaft gethan? Sechs Verwandte von mir und sich, meinen Vater, seinen Onkel, dazu noch einen gemeinsamen Onkel und meinen ältesten Bruder hat er unverurteilt hingemordet; auch mich und meinen anderen Bruder wollte er ermorden, hat sich dann aber begnügt, uns in die Verbannung zu schicken“; d. h. er liess sie auf einem ihrer Güter erziehen. Dass die beiden Knaben ihr Vermögen nicht selbst verwalteten, ist sehr natürlich; Julian aber macht dem Constantius den Vorwurf, er habe ihnen ihr Vermögen vorenthalten. Dass sein Bruder Gallus ein grausamer und hartherziger Mensch war, giebt Julian zu; aber der Grund davon sei doch nur die schlechte Erziehung gewesen, die ihm Constantius gegeben habe. Gallus wurde später Cäsar. Aber nach Julian fing Constantius sofort an, denselben zu beneiden,

und ruhte nicht eher, als bis er ihm nicht nur diese Würde wieder, sondern auch das Leben genommen hatte. Sogar dass Constantius den Julian zum Cäsar ernannte, macht ihm dieser zum Vorwurf. Er will nur mit dem grössten Widerwillen dieses Amt angenommen und von Anfang an gewusst haben, dass Constantius ihn nur deshalb zum Cäsar erhoben habe, damit er in den Kämpfen mit den Germanen seinen Untergang finde. Bäche von Thränen habe er vergossen und zur Athene gefleht, ihren Diener zu retten, ja ihm lieber den Tod als dieses Amt zu geben. Aber die Götter hätten ihm durch Zeichen befohlen, dasselbe anzunehmen. Dann wurde er nach Gallien geschickt, das zum Teil von den Germanen besetzt oder verwüstet war. Er, Julian, der bis dahin nur studiert hätte, ohne alle Erfahrung in kriegerischen Dingen gewesen sei und sich nicht einmal in seiner Uniform zu bewegen gewusst habe, hätte jetzt diese tapferen und kräftigen Völker aus dem Lande treiben sollen. In Wirklichkeit hatte weniger er den Auftrag, als die Feldherren, die ihm Constantius zur Seite stellte. Aber auch daraus macht er diesem einen Vorwurf, dass er ihn als Cäsar nach Gallien geschickt, aber anderen den Oberbefehl gegeben habe. Und diese Befehlshaber, so fährt er fort, seien schlecht gewesen, ebenso wie die Soldaten. Mit dem obersten Befehlshaber Marcellus vertrug sich Julian nicht. Derselbe wurde deshalb abberufen. Aber auch darüber beklagt Julian sich in dem Briefe an die Athener, wo er behauptet, Marcellus sei abberufen worden, weil er dem Constantius verdächtig geworden sei. Das macht dann den Eindruck, als hätte er im Verdacht gestanden, ein Freund Julians zu sein. In diesem Tone geht der Brief weiter. Die ganze Thätigkeit des Constantius müsste danach eine ununterbrochene Intrigue gegen Julian gewesen sein. Aber trotz aller Schwierigkeiten, die ihm jener in den Weg gelegt, habe er die glänzendsten Waffenthaten vollbracht und das Land gerettet.

Der Hass zweier Menschen gegeneinander pflegt um so heftiger zu werden, je näher sie sich vor ihrer Feindschaft gestanden haben, und wie Julian in den erwähnten Reden keine Grenzen kennt für das Lob seines Freundes und Gönners, so hat er in dem Briefe an die Athener den Tadel gegen den Gegner übertrieben. Diese Annahme, die an und für sich nahe liegt, wird bestätigt durch andere Briefe Julians. Wir kennen deren aus der Zeit vor dem Bruche mit Constantius, die an vertraute Freunde gerichtet sind. In solchen pflegen die Menschen am meisten die Wahrheit zu sagen. So haben

wir ein ausführliches Schreiben, das er bald nach seiner Erhebung zum Cäsar an den Philosophen Themistius richtete, ein anderes an Libanius aus der ersten Zeit seiner Feldzüge (opp. I. 253 ff. u. II. 142). Es findet sich darin nicht eine Spur von der Befürchtung, dass Constantius bei seiner Erhebung zum Cäsar irgend welche bösen Absichten gegen ihn gehabt hätte. Wenn er auch nicht gerade sehr erfreut ist über seine neue Stellung, so hatte das doch ganz andere Gründe. Man macht sich nicht leicht eine Vorstellung davon, wie hoch Julian die Wissenschaften schätzte, und wie lieb ihm die Beschäftigung mit denselben geworden war. Der hochfahrende Kaiser, der alle Könige der Welt zu seinen Füssen sehen wollte (Br. 74, opp. II. 596 ff.), verliert allen Stolz im Verkehr mit den Gelehrten seiner Zeit. Er ist kaum auf etwas anderes so eitel wie auf diesen, und seine Korrespondenz mit denselben sucht an Liebenswürdigkeit ihresgleichen. Auch meinte er wohl, dass Sokrates der Menschheit doch mehr genützt hätte als Alexander der Grosse (ep. ad. Them. 264 C. D.). So wurde es ihm schwer, sich von den gelehrten Studien zu trennen, um so mehr als seine Erfolge ihm bereits die Sicherheit verschafft hatten, dass er sich einen Namen in den Wissenschaften machen und sein Ehrgeiz, der gross war, Befriedigung darin finden würde. Ob es ihm dagegen gelingen würde, im Kriege etwas Hervorragendes zu leisten, davon wusste er damals noch nichts. Und dieses Gefühl der Unsicherheit über das Gelingen seiner Unternehmungen ist es, das uns in dem Schreiben an Themistius entgegentritt und das ihm vorläufig wenig Befriedigung in seinem neuen Berufe gewährte.

Sobald er aber kriegerische Erfolge erzielte, wurde die Sache anders. Er selbst fing an, Commentare über seine Thaten zu schreiben (Libanii sophistae epp. ed. J. Chr. Wolff I. 33), was doch niemand thut, der glaubt, dass es bald mit ihm zu Ende sein werde. In Briefen teilte er seinen gelehrten Freunden seine Erlebnisse mit, und Libanius fing schon früh an, seine Thaten in Lobreden zu verherrlichen (I. 525). Ebenderselbe Libanius, der später behauptet, Julian habe in seiner Erhebung zum Cäsar nur eine Schlinge gesehen, die ihm Constantius legte, versicherte damals, dass er sich gar keine Sorgen um die Zukunft mache (l. c. I. 1125, οὐ μὴν δέδοικά γε τὸ μέλλον). Und ebenderselbe, der später behauptete, Constantius habe es sofort bereut, den Julian zum Cäsar ernannt zu haben, schrieb diesem damals, er freue sich, dass er sein Amt zur Zufriedenheit des Constantius verwalte (l. c. I. 372), ὅτι τῷ

μεταδόντι τῆς ἀρχῆς οὐ παρέσχες μεταμέλον ὅτι παρέδωκεν, ἀλλ' ἡγούμενος τὸν αὐτὸν ἀνεψιόν τε εἶναί σοι συνάρχοντα καὶ δεσπότην καὶ διδάσκαλον, οἷς τε πράττεις ἐκεῖνον ἐπιφημίζεις, ταῦτα ἐπαινῶ. Wo ist da gegenseitiges Misstrauen?

Aus der Zeit nach dem Tode des Constantius haben wir ebenfalls wieder günstigere Äusserungen Julians über denselben. Er nennt ihn stets den seligen Constantius, und wenn er auch einmal meint, dass sein Charakter von Natur nicht ganz sanft gewesen sei, so fügt er doch hinzu, dass er schlimmer geworden sei durch „die Tiere“ in seiner Umgebung (Br. an Hermog. Nr. 23). Gegen diese seine Umgebung ist hauptsächlich sein Groll gerichtet. Auf sie schiebt er auch die Schuld an den vielen Prozessen wegen Hochverrats und an den vielen Hinrichtungen, vor allem auf den Kammerherrn Eusebius, „das gottverhasste Mannweib“, wie er ihn nennt (ep. ad. Athen. 272 D; auch ep. 25 u. 58).

Das Verhalten des Constantius gegen Julian hätte einen so schweren Verdacht auch gar nicht rechtfertigen können. Wenn man die Thatsachen allein betrachtet ohne das Urteil unserer Quellen, so wird man finden, dass Constantius Julian in allen Dingen redlich unterstützt hat. Dieser hatte aber in seiner eigenen Umgebung und am Hofe des Constantius bald eine grosse Anzahl Gegner. Man begann gegen ihn zu intriguieren; aber so wenig Hoffnung hatte man, bei Constantius etwas gegen ihn auszurichten, dass man, wie Julian selbst sagt, die Angriffe auf seinen vertrauten Freund und Ratgeber richtete in der Hoffnung, durch diesen den Cäsar selbst zu treffen (Jul. orat. VIII. 242, A. cf. Br. an Oribasios No. 17).

Wie verhalten sich nun diesen Thatsachen und den verschiedenen Ausserungen Julians gegenüber unsere Quellen?

Mit Recht hat niemand aus den an erster Stelle genannten Reden den Schluss gezogen, dass Constantius wirklich ein so bedeutender Mann gewesen wäre, oder auch nur, dass Julian ihn je für einen solchen gehalten hätte. Es wäre konsequent, den Brief an die Athener ebenso zu behandeln. Libanius im Epit. und Zosimus aber haben gerade diesen Brief ganzen Partieen ihrer Darstellung zugrunde gelegt. Alle die Vorwürfe, die Julian dort gegen Constantius erhebt, erscheinen hier als Thatsachen, ja sie sind noch gesteigert. Auch Ammian ist von dem Einflusse dieser Ansichten nicht frei geblieben, und da wir andere ausführliche Quellen nicht haben, so ist die Geschichte Julians bis zum Tode des Constantius durch jenen Brief Julians mehr oder weniger entstellt.

Wenn diese Nachrichten auch noch in neueren Darstellungen der Geschichte Julians ihren Platz behauptet haben[1]), so kommt das daher, dass die Quellen nicht gründlich untersucht worden sind, dass namentlich die Frage nicht beantwortet worden ist, woher denn unsere Berichterstatter ihren Stoff haben. Man hat sich hier mit der Annahme begnügt, Libanius und Ammian waren Zeitgenossen Julians. Sie haben vieles selbst miterlebt, anderes durch Erkundigungen bei Julian nahe stehenden Männern erfahren. Es wäre eine grosse Arbeit gewesen, sich auf diese Weise das Material zu so ausführlichen Beschreibungen zu sammeln; und da der eine im Orient, der andere in Italien schrieb, so wären dabei sicher zwei ganz verschiedene Darstellungen entstanden. Die Verfasser hatten es aber bequemer. Julian selbst hatte, wie Cäsar, eine Geschichte seiner Thaten geschrieben. Diese Commentare haben Ammian, Libanius und Zosimus benutzt, und so sind uns dieselben, obgleich selbst verloren, erhalten bei Ammian und zum Teil bei Libanius und Zosimus. Das zu beweisen ist der Zweck der vorliegenden Abhandlung. Aus Mangel an Raum beschränke ich mich vorläufig auf die Zeit von der Erhebung Julians zum Cäsar bis zum Tode des Constantius.

Eine gemeinsame Quelle in den genannten drei Lebensbeschreibungen Julians ergiebt sich aus der Darstellung der einzelnen Ereignisse in derselben Reihenfolge, auch wo diese nicht durch die chronologische Folge bedingt ist oder gar davon abweicht; aus der vollständigen Übereinstimmung in grösseren Partieen; aus gemeinsamen Lücken und Fehlern in der Darstellung und aus der vielfach wörtlichen Übereinstimmung auch in nebensächlichen Dingen.

Wenn trotzdem die Übereinstimmung der drei Quellen so wenig hervortritt, dass sie bis jetzt nicht aufgefallen ist, so liegt das in der verschiedenen Art und Weise, in welcher die Verfasser die gemeinsame Quelle benutzt haben.

Ammian war von Haus aus Offizier. Als solcher befand er sich in Gallien, als Julian dorthin kam. Im folgenden Jahre aber wurde er nach dem Orient geschickt, hat hier gegen die Perser gefochten und später auch Julians Krieg gegen diese mitgemacht. Seine Geschichte hat er etwa 25 bis

---

[1]) Mücke I. 11 steht ganz auf dem Standpunkte des Libanius und meint auch, Constantius habe Julian nach Italien geschickt in der Hoffnung, er werde in den Kämpfen sicher umkommen. Als ob Constantius, nachdem er seine ganze Familie bis auf Julian aus dem Wege geräumt hatte, nun erst einen grossen und gefährlichen Krieg nötig gehabt hätte, um diesen den anderen nachzusenden.

30 Jahre nach Julian vollendet. Wann er den Abschnitt über diesen geschrieben hat, ist nicht bestimmt; jedenfalls aber nicht sofort nach dessen Tode, denn wiederholt nimmt er Bezug auf spätere Zeiten.

Der Religion nach war Ammian Heide. Aber er ist gegen die Christen tolerant. Er erkennt die Vorzüge des christlichen Lebens an und hat harte Worte des Tadels dafür, dass Julian den Christen das Docieren auf den Hochschulen verboten hatte. (22. 10. 7). Er hasste die Umgebung des Constantius wegen ihrer sittlichen Verkommenheit, nicht aus religiösen Gründen, und auch wohl diesen selbst, von dem, wie er glaubte, sein verehrter Chef, der General Ursicinus ungerecht behandelt worden war. Gleichwohl sucht er demselben gerecht zu werden, und die bekannten Beschuldigungen, die später unter den Anhängern Julians gegen Constantius erhoben wurden, giebt er meist als Gerüchte wieder, wenn er für seine Person auch geneigt ist, dieselben zu glauben. (17. 9. 6 f.). Für Julian besitzt er eine übergrosse Bewunderung wegen seiner Kriegsthaten, seiner Gerechtigkeit in der Verwaltung und anderer Tugenden. Er stellt ihn den besten Männern an die Seite, die auf dem Throne der Cäsaren gesessen haben, dem Titus, Trajan, Antoninus Pius und namentlich Marc Aurel. (16. 1. 4). Den Krieg gegen die Alemannen vergleicht er mit den punischen Kriegen und demjenigen gegen die Cimbern und Teutonen (17. 1. 4), und in dem Perserkriege nimmt er noch oft Gelegenheit, Julian mit den Helden der alten römischen Zeiten zu vergleichen. Wahrheitsliebe aber veranlasst ihn, uns auch die Schwächen und Fehler des Kaisers nicht zu verheimlichen. Die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten ist aber doch überschätzt worden. Ist er auch in manchen Fällen sehr vorsichtig in der Wiedergabe dessen, was er erfahren hat, in anderen ist er es um so weniger. Ich will hier nur einige Beispiele dafür anführen. Julian wurde nach Ammians eigener Erzählung im November 355 mit Helena, der Schwester des Constantius, vermählt. Im Mai 356 feierte Constantius einen Triumph in Rom, bei dem auch Helena in der Stadt war. Davon erzählt nun Ammian (16. 10. 18 f.) eine Geschichte, die schon den Naturgesetzen widerspricht.

Nach einer anderen Stelle war Julian finanziell sehr schlecht gestellt und musste deshalb sehr einfach leben. Denn Constantius hatte ihm, wie einer, der seinen Stiefsohn auf die Hochschule schickt, sogar einen Küchenzettel mitgegeben und ihm genau vorgeschrieben, wie viel er für die Tafel ausgeben durfte (16. 5. 3). Derselbe Ammian aber erzählt an anderer

Stelle (22. 3. 7), als Julian nach Gallien gezogen sei, hätte der comes largitionum Ursulus den dortigen Verwalter der Finanzen in einem Briefe beauftragt, ohne Bedenken dem Cäsar alles zu geben, was er fordern würde. Ursulus kann einen solchen Brief doch nur im Auftrage oder wenigstens mit Zustimmung des Constantius geschrieben haben, und beide Angaben können unmöglich richtig sein.

Den redlichen Willen, die Wahrheit zu sagen, wird man aber Ammian nicht absprechen können. Er ist nicht tendenziös, es fehlt ihm aber an Kritik und an dem Überblick über das ganze Werk. Daher kommt es auch, dass er sich fast wörtlich wiederholt. 16. 11. 2 sagt er: Barbatio post Silvani interitum promotus ad peditum magisterium; und 17. 6. 2: Barbatio in locum Silvani peditum promotus magister. Hier folgte er einer anderen Quelle und wusste nicht mehr, dass er dasselbe früher schon gesagt hatte. Ebenso 24. 2. 7: pars fluminis Naarmalch*a* nomine, quod fluvius regum interpretatur und 24. 6. 1: fossile flumen Na*h*armalch nomine, quod amnis regum interpretatur. 24. 7. 8 sagt er, ein Abteilung Truppen sei nicht zu Julian gestossen, ob causas praedictas. Man sucht aber vergebens nach diesen Gründen.

Bei dieser Art zu arbeiten ist es von doppelter Wichtigkeit, Ammian auf seine Quellen zu untersuchen. Denn von der Glaubwürdigkeit dieser ist seine eigne vielfach abhängig, um so mehr, wenn er sich so eng an dieselben anlehnt wie bei der Geschichte Julians. Er hat hier seine Vorlage einfach übersetzt. Das ist nicht nur deshalb wahrscheinlich, weil er dieselbe für sehr gut hält (15. 1. 1 u. 15. 9. 1), sondern ergiebt sich auch noch aus besonderen Umständen. Er erzählt 15. 8. 19: Als der eben zum Cäsar erhobene Julian auf seiner Reise nach Gallien nach Turin kam, empfing er die Nachricht Coloniam Agrippinam, ampli nominis urbem in secunda Germania, pertinaci barbarorum obsidione reseratam magnis viribus et deletam. Einige Kapitel vorher hat er ganze Seiten lang von den Ereignissen in Köln gesprochen. Dabei macht er keinen Zusatz, was Köln für eine Stadt sei, weil er voraussetzt, dass jeder Leser dieselbe kennt. Warum fügt er nun an der angeführten Stelle die Worte „ampli“ bis „Germania“ hinzu? — Einfach deshalb, weil sie in seiner Quelle standen. In dieser war hier Köln zum erstenmale genannt und der Zusatz gerechtfertigt. Ammian hat ihn mitübersetzt. — Die Ereignisse in Köln, welche dieser Zerstörung voraufgingen, hat Ammian weitläufig erzählt. Er war selbst dabei und kannte also den Hergang der Zerstörung genau. Die Sache war auch wichtig

genug, um ausführlicher erzählt zu werden. Er berichtet andere Sachen weitläufig, die weniger bedeutend sind. Warum aber thut er das hier nicht? Etwa um die Niederlage nicht weiter bekannt zu machen, die er selbst miterlitten hatte? Dann müsste er auch in anderen Fällen so verfahren. Nun erzählt er aber ausführlich die Niederlage, die er mit demselben Ursicin, mit dem er in Köln war, gegen die Perser erlitten hat, und sogar seine eigne Flucht. (18. 8). Warum thut er dasselbe nicht bei Köln? Blos deshalb, weil in seiner Quelle nicht mehr stand.

Wie wenig er von dieser abwich, das zeigt auch folgender Fall. Er erzählt 17. 1. 13, dass sich drei Alemannenkönige unterworfen hätten. Den Schluss des Kapitels bildet ein Vergleich der Thaten Julians mit anderen Kriegen. Dieser ergiebt sich schon durch eine Bezugnahme auf die spätere Zeit als ein Einschiebsel Ammians. Denn seine Hauptquelle ist sofort nach den Ereignissen geschrieben, die erzählt werden. Im folgenden Kapitel fährt er dann fort, als ob die Erzählung nicht unterbrochen worden wäre: Quibus ut in tali re compositis etc., wobei sich das quibus nicht auf jenen Vergleich bezieht, sondern auf das, was demselben vorangeht.

Diese Quelle ist aber bei Ammian auseinandergerissen, und es fällt deshalb die Übereinstimmung seiner Darstellung mit den anderen, die derselben Quelle folgen, weniger auf. Ammian schrieb Weltgeschichte, und zwar in annalistischer Form. Es wird deshalb die Darstellung der Thaten Julians mit jedem Jahre unterbrochen und eingeschoben, was sonst Bemerkenswertes in dem Jahre geschehen ist. Ausserdem schiebt Ammian Episoden geographischen und anderen Inhaltes ein. Endlich fügt er auch über Julian eine Reihe von Zusätzen ein, die nicht in seiner Quelle standen. Dahin gehören die Angaben desselben über das schlechte Verhältnis desselben zu Constantius. Sie sind der Darstellung der anderen Thaten Julians meist am Ende eines Jahres angefügt. Auch sind sie vielfach schon durch Bezugnahmen auf spätere Zeiten als Einschiebsel kenntlich. Was in seiner Quelle stand, teilt Ammian als Thatsache mit; die letzteren Angaben aber giebt er meist als Gerüchte. Er gleicht darin dem Arrian.

Mehr Schwierigkeiten machen die Veränderungen, die die anderen Schriftsteller mit der Quelle vorgenommen haben. Der Rhetor Libanius ist der entschiedenste von allen Anhängern Julians. Er war sein Lehrer und ist bis zu seinem Tode sein Freund geblieben. Er bewundert den Kaiser nicht nur, er vergöttert ihn buchstäblich. Jetzt, meint er, lohne es

sich doch, zu leben, ὅτε σῶμα μὲν ἀνθρώπου, ψυχὴ δὲ θεοῦ βασιλεύει. Wenn Zeus selbst in Menschengestalt die Verwaltung der Städte in die Hand genommen, so hätten diese keinen grösseren Nutzen davon, als von der Regierung Julians: (opp. ed. Reiske I. 421) τῶν θεῶν τῷ μὲν σῖτον ἐσθίειν διέστηκεν, ἐν δὲ τῇ τῆς ἀρετῆς ἀσκήσει καὶ τῇ τῆς ψυχῆς ἐπιμελείᾳ πλησίον αὐτῶν ἐστιν. (490. Alle Citate sind aus dem ersten Bande der Ausgabe von Reiske). — σοὶ δὲ ἔσται μὲν ὅτε θύσουσιν ἄνθρωποι καὶ βωμοὺς ἱδρύσονται καὶ προσεύξονται ὥσπερ Ἡρακλεῖ. Julians Helfer sind οἱ τὸν Ὄλυμπον οἰκοῦντες, μᾶλλον δὲ σοὶ συνοικοῦντες θεοὶ καὶ δαίμονες. ὦ θεῶν μὲν ἐπίκουρε, θεῶν δὲ ὁμιλητά! (epit. 626) ὦ δαιμόνων μὲν τρόφιμε, δαιμόνων δὲ μαθητὰ, δαιμόνων δὲ πάρεδρε! (ibid. 625). Die Thaten Julians nennt Libanius gewöhnlich δαιμόνων ἔργα. Nach dem Tode, sagt er, sei Julian zu den Göttern aufgefahren, und manche hätten schon nicht ohne Erfolg zu ihm gebetet (ibid. 624).

Von den Reden des Libanius auf und an Julian enthält nur eine eine ausführliche Darstellung seines Lebens; das ist die Grabrede. Diese ist es auch, die mit der Geschichte Ammians auf derselben Quelle beruht. Diejenigen, welche in dieser Rede eine glaubwürdige historische Quelle gesehen haben, entschuldigen die masslosen Übertreibungen damit, dass Libanius eine Rede und nicht ein Geschichtswerk geschrieben habe. Darin wird man ihnen beistimmen müssen, soweit sich die Übertreibungen auf das Urteil über die Bedeutung der Thaten Julians beschränken. Denn das ist mehr oder weniger etwas Subjektives, und dadurch wird die Geschichte nicht entstellt. Wenn Libanius z. B. Julian für einen Gott hält, oder wenn er meint, dass man jetzt den trojanischen Krieg, die Thaten der Griechen gegen die Perser und Alexander den Grossen vergessen würde, weil die ganze Welt zu sehr von dem Ruhme Julians eingenommen sei (presb. 451), so ist das eine rein subjektive Meinung, in der ihm niemand folgen wird. Eine andere und davon unabhängige Frage aber ist es, ob Libanius die Thatsachen, die er aus dem Leben Julians mitteilt, wahrheitsgetreu wiedergegeben hat. Diese zu entstellen ziemt auch dem Redner nicht, noch viel weniger dem Historiker. Denn der epit. des Libanius ist in erster Linie eine historische Schrift. Er ist keine eigentliche Grabrede, sondern erst mehrere Jahre nach dem Tode des Kaisers geschrieben. Der Zweck war, die Thaten Julians der Nachwelt zu überliefern. (523). Schon früher hatte er diese Rede versprochen, ἐγὼ μὲν οὖν λέγω καὶ ἐρῶ καὶ οὐκ ἀδικήσω σιγῇ τὰ ἔργα (Mon. 518). Das kann man doch nur als eine historische Schrift betrachten;

nur wählt Libanius dazu nicht die Form der gewöhnlichen historischen Darstellung, sondern die einer Rede, ebenso wie Andere Geschichte in Versen geschrieben haben.

Libanius stand mit Julian in Briefwechsel. Man hat deshalb geglaubt, er hätte sich dadurch und durch den Verkehr mit anderen dem Kaiser nahestehenden Männern den Stoff für seine Rede gesammelt. Dem ist nicht so. Wir haben noch einen Brief, den ihm Julian auf seinem Perserzuge von Hierapolis aus schickte (Br. 27), in welchem er ihm den Marsch bis dahin ausführlich beschreibt. In der Grabrede aber findet sich auch nicht ein Wort davon. In dieser hat er die Commentare Julians ausgeschrieben. Da diese aber erst mit dessen Zuge nach Gallien begannen, so hat er für die frühere Zeit den Brief an die Athener seiner Darstellung zugrunde gelegt und dessen Angaben erweitert und ausgeschmückt. Ja er überträgt sogar ein böses Omen, das Julian im Anfang seines Zuges gegen die Perser begegnete, in den Beginn der gallischen Kriege, um zu zeigen, dass Julian annehmen musste, die Cäsarwürde sei ihm zu seinem Verderben übertragen. (533. ταυτὶ γὰρ ἐδίδου τὸ ῥυὲν αἷμα μαντεύεσθαι. cf. Amm. 23. 1. 5). Auch später ist der Brief an die Athener noch an einzelnen Stellen benutzt. Im allgemeinen aber folgt er den Commentaren Julians, jedoch nicht mit der Treue Ammians. Er giebt der Darstellung zunächst einen grösseren rhetorischen Schmuck. Dann aber ist es nicht ein wahrheitsgetreues, sondern ein möglichst glänzendes Bild, das er der Nachwelt von seinem Kaiser hinterlassen will. Damit die Tugenden und Thaten desselben um so heller strahlen, malt er sie auf einen möglichst dunklen Hintergrund. So verdreht er die wahren Thatsachen zugunsten Julians und zu ungunsten seines Vorgängers und Mitregenten und stellt schliesslich jenem mit dem Geiste eines Gottes gegenüber den Constantius mit dem Herzen eines wilden Schweines. (561. cf. die Rede εἰς Ἰουλιανὸν 379, wo er sagt, es sei ihm zwar nicht angenehm, den Constantius zu tadeln; aber wer gelobt werden sollte, müsse auch getadelt werden).

Über die Jugend des Kaisers giebt Libanius ausführlichere Nachrichten als Julian selbst. In wie weit diese auf Wahrheit beruhen oder erdichtet sind, möchte sich schwer sagen lassen. Gewiss kannte Libanius als Lehrer Julians dessen Jugend besser als die spätere Zeit. Aber ein grosser Teil seiner Lobeserhebungen passt so sehr auf jeden wohlgeratenen jungen Mann, dass man nicht weiss, ob er bei seinen Angaben an bestimmte Thatsachen aus dem Leben Julians denkt, oder ob er nur dessen Lob singen will.

Über Julians Kriege in Gallien bringt er nur eine Thatsache vor, die Ammian nicht hat, und bei der man auch nicht sieht, aus welcher Angabe Ammians sie geschlossen sein könnte. Das ist die Nachricht, Julian hätte den Mut der Soldaten dadurch gehoben, dass er auf den Kopf eines erschlagenen Feindes einen Preis gesetzt hätte. (537). — Es wäre ja möglich, dass das eine Reminiscenz aus einem Briefe Julians wäre. Wahrscheinlicher aber scheint mir, dass es eine Erfindung des Libanius ist. Denn einmal giebt er die Nachricht schon zum ersten Jahre des Krieges, wo Julian den Oberbefehl noch nicht hatte, er also auch schwerlich eine solche Massregel vornehmen konnte. Dann aber ist eine solche Verfügung an und für sich ein Unsinn. Was hätte in einer Schlacht geschehen sollen, wenn jeder Soldat, wie Libanius erzählt, dem erschlagenen Feinde den Kopf abschnitt und damit zum Cäsar lief, um seinen Lohn dafür zu bekommen? Und wie verhält sich diese Angabe zu der Behauptung, Julian hätte kein Geld gehabt, und zu derjenigen, es sei ihm verboten gewesen, den Soldaten etwas zu geben? (Amm. 17. 9. 6).

Alle anderen Abweichungen des Libanius von Ammian sind Entstellungen, die er mit seiner Quelle vorgenommen hat. Die Hauptsache ist ihm, den Kaiser zu verherrlichen. Daher erzählt er seiner Quelle nur das nach, was ihm dazu geeignet erschien. Da es ihm auf Genauigkeit nicht ankam, so hat er oft nur nach dem Gedächtnis geschrieben oder doch schlecht zugesehen. Wo ihm die Thatsachen, wie sie in seiner Quelle standen, nicht passten, hat er sie verändert. Oft behauptet er gerade das Gegenteil davon, wenn ihm das nur für seinen Zweck günstiger erscheint. Wir werden das im einzelnen noch sehen.

Am grossartigsten sind seine Fälschungen in dem Perserkriege Julians. Kein geringerer als Ranke (Weltgesch. IV) ist dadurch verleitet worden, den Tigrisübergang Julians nach Libanius zu erzählen und diesem hier eigentümliche Nachrichten zuzuschreiben. Eben deshalb möchte ich die Thatsache hier noch erwähnen; den Beweis muss ich auf eine andere Gelegenheit verschieben. Libanius hat auch hier keine eigentümlichen Nachrichten. Ebendieselben finden sich bei Ammian, nur in einfacherer Form und an anderer Stelle. Julian überschritt den Tigris oberhalb der Stadt Ctesiphon und marschierte östlich nach dem Inneren des Perserreiches. Da die Feinde alle Nahrungsmittel vernichtet hatten, so kam er bald in solche Not, dass er umkehren musste. Er zog aber nicht auf demselben Wege zurück, sondern am Gebirge vorbei nach dem oberen Tigris. Auf diesem Rückzuge stiess er erst auf die

Hauptmacht der Perser. Von diesen fortwährend angegriffen und belästigt, setzten die Römer den Marsch fort, Julian aber wurde bald in einer Schlacht verwundet und starb.

Die Schwierigkeiten, welche Julian zur Umkehr zwangen, verlegt Libanius diesseits des Tigris. Hier zeigt schon der Weitermarsch allein, dass der Kaiser sie überwunden hatte. Kein Engel, sagt er, hätte mehr helfen können, aber Julian hätte seinen Weg schon gefunden. Das Hauptheer der Perser empfing nach Libanius Julian auf dem anderen Ufer des Tigris, wurde aber geschlagen. So waren alle Gefahren überwunden, denen der Kaiser in Wirklichkeit unterlag. Wo er dann doch den Rückzug antritt, sagt Libanius sehr naiv: Ein Gott aber gab ihm in den Sinn, an die Rückkehr zu denken. Auf dieser marschierte nach Libanius das Heer den Tigris entlang. Er lässt es also gar nicht in die Gegend vordringen, wo es in so grosse Not geriet, weil er fürchtet, der Leser möchte diese ahnen. So weicht allerdings die Darstellung des Tigrisüberganges bei Libanius von Ammian und Zosimus ab, aber seine Nachrichten sind nicht originell.

Um nichts besser ist Zosimus. Er lebte zur Zeit des Theodosius, über hundert Jahre nach Julian, und war schon dadurch auf geschriebene Quellen angewiesen. Er legt, wie auch Libanius, das Hauptgewicht auf den Perserkrieg Julians. Der Occident interessierte ihn weniger und war ihm unbekannt. Die Germanen sind ihm ein Volk Galliens, Paris ein Städtchen in Germanien (3. 9. 1). Er giebt die Jugendgeschichte Julians nach dem Brief an die Athener bis dahin, wo er in Gallien selbst den Oberbefehl übernimmt, dann lag es ihm nahe, die Darstellung nach den Commentaren Julians fortzusetzen. Er bemerkt aber, was der Kaiser von hier ab bis zu seinem Lebensende gethan hätte, das sei von vielen beschrieben worden. Wer wolle, der könne die Reden und Briefe Julians selbst zur Hand nehmen und vor allem die Beschreibung, die dieser selbst von seinen Thaten angefertigt habe. Er könne deshalb eigentlich Julian übergehen, wolle indess den Zusammenhang nicht unterbrechen und vor allem das erzählen, was die anderen übergangen hätten. (3. 2. 8). Darunter versteht er das, was nicht in den Commentaren Julians stand. Er benutzt deshalb über die gallischen Kriege den Brief an die Athener und giebt ausserdem einige Anekdoten. Sobald der Brief an die Athener aufhört, tritt die Übereinstimmung mit Ammian hervor, und zwar so deutlich, dass die gemeinsame Quelle gar nicht zu verkennen ist. Im Perserkriege stimmen ganze Capitel fast wörtlich mit Ammian überein.

Wahrheitsliebend ist Zosimus auch nicht. Es ist schon viel, die Darstellung der Ereignisse in einem Schriftstücke, das mit solcher Leidenschaftlichkeit abgefasst ist, wie Julians Brief an die Athener, als historisch hinzunehmen und wiederzugeben. Dem Zosimus aber ist diese für Julian noch nicht günstig und für Constantius noch nicht ungünstig genug. Noch viel weniger lässt er den Nachrichten, die er den Commentaren Julians entnimmt, ihre ursprüngliche Gestalt. In der Schlacht bei Strassburg fielen nach Amm. (16. 12. 23) 6000 Germanen, nach Zos. (III. 3. 6) 60,000. — Die ganze römische Reiterei wurde im Beginn der Schlacht in die Flucht geschlagen. Zos. (3. 3. 8) nennt statt dessen nur eine Abteilung von 600 Reitern. Woher diese Zahl? — Nach Amm. (16. 12. 28) ritt Julian im Anfang der Schlacht, von 200 Reitern umgeben, umher, um das Fussvolk aufzumuntern. Diese Zahl hat Zosimus mit drei multipliziert. Dass er an diese Reiter bei seiner Darstellung dachte, geht aus seinem Zusatze hervor, es seien die besten gewesen, zu denen Julian am meisten Vertrauen gehabt hätte. Es lässt sich denken, dass der Cäsar zu seinem persönlichen Schutze die besten nahm. Nach Julians eigner Angabe (ep. ad. Athen. 279 D) baute er am Rhein 400 Schiffe, um Getreide aus Britannien zu holen. Zos. (3. 5. 2) lässt ihn 800 bauen. Aus dem Briefe an die Athener hat Zos. ferner, dass die Germanen in Gallien 40 Städte verwüstet hätten und bis zu denjenigen am Meere vorgedrungen seien. (ep. ad. Athen. 279 A u. 280 D. Zos. 3. 1. 1 f. u. 3. 5. 1). Ebendaher (277 D) nahm er, dass Julian nach Gallien gezogen sei mit einem Gefolge von 360 Mann, fügt aber hinzu, dass diese Soldaten nichts als beten gekonnt hätten. Für diese Schilderung der Truppen beruft er sich ausdrücklich auf Julian selbst. (3. 3. 3). Libanius wendet denselben Ausdruck an auf die Truppen, die Julian noch geblieben wären, wenn er 359 diejenigen wirklich abgeschickt hätte, die Constantius von ihm verlangte. Es ist klar, dass Julian einen solchen Ausspruch erst nach dem Bruche mit Constantius gethan hat, und da liegt die Annahme näher, dass er die Truppen von 359 so beschrieben hat. Zos. aber schildert diejenigen von 355 so, um zu zeigen, wie schlecht man den Cäsar von Anfang an behandelte. Aus demselben Briefe (277 D) nahm er die Angabe, dass Constantius aus Misstrauen gegen Julian den Marcellus und Sallust mit nach Gallien schickte und nicht dem Cäsar, sondern jenen die Verwaltung des Landes übertrug. (3. 2. 4.) Als trotzdem die Einfälle der Barbaren nicht aufgehört hätten, da hätte Constantius Julian den Oberbefehl

übertragen. Also auch der von Julian so hoch geschätzte Sallust kommt hier schlecht weg. — Durch den Brief an die Athener wurde Zosimus auch veranlasst, noch von einer zweiten Schlacht neben derjenigen bei Strassburg zu sprechen. (Zos. 3. 4. 3. ep. ad. Athen 280 C.) Nach Zosimus reiste Constantius nach der Erhebung Julians zum Cäsar sofort nach dem Orient (3. 2. 5.), während er in Wirklichkeit im ersten Jahre mit gegen die Alemannen und in den beiden folgenden gegen die Völker nördlich der Donau zog und diese zur Ruhe brachte. Dass diese Völker sich ruhig verhielten, berichtet auch Zos., aber es war das nach ihm nicht eine Folge der Züge des Constantius; sondern die Furcht vor Julian, der von Gallien her gegen sie ziehen könnte, nahm ihnen den Mut. (3. 8. 2). Eine ähnliche Übertreibung ist die Angabe, dass Julian nicht nur in Gallien, sondern auch bei den Iberern die Ruhe hergestellt hätte. (3. 8. 6.) Auch bei der Anzahl der Mannschaften, die Constantius im Jahre 359 von Julian verlangte, folgt Zos. dem Brief an die Athener und übertreibt dessen Angaben. Nach Amm. (20. 4. 2.) verlangte Constantius vier Legionen Hülfsvölker und je 300 auserlesene Mann aus anderen Legionen. Julian sagt in dem Briefe an die Athener (280 D.), er habe dem Constantius vier Abteilungen der besten Fusstruppen geschickt, drei andere der leichteren und die beiden besten Reiterabteilungen. Danach berichtet Zos. (3. 8. 7. ff.): Constantius habe zunächst zwei Abteilungen verlangt; Julian habe sie sofort geschickt. Dann habe er weitere Abteilungen gefordert — die Anzahl wird nicht angegeben — und als er diese bekommen, habe er nochmals vier Abteilungen zu senden befohlen, worüber aber der Aufstand der Truppen ausbrach. — Julian spricht an der angeführten Stelle gar nicht von den Truppen, die Constantius 359 verlangte. Zosimus glaubte das nur deshalb, weil hier ebenso wie in den Commentaren Julians und bei Ammian vier Legionen genannt waren. Er nahm aber jene Angaben, weil dabei die Zahl der Truppen höher angegeben war. Dass Constantius sie dem Julian nach und nach abgefordert hätte, hat er selbst erfunden, um den Constantius als einen perfiden Menschen hinzustellen. Bei der Erhebung Julians zum Augustus hat Zos. (3. 9. 5.) dem Briefe an die Athener entnommen, dass Julian diese Erhebung unangenehm gewesen sei (ep. ad. Athen. 285 A.), und dass er keine Sicherheit mehr gehabt hätte, da Constantius Schwüre und Verträge doch nicht halte (ibid. 286 D.) In den Verhandlungen mit Constantius, die sich daran knüpften, geht Zos. weiter als

Julian selbst. Dieser behauptet, er habe sich in dem ersten Briefe, den er nach seiner Erhebung zum Augustus an Constantius schrieb, und in dem er diesen bat, ihm die Augustuswürde zu bestätigen, noch Cäsar genannt. Constantius habe ihn in der Antwort ebenfalls Cäsar genannt, ihm das Leben zwar zugesichert, von der Würde aber nichts geschrieben; d. h. er lehnte die Bestätigung ab (ep. ad. Athen. 285 D. u. 286 C.). Nach Zos. bot Julian dem Constantius an, das Diadem wieder abzulegen und sich mit der Würde eines Cäsars zu begnügen, wenn jener damit einverstanden wäre. Constantius aber habe verlangt, er solle auch die Cäsarwürde ablegen und sich ihm als Privatmann ausliefern, er werde keine ungerechte Strafe erleiden. — Demselben Briefe hat Zos. entnommen, Julian hätte sich geschämt, mit Constantius Krieg zu führen, weil er dadurch in den Augen des Volkes undankbar erschiene. (Zos. 3. 9. 8. ep. ad. Athen. 285 A.)

Die Überwindung der Germanen wurde Julian wesentlich erleichtert dadurch, dass seine Gegner nicht einig waren. Nur in der Schlacht bei Strassburg traten ihm sieben Alemannenkönige gegenüber. Später aber hat er auch diese einzeln unterworfen. Zos. (3. 4. 1.) aber lässt ihn nach dieser Schlacht einen Feldzug unternehmen κατὰ τοῦ Γερμανικοῦ παντός. — Nach der Auffassung der Julianischen Partei berief Constantius die Truppen ab, damit der Ruhm Julians nicht grösser wurde. Nach Zos. (3. 8. 6.) wollte er τὰς τοῦ καίσαρος ἐλαττῶσαι δυνάμεις, οὕτω τε τῆς ἀξίας αὐτὸν παραλῦσαι.

Für alle diese Abweichungen giebt es keine andere Erklärung als bewusste und absichtliche Fälschung. Vieles andere dagegen, was Zos. erzählt, ist, wie Ranke schon für den Perserkrieg hervorgehoben hat, auch hier Tradition. Dahin gehört die Erzählung von Charietto (3. 7.); den historischen Kern, der dieser Sage zugrunde liegt, haben wir bei Amm. 17. 10. 5. ff. — Sage ist auch, was Zos. (3. 4.) über die Art und Weise berichtet, wie Julian die Germanen zwang, die Gefangenen alle auszuliefern. Die Sache wäre an und für sich unmöglich gewesen. Die Sage aber hat sich gebildet durch das auch von Amm. (17 10. 7. f.) berichtete Faktum, dass der Alemannenkönig Hortarius zuerst nur einen Teil der Gefangenen auslieferte und erst gezwungen den Rest zurückführte. — Wahrscheinlich gehört hierhin auch die Bestrafung der Reiter, die in der Schlacht bei Strassburg geflohen waren (3. 3. 8. ff. s. unten p. 39 f.); ferner, dass er auch die Sachsen, die kräftigsten und tapfersten aller germanischen Stämme, mit in die Kriege hineinzieht (3. 6.) Die Erzählung von den

Saliern und Chamaven (Zos. sagt irrtümlich die Quaden) ist durch die Tradition ausgeschmückt. — Wenn Zos. ferner erzählt (3. 8.), Julian hätte einen Teil der Bataver in das Heer aufgenommen, so ist das nur ein Schluss aus dem Umstande, dass es in dem Heere eine Legion gab, welche die Bataver hiess. Diese bestand aber schon, ehe Julian nach der Insel der Bataver kam.

So bleibt bei Zos. über den ersten Teil der Regierung Julians fast nichts Wahres übrig.[1])

Ich gehe nun dazu über, zu zeigen, dass Libanius im Epit. und Ammian nach derselben Quelle gearbeitet haben, und dass auch Zosimus diese Quelle vor sich hatte, wenn er ihr auch im allgemeinen nicht gefolgt ist. Später werde ich dann zu beweisen suchen, dass diese Quelle die Commentare sind, die Julian selbst über seine Thaten geschrieben hat.

Amm. 15. 8. 18. erzählt über die Reise Julians nach Gallien: paratisque universis . . . . comitatu parvo suscepto Kalendis Decembribus egressus . . . Taurinos pervenit. Liban. 535. (Wenn ich nur Liban. citiere, so ist der Epitaphius gemeint.) τριακοσίους αὐτῷ τοὺς φαυλοτάτους τῶν ὁπλιτῶν ἐκέλευεν ἕπεσθαι . . . . κινηθεὶς δὲ ἐκ τῆς Ἰταλίας τοῦ χειμῶνος μεσοῦντος . . . . Man vergl. Liban. 379. ὁρμηθεὶς τοίνυν ἐξ Ἰταλίας σὺν ὁπλίταις ἐλάττοσιν ἢ τετρακοσίοις ἐν ἀκμῇ τοῦ χειμῶνος, und Jul. ep. ad. Athen. 277 D. τριακοσίους ἑξήκοντά μοι δοὺς στρατιώτας εἰς τὸ τῶν Κελτῶν ἔθνος ἀνατετραμμένον ἔστειλε μεσοῦντος ἤδη τοῦ χειμῶνος. Man sieht, Libanius kannte die richtige Anzahl der Soldaten. Trotzdem vermindert er sie und giebt ihnen das Attribut φαυλοτάτους. Er will den Leser überzeugen, dass Constantius den Cäsar von Anfang an schlecht behandelte.

Libanius hat im Epit. noch den Zusatz, dass Julian bei seinem Auszuge schönes Wetter gehabt hätte. Das ist seine eigne Erfindung. In der Rede εἰς Ἰουλ. spricht er nur von den Schwierigkeiten, die das Klima in diesen Gegenden einem Zuge über die Alpen entgegenstellt. Da Julian dennoch den Zug machte, so schloss er, dass das Wetter günstig gewesen sei. Darin sah er dann ein günstiges Omen und einen Sieg über die Natur vor demjenigen über die Feinde.

---

[1]) cf. Ranke, Weltgesch. IV. die Anlage über Zosimus. Mücke 245 sagt, nachdem er erwähnt, dass Zos. das schreiben wollte, was die anderen übergangen hätten: „Und in der That hätte Zos. nichts besseres thun können; denn feindselige Darstellungen von Julians Leben sind uns genug erhalten; aber in ihnen ist vieles übergangen, was wir erst aus dem Zos. richtig kennen lernen.“

Ausführlich erzählen beide den Einzug Julians in Vienne, der ersten gallischen Stadt. Ein günstiges Omen, das nach Libanius Julian hier begegnet sein soll, ist eine spätere Erfindung, konnte also nicht in der kurz nach den Ereignissen geschriebenen Quelle stehen und fehlt daher bei Ammian. Dieser erzählt, das Volk hätte Julian freudig empfangen avidius pompam regiam in principe legitimo cernens: omniumque remedium aerumnarum in eius locabat adventu, salutarem quendam genium adfulsisse conclamatis negotiis arbitrata. (15. 8. 21.) Diese Worte veranlassten Libanius zu der Bemerkung, die Verhältnisse würden sich sofort gebessert haben, wenn Julian den Oberbefehl gehabt hätte. Im Anschluss daran führt er dann nach dem Briefe an die Athener Klage darüber, dass nicht dem Cäsar, sondern den Feldherren der Oberbefehl von Constantius übertragen worden war. (Liban. 536, ep. ad. Athen. 278 A.) — Auch in der Rede εἰς Ἰουλ. hatte Libanius unsere Quelle vor sich, wie er selbst sagt. Dort sagt er von Julian: τὸν χειμῶνα ἀνήλισκεν εἰς βουλήν. Das entspricht den Worten Ammians: Agens itaque negotiosam hiemem apud oppidum ante dictum (16. 2. 1).

Libanius erwähnt dann mit Ammian den Überfall Autuns durch die Germanen. Durch die Nachlässigkeit der Besatzung der Stadt wäre es den Feinden fast gelungen, dieselbe zu erobern. Nur durch ein rechtzeitiges Eingreifen der Veteranen wurde sie gerettet. Die Einzelheiten, die Libanius hier mehr giebt als Ammian, sind unhaltbar und nicht der gemeinsamen Quelle entnommen. Geradezu im Widerspruch mit jenem erzählt er, dass die Stadt lange belagert worden sei. Nach Ammian wurde sie fast gewonnen, weil die alten Mauern verfallen waren; nach Libanius, weil die Thore nicht bewacht waren. Wenn dieser weiter erzählt, die Feinde hätten Leitern an die Thore gesetzt, so verurteilt sich das von selbst. Denn wenn die Thore nicht bewacht waren, wozu denn die Leitern? Diese brauchte man gewöhnlich an den Mauern und nicht an den Thoren. Libanius schmückt den Kampf um Autun aus, um gleich im Beginn der Feldzüge Julians eine nennenswerte kriegerische That zu erzählen, und charakteristisch für ihn ist, dass er sich dazu einige Züge aus dem Perserkriege Julians borgt und hierhin überträgt. Er erzählt nämlich, einige der Feinde seien von den Römern getötet worden, andere hätten sich selbst von den Mauern herabgestürzt und seien umgekommen, und die Römer seien mutig gegen die Feinde gelaufen, indem sie den Namen des Cäsars riefen. Dasselbe wird bei der Belagerung von Maiozamalcha erzählt. (Amm.

24. 4. 23 u. 25. Liban. 601 f.); nur sind es hier nicht die Angreifer, die sich von den Mauern stürzen, sondern die Belagerten. Das allein hat aber auch Sinn. Als die Römer in Maiozamalcha eingedrungen waren, konnten die Verteidiger, die auf den Mauern standen, nicht mehr in die Stadt zurück und suchten sich zu retten, indem sie sich nach der Aussenseite hinabstürzten. Wenn aber, wie Libanius erzählt, die Germanen mit Leitern die Mauern von Autun erstiegen, weshalb sollen sie nicht auf denselben Leitern heruntergestiegen sein? Den Namen des Königs beim Kampfe zu rufen aber war, wie Ammian ausdrücklich bemerkt, eine persische Sitte (ex usu moris gentici.) Er würde eine derartige Bemerkung nicht machen, wenn im römischen Heere dieselbe Sitte bestanden hätte. Libanius aber überträgt diese Sitte auf das römische Heer, um die Behauptung zu beweisen, dass das blosse Bewusstsein, dass Julian in der Nähe sei, den Soldaten Mut gemacht hätte. Aus demselben Grunde fabelt er hinzu, dass die Römer einen blutigen Sieg erfochten hätten (οἱ δέ ἐτρύφων ἐν ταῖς σφαγαῖς), während nach Ammian die Stadt mit Mühe gerettet wurde.

Die schlechte Haltung der Besatzung von Autun hat bei den Anhängern Julians später die Behauptung veranlasst, die Truppen, die Julian in Gallien vorfand, seien schlecht gewesen. Man hat nach jenen alle beurteilt. Diese Vermutung rechtfertigen die Worte des Libanius (535): οὗτοι δὲ ἦσαν οἱ μεμαθηκότες ἡττᾶσθαι καὶ οἷς ἔργον ἦν πάλαι πολιορκεῖσθαι, und (εἰς Ἰουλ. 380): λαβὼν οἶμαι δύναμιν μικράν τε καὶ πολιορκεῖσθαι μαθοῦσαν.

Ammian erzählt die Abreise Julians von Vienne nach dem Überfall von Autun (16. 2. 2.) Libanius giebt sie vor demselben, damit die Behauptung mehr Wahrscheinlichkeit gewinnt, dass es das Herannahen Julians gewesen sei, das der Besatzung der Stadt den Mut zum Siege gab.

Beachtenswert ist, dass sowohl Ammian als auch Libanius an dieser Stelle die geringe Thatkraft in der Umgebung Julians erwähnen. Liban. 536. τοῖς στρατηγοῖς δὲ ἄρα ἤρεσκε καθεύδειν . . . . ἀλλ' ὅμως, καὶ κεκωλυμένου πράττειν . . . . τοσοῦτον ἴσχυσε τοὔνομα . . . . Amm. 16. 2. 2. nihil itaque remittentibus curis, ancillari adulatione posthabita, qua eum proximi ad amoenitatem flectebant et luxum satis omnibus comparatis pervenit . . . . Dass dies die Feldherren gewesen seien, ist wieder eine Erfindung des Libanius, denn diese befanden sich bei dem Heere bei Rheims. Er will dadurch zeigen, dass die Männer, die Constantius dem Cäsar zur Seite stellte, diesen mehr hinderten als förderten.

Julian zog nun nach Rheims, wo das Heer ihn erwartete. Der Marsch ist bei Ammian ausführlich beschrieben. Libanius übergeht das, weil er für seinen Zweck nichts dabei fand, und weil hier viele Namen von Städten vorkommen, deren er keine nennt. — Auf dem Marsche von Rheims nach dem Rhein wurde die römische Nachhut von Germanen, die in Gallien umherschweiften, überfallen. Ein dichter Nebel erleichterte oder ermöglichte den Überfall. Zwei Legionen wären beinahe vernichtet worden, und die Römer sahen sich genötigt, beim Weitermarsche grössere Vorsicht zu gebrauchen. (Amm. 16. 2. 107.) Diesen Kampf schliesst Libanius unmittelbar an den bei Autun an, entstellt ihn aber vollständig. Aus dem Nebel macht er einen dichten Wald. Die Germanen erleiden eine Niederlage und fliehen bis auf die Inseln im Rheine. Die Römer verfolgen sie auch dahin. Um bei dem Kampfe noch etwas länger zu verweilen, verbreitet sich Libanius weitläufig über die kluge Massregel Julians, die auf den Kopf jedes erschlagenen Feindes eine Belohnung setzte, und über den Erfolg derselben. Aus demselben Grunde führt er die Verfolgung auf den Rheininseln hier an, die eigentlich in das folgende Jahr gehört. Hier erzählt sie Ammian. Mit den Ereignissen des Jahres 356 ist sie unvereinbar. — Dass es dieselbe Verfolgung ist, von der Ammian und Libanius sprechen, das geht namentlich daraus hervor, dass die Römer bei beiden teils schwimmend, teils auf Kähnen zu den Inseln gelangen (Amm. 16. 11. 9. Liban. 237).

Ammian nennt sieben Städte am Oberrhein, die in den Händen der Germanen waren. Davon eroberte Julian eine, Brotomagum, zurück. Dann zog er nach Köln und gewann dieses wieder. Libanius spricht nur von zwei Städten, die Julian wiedereroberte. Die Eroberung der sieben Städte durch die Germanen verdreht er so, dass dieselben die eine durch viele Angriffe gewonnen hätten.

Amm. 16. 2. 12. u. 3. 1.	Liban. 537.
audiens itaque Argentoratum etc. (es folgen die sieben Namen) civitates barbaros habitare ..... Agrippinam ante Caesaris in Gallias adventum excisam	καὶ μὴν δυοῖν πόλεων ταῖν μεγίσταιν τὴν μὲν εὑρὼν μυρίαις προσβολαῖς κεκακωμένην, τὴν δ' ἔναγχος ἐφόδῳ μιᾷ κεκακωμένην καὶ κειμένην.

Sehr bemerkenswert sind die Worte beider über die Eroberung Kölns und den Frieden mit den Franken, der sich daran schloss. Dass dieser nach Libanius mit einem, nach Ammian mit mehreren Frankenkönigen abgeschlossen wurde,

kann nicht als eine wesentliche Abweichung betrachtet werden. Libanius macht auch noch den Zusatz, der Friede sei nur für kurze Zeit geschlossen worden. Sein Cäsar soll sehr kampfeslustig erscheinen und den Frieden und seine Ruhe verachten. Ebenso verkürzt er im folgenden Jahre die Zeit, für welche Julian mit den Alemannen Frieden schloss. Das geschah etwa im November und zwar auf zehn Monate. Libanius aber sagt 545: καὶ τῶν σπονδῶν χρόνος ὁ χειμὼν μόνος, παρ' οὗ καὶ σπονδῶν ἄνευ τύχοι τις ἂν ἀναπαύσεως.

Von Köln nun erzählen:

Amm. 16. 3. 2.	Liban. 538.
igitur Agrippinam ingressus non ante motus est exindė, quam Francorum regibus furore mitescente perterritis pacem firmaret rei publicae interim profuturam.	σπένδεται βραχύν τινα χρόνον, ποιῶν αὐτὸν (sc. d. König) ἐπιεικέστερον τῷ φόβῳ τῶν δευτέρων .... οὔπω τοῦ πᾶν, ὃ διανοηθείη πράττειν εἰς ἐξουσίαν ἥκων.

Mehr noch als aus dem Gesagten ergiebt sich aber die gemeinsame Quelle beider aus dem, was sie zu diesem Jahre nicht erzählen. Beide Darstellungen geben ein ganz falsches Bild von dem Kriege gegen die Alemannen. Zunächst schildern sie denselben so, als ob Julian der wirkliche Anführer gewesen sei. Das ist auch bei Libanius der Fall, obgleich er vorher gesagt hat, dass Julian πάντων ἄκυρος gewesen sei πλὴν τῆς χλαμύδος, οἱ στρατηγοὶ δὲ κύριοι (536). Das letztere stand nicht in der gemeinsamen Quelle, sondern ist dem Briefe Julians an die Athener entnommen. Dieser sagt nämlich hier 278 D.: καὶ τοῦ λοιποῦ τὴν χλανίδα περιέφερον καὶ τὴν εἰκόνα. τούτων γὰρ τὸ τηνικαῦτα διενοούμην ἀποπεφάνθαι κύριος. cf. auch 274 C u. 278 A. Libanius hat das eingeschaltet, um dem Constantius einen Vorwurf zu machen, und nicht gemerkt, dass das mit seiner übrigen Darstellung in Widerspruch steht. — In demselben Jahre unternahm aber auch Constantius einen Zug gegen die Alemannen. Er zog aus Italien durch Rhätien, überschritt den Rhein und drang in das Gebiet der Feinde ein. Zugleich wurden diese von germanischen Nachbarvölkern angegriffen, und Julians Heer kam von Westen durch die Senke von Zabern an den Rhein. So von drei Seiten bedrängt, versuchten die Alemannen keinen Widerstand und baten um Frieden. Dann konnte Julian nach Köln ziehen. Im Jahre 357 wurde der Krieg nach demselben Plane geführt, nur dass statt des Constantius Barbatio durch Rhätien vordrang. Wir erfahren in diesem Jahre die Stärke der Heere, und da war das des Barbatio doppelt so stark als

dasjenige Julians. Ebenso ist es offenbar 356 gewesen, und auf alle Fälle ist damals die Hauptsache von Constantius geleistet worden. Das alles erfahren wir zufällig von Ammian bei einer späteren Gelegenheit (16. 12. 15 ff.). Bei der Darstellung der Ereignisse des Jahres 356 ist aber weder bei ihm noch bei Libanius des Zuges des Constantius auch nur mit einem Worte gedacht.[1]) Wenn man nun auch auf Argumente ex silentio im Allgemeinen nicht viel geben will, hier, wo die Hauptsache verschwiegen und nur die Nebensache erzählt wird, scheinen sie mir doch Beweiskraft zu haben.

Im Winter wurde Julian dreissig Tage lang von den Germanen in Sens belagert. Sein Oberbefehlshaber Marcellus stand in unmittelbarer Nähe, brachte ihm aber keine Hülfe. Er erhielt dafür seinen Abschied. Das hat einen tiefen Zwiespalt zwischen den beiden Männern zur Voraussetzung. Aber weder Libanius noch Ammian geben uns irgend welche Aufklärung darüber.

Der neue Oberbefehlshaber, der an die Stelle des Marcellus trat, Severus, wird von Ammian und von Libanius sofort bei seiner ersten Erwähnung in gleicher Weise gelobt, obwohl er später auch mit Julian zerfallen ist. Auch erwähnen beide die Freude, welche Julian über diesen Wechsel empfand, und die Hoffnungen, die er daran knüpfte.

Amm. 16. 10. 21 u. 11. 1.	Liban. 538.
unde misso in locum Marcelli Severo bellorum usu et maturitate firmato. At Caesar... secundisominibusmotusRemospropperavit alacrior magisque laetus, quod exercitum regebat Severus nec discors nec adrogans, sed longa militiae frugalitate compertus et eum recta praeeuntem secuturus ut ductorem morigerus miles.	ἧκε δὲ διάδοχος, ἀνὴρ τά τε ἄλλα βέλτιστος καὶ πολέμων οὐκ ἄπειρος, καὶ τῶν κωλυμάτων τὰ πολλὰ ἐπέπαυτο, τότε δή, τότε τῷ βασιλεῖ καιρὸς ἐπιδείξεως ἀκριβοῦς παρῆν.

Im Jahre 357 erwähnen beide Quellen auch den Angriff von Süden. Julian zog nach Ammian wieder mit 13,000 Mann von Rheims nach dem Rhein; er nahm auch diesmal seinen Weg durch die Senke von Zabern. Von der anderen Seite kam Barbatio mit 25,000 Mann und lagerte sich bei Augst.

[1]) Mücke hat den Zug auch nicht bemerkt.

Die beiden Heere sollten die Germanen, welche auf dem linken Rheinufer umherschweiften, von zwei Seiten angreifen. Barbatio hatte auch Schiffe, um eine Brücke über den Rhein zu schlagen (Amm. 16. 11. 1 ff.) Libanius erzählt ähnlich. Die 25,000 Mann rundet er auf drei Myriaden ab, sagt aber richtig, das Heer Julians sei halb so stark gewesen. Die beiden Heere, erzählt er weiter, hätten sich vereinigen sollen. Es scheint, als hätte das eine natürliche Folge des doppelten Angriffes sein müssen, den Ammian erwähnt. Die Veränderung, die Libanius mit seiner Vorlage vornahm, scheint daher unbedeutend zu sein. Er hatte aber seine bestimmte Absicht dabei. Das Kühnste in dem ganzen Kriege war der Übergang über den Rhein. Deshalb erzählt Libanius, Julian hätte sich schon lange danach gesehnt. Barbatio hatte aber allein den Auftrag und die Schiffe dazu. Indem nun Libanius sagt, Julian hätte sich mit Barbatio vereinigen sollen, wird die weitere Behauptung, die er erfunden hatte, glaubhaft, Julian hätte mit über den Fluss gehen sollen. Da aber der Gang der Ereignisse das Gegenteil zeigt, so erfindet Libanius weiter, Constantius hätte den ersten Plan geändert und dem Barbatio allein jenen Auftrag gegeben, weil er Julian die Teilnahme am Siege missgönnt hätte.

Barbatio zerfiel aber bald mit Julian so vollständig, dass er diesem nicht nur jede Hülfe verweigerte, sondern ihm geradezu Hindernisse in den Weg legte und selbst seine ganze Thätigkeit einstellte. Als er dann unthätig in seinem Lager bei Augst lag, wurde er von den Alemannen überrumpelt und geschlagen.

Diese Ereignisse sind von Libanius entstellt worden, um zu zeigen, ein wie verächtlicher Mensch dieser Gegner Julians war, und wie weit der Neid des Constantius ging, der lieber einem solchen Feigling als Julian den Auftrag gab, den Rhein zu überschreiten. Libanius stimmt nur darin mit Ammian überein, dass er von Bäumen redet. Nach diesem (16. 11. 8) hatten die Germanen, wie sie es häufig thaten, durch gefällte Bäume die Zugänge zu ihrem Lande gesperrt. Diese Bäume aber verwendet Libanius ganz anders. Er erzählt, Barbatio hätte begonnen eine Brücke zu schlagen. Da hätten die Germanen auf der anderen Seite des Rheines gefällte Bäume in den Strom geworfen, welche die Schiffe mit fortgerissen hätten. Als so der erste Versuch fehlgeschlagen, hätte Barbatio mit seinen 30,000 Mann die Flucht ergriffen, die Barbaren aber seien jetzt über den Rhein gekommen, hätten ihm nachgesetzt und ihn geschlagen.

Nach Amm. (16. 11. 11) baute Julian Zabern wieder auf, quo aedificato constabat ad intima Galliarum, ut consueverant, adire Germanos arceri. — Namen nennt Libanius nicht. Er setzt deshalb für Zabern allgemein τὰ κείμενα und macht aus den vorstehenden Worten folgende sonderbare Geschichte: καὶ τὰ κείμενα ἀνέστη, καὶ πόῤῥω τοῦ Ῥήνου χειμάζοντι βασιλεῖ τὰς τῶν ἐχθρῶν ἐπιχειρήσεις ὀξέως μηνύσειν ἔμελλεν, ἄλλων παρ' ἄλλων δεχομένων τὸν λόγον, πρότερον δὲ τὸ μῆκος τῆς ἐρήμης ἀφῃρεῖτο τὴν τῶν ἐπιβουλῶν αἴσθησιν (539). Dann fahren beide fort:

Amm.	Liban.
et opus spe celerius consummavit, et victum defensoribus ibi locandis ex barbaricis messibus non sine discriminis metu collectum militis manu condidit.	βασιλεὺς ἐνεπίμπλη πυρῶν καὶ φρούρια καὶ πόλεις ἀπὸ τῶν ἐκείνοις εἰργασμένων ληίων, ταῖς τῶν στρατιωτῶν χερσίν, ὅπως οἷόν τε ἦν, ἐπὶ τούτῳ χρώμενος.

Eine solche Übereinstimmung ist ohne gemeinsame Quelle undenkbar.

Es folgt dann die Schlacht bei Strassburg. Zuerst erwähnen beide eine Gesandtschaft der Alemannen an Julian. Amm. 16. 12. 3: missis legatis satis pro imperio Caesari mandaverunt, ut terris abscederet virtute sibi quaesitis et ferro. Nach Libanius 540 zeigten die Alemannen einen Brief des Constantius, in welchem dieser ihnen das Land geschenkt hätte. Sie forderten daher Julian auf ἢ τοῖς γεγραμμένοις ἐμμένειν ἢ μηδέτερον βουλόμενον ἐλπίζειν μάχην. Die Forderungen decken sich wohl bei beiden, und der Brief ist eine böswillige Erfindung des Libanius. Auf dem rechten Rheinufer wohnte Augst gegenüber der Alemannenkönig Vadomarius, der mit Constantius längst befreundet und von diesem in den Schutz des römischen Reiches aufgenommen worden war (Amm. 18. 2. 16). Als nun Julian Gallien verlassen wollte, um gegen Constantius zu ziehen, fürchtete er, Vadomarius möchte sich mit diesem verbünden. Daher liess er ihn mitten im Frieden ergreifen und nach Spanien schicken (Amm. 21. 4. 1 ff.). In dem Briefe an die Athener hat er dann behauptet, er habe von Vadomarius ein Schreiben des Constantius bekommen, worin dieser jenen aufforderte, Gallien von neuem zu verwüsten. (ep. ad. Athen. 286 A u. B). Auch Ammian erwähnt diesen Brief, fügt aber ausdrücklich hinzu, dass das nur ein Gerücht sei: si famae solius admittenda est fides (21. 3. 4). An und für sich wäre es ja nichts Auffallendes, wenn Constantius die Hülfe der Alemannen gegen Julian benutzt hätte.

Die Menschen pflegen im Kriege die Bundesgenossen zu nehmen, wo sie dieselben bekommen können. Aber auf die Anklage Julians hin wird man jenen Brief nicht als Thatsache betrachten können. Ja man könnte erwarten, dass, wenn er im Besitze eines solchen Briefes gewesen wäre, er ihn mit an die Athener geschickt hätte. Libanius behauptet das denn auch (560). Indes nach dem Briefe an die Athener selbst ist es nicht geschehen. Wir wissen historisch nur von einem Briefe, den Constantius an Vadomarius geschrieben hat, und welchen dieser Julian übergab. Darin empfahl er im Jahre 359 denselben der Schonung des Cäsars, während die anderen Alemannenfürsten sich auf Gnade und Ungnade ergeben mussten. (Amm. 18. 2. 15 ff.). Diesem Briefe hat Julian später einen anderen, erdichteten Inhalt gegeben, um Constantius in den Augen des Volkes als einen Verräter an dem römischen Gebiete darzustellen. Libanius aber behauptet nicht nur, dass Julian den Brief wirklich von Vadomarius bekommen habe, sondern auch, er habe ihn bei seinem Zuge die Donau abwärts allenthalben vorlesen lassen und die Bevölkerung dadurch auf seine Seite gebracht. (558). Dann geht er weiter und erdichtet, dass auch die Alemannen bei Strassburg sich auf einen Brief des Constantius berufen hätten. Vielleicht aber wurde er auch zu dieser Annahme durch die Behauptung Julians veranlasst, Constantius hätte zweimal Gallien an die Barbaren verraten (ep. ad. Athen. 287 A). An einer anderen Stelle behauptet Libanius sogar, dass alle die Einfälle der Germanen in Gallien auf die ausdrückliche Aufforderung des Constantius erfolgt seien; dessen Briefe seien der Anfang der Verwüstung des Landes gewesen (533).

Nach Amm. (16. 12. 3) hielt Julian die Gesandten der Alemannen fest, weil er die Befestigung von Zabern vollenden wollte, ehe es zum Kampfe käme. Diese Vorsicht schien dem Libanius nicht passend für seinen Helden. Er erfindet deshalb einen anderen Grund für die Zurückhaltung der Gesandten, nämlich Julian hätte sie für Spione gehalten, die jene Forderung nur zum Schein überbracht hätten. Nach Vollendung der Befestigung Zaberns rückte Julian eines Morgens den Feinden langsam entgegen. Am Mittag macht er halt, lässt das Heer um sich aufmarschieren und hält eine Rede an dasselbe. Ammian teilt die Rede mit. Der Cäsar schlägt darin dem Heere vor, an jenem Orte zu warten bis zum anderen Tage, damit sie mit frischen Kräften in den Kampf kämen. Die Soldaten aber murrten und verlangten, gegen den Feind geführt zu werden, und die höheren Offiziere rieten, dem

Verlangen derselben nachzugeben. — So erzählt Ammian (16. 12. 7 ff.). Bemerkenswert ist, dass auch Libanius den Inhalt der Rede kennt. Er möchte sie gerne mitteilen, sagt er, aber das sei gegen alle Regeln. Er giebt deshalb nur den Erfolg derselben an: ὅτι τοῖς δὲ (sc. den Soldaten) ἄφαρ πόλεμος γλυκίων γένετο ἢ πρότερον τὸ μηδὲν ποιεῖν. Das weicht an und für sich nicht von Ammian ab; unrichtig aber ist bei Libanius, dass er diesen Erfolg als von Julian beabsichtigt hinstellt. — Dann erzählen beide weiter:

Amm. 16. 12. 7.	Liban. 540.
pedestres copiae educuntur earumque lateri equestres junctae sunt turmae, inter quas cataphractarii erant et sagittarii, formidabile genus armorum. Amm. spricht an zwei Stellen von einem Ueberläufer. (16. 12. 2 u. 21). Die Stelle ist von Liban. eingeschoben; denn er erwähnt gleich darauf dasselbe noch einmal.	καὶ ἐδόκει μὲν κέρας ἑκάτερον (ungenau) τοὺς ἱππέας ἔχειν, τὸ μέσον δὲ εἶναι τῶν ὁπλιτῶν. τοὺς δὲ ἀμείνους ἑκατέρων τούτων ἐν τῷ δεξιῷ περὶ βασιλέα. — καὶ τοῦτο ἔδει μὲν τοὺς πολεμίους λανθάνειν. λαθεῖν δέ οὐκ εἴασεν αὐτομόλων τινῶν κακία.
16. 12. 19—25.	541.
Ein Gefangener sagte per triduum et trinoctium flumen transisse Germanos bis zu 35,000 Mann.	γιγνομένης δέ τῆς ἐκείνων διαβάσεως κωλῦσαι μὲν ἐξὸν, ὁ βασιλεὺς οὐκ ἠβουλήθη, ἀλλ' οὐδὲ μέρει μικρῷ προσπεσὼν μάχεσθαι. ἤδη δέ ὄντων τρισμυρίων κατέβαινε πρὶν ἐπιγενέσθαι πολλάκις τοσούτους.

Man sieht leicht, dass Libanius die Sache willkürlich ausgeschmückt hat. Beachtenswert aber ist, dass er den Übergang der Feinde an derselben Stelle erwähnt wie Ammian.

16. 12. 21.	541.
cumque ita ut antedictus docuerat perfuga equitatum omnem a dextro latere sibi vidissent oppositum, quicquid apud eos per equestres copias praepollebat, in laevo eorum locavere confertum.	τοῖς βαρβάροις δὲ πάντα πεπυσμένοις, τὸ μὲν ἀνδρειότερον τῆς στρατιᾶς πρὸς τὸ κρεῖττον ἀντετέτακτο.
16. 12. 27.	
Severus dux Romanorum aciem dirigens laevam cum propter	τῷ δεξιῷ δὲ κέρᾳ σύμμαχον ἔδωκαν λόχον, ὃν ἔκρυψαν ὑπ'

fossas armatorum refertas venisset, unde dispositum erat, ut abditi repente exorti cuncta turbarent, stetit impavidus suspectiorque de obscuris nec referre gradum nec ulterius ire temptavit. quo viso reitet Julian an dem Fussvolk vorbei, ordnet es besser und muntert die Soldaten auf.

ὀχετῷ μετεώρῳ, καλάμων πυκνῶν τοὺς καθημένους ἀφανιζόντων, οὐ μὴν τούς γε ὀφθαλμοὺς τῶν ἐπ' ἄκρῳ τῷ εὐωνύμῳ τῶν Ῥωμαίων ἐλάνθανον,

37. et cum cornu sinistrum altius gradiens urgentium tot agmina Germanorum vi nimia pepulissent, iretque in barbaros fremens, equites nostri cornu tenentes dextrum praeter spem incondite discesserunt. dumque primi fugientium postremos impediunt, hätten sie fast das ganze Fussvolk in Verwirrung gebracht.

ἀλλ' ὡς εἶδον, ἅμα βοῇ δραμόντες τοὺς μὲν ἀναστήσαντες ἐδίωκον, τῆς στρατιᾶς δὲ εἰς ἥμισυ δι' ἐκείνων διετάραξαν, · φυγῆς φυγὴν τεκούσης, τῆς τῶν πρώτων τὴν τῶν δευτέρων.

Der Hügel und die Saaten, von denen Libanius spricht, sind auch bei Amm. erwähnt, nur in anderem Zusammenhange. Liban. schiebt dann noch einen Vergleich mit der Schlacht bei Korkyra ein. Auch stammt von ihm die Bemerkung, dass die Fähnriche nicht einmal stand gehalten hätten. Das ganze ist etwas beschönigt bei ihm.

38. igitur cum equites nihil praeter fugae circumspectantes praesidia vidisset longius Caesar, concito equo eos velut repagulum quoddam cohibuit . . . „quo“, inquit, „cedimus viri fortes? an ignoratis fugam, quae salutem nunquam repperit, inriti conatus stultitiam indicare? redeamus ad nostros, saltim gloriae futuri participes, si eos pro republica dimicantes reliquimus inconsulte. haec reverenter dicendo reduxit omnes ad munia subeunda bellandi, imitatus salva diffe-

542.

ὡς δ'ἐνέκλιναν, μέγα βοήσας ὁ βασιλεὺς καὶ τοὺς τοῦ Τελαμωνίου μιμησάμενος λόγους (ὁ μὲν γὰρ εἶπεν οὐκ εἶναι τοῖς Ἕλλησι διαφθαρεισῶν τῶν νεῶν ἐπάνοδον. ὁ δέ, ἡττηθεῖσι τούτοις κεκλήσεσθαι τὰς πόλεις καὶ τροφὴν δώσειν οὐδένα) καὶ ἐπέθηκε δὴ τελευτῶν, ὡς εἰ δέδοκται φεύγειν, αὐτὸν δεήσει κτείναντας τότ' ἤδη δραπετεύειν. ὡς ζῶντά γε οὐκ ἐπιτρέψειν.

cf. auch Zos. 3. 3. 10.

ὥστε καὶ αὐτὸν τὸν καίσαρα ἐπελάσαντα καλεῖν αὐτούς, καὶ κοινωνεῖν τῆς νίκης παρα-

rentia veterem Syllam, qui ..... relictus a militibus cunctis occurrit in primum ordinem ... „ite“, dixerat, „socii periculorum electi et scitantibus, ubi relictus sim imperator, respondete: solus in Boeotia pro omnibus nobis cum dispendio sanguinis sui decernens.	κελεύεσθαι. Der Kaiser zürnte ἐφ' οἷς (τό γε ἧκον εἰς αὐτοὺς) ἐκδεδώκασι τοῖς βαρβάροις τοὺς ὁμοφύλους.

Ammian erzählt nun weitläufig den Kampf des Fussvolkes, der für die Römer keineswegs günstig verlief. Eben deshalb übergeht ihn Libanius. Bemerkenswert aber sind wieder die Worte beider über den unerwarteten Ausgang der Schlacht:

Amm. 16. 12. 51.	Liban. 542.
quod voti magis quam spei fuisse fatebitur quilibet tunc praesens.	die Römer errichteten ein Siegeszeichen τῷ παρ' ἐλπίδα μειζόνως εὐφραινόμενοι.
63. ex Alamannis vero sex milia corporum numerata sunt in campo constrata et inaestimabiles mortuorum acervi per undas fluminis ferebantur.	ὥστ' ἐπεκαλύπτετο μὲν τὸ πεδίον ὀκτακισχιλίοις νεκροῖς. ἐκρύπτετο δ'ὁ Ῥῆνος τοῖς ἀπειρίᾳ τοῦ νεῖν ἀποπνιγεῖσι.
58 ff. In einem Walde wurde ein König mit 200 Begleitern und drei Freunden gefangen.	μεσταὶ δὲ ἦσαν τῶν κειμένων αἱ νῆσοι τοῦ ποταμοῦ, τῶν νενικηκότων ἐπὶ τοὺς ἐν ταῖς ὕλαις ἐπτηχότας ἰόντων.

Libanius hat also die Zahl der Gefangenen erhöht. Auch das ist seine Erfindung, dass die Römer die Germanen auf die Inseln verfolgt hätten und auch diese mit Leichen bedeckt gewesen seien. Das schien ihm mutiger, und damit das Unternehmen belohnt würde, lässt er den König auf einer Insel gefangen werden. Nach Amm. (16. 12. 55) verbot Julian den Römern ausdrücklich, dem Feinde in das Wasser zu folgen. — Nach Zos. fielen 60,000 Alemannen. Man sieht, dass auch ihm die Zahl vorlag, die Ammian angiebt.

Bemerkenswert ist auch die Beschreibung des Alemannenkönigs Chonodomarius bei beiden.

Amm. 16. 12. 24.	Liban. 542.
Chonodomarius .... audax et fidens ingenti robore lacertorum .... equo spumante sublimior, erectus in iaculum formidandae vastitatis armorumque nitore conspicuus.	τὸν ἄρχοντα .... ἄνδρα μέγιστόν τε καὶ κάλλιστον, καὶ τοὺς ἁπάντων ὀφθαλμοὺς ἐπιστρέφοντι καὶ σώματι καὶ σκευῇ.

Amm. 16. 12. 62.
Quibus ita favore superni numinis terminatis post exactum iam diem ... miles prope supercilia Rheni tendebat scutorumque ordine multiplicato vallatus victu fruebatur et somno.

καὶ ὁ μὲν ἥλιος τοιοῦτον ἔργον ἐπιδὼν ἔδυ .... τίνα τῶν παρ' Ἕλλησιν ἑορτῶν παρέβαλεν ἄν τις τῇ τότε ἑσπέρᾳ; συμπινόντων μὲν ἀλλήλοις τῶν ἠγωνισμένων ..... Die Feier schmückt Liban. mit seiner Phantasie weiter aus.

Libanius und Zosimus haben noch die Nachricht, Julian hätte die geflohenen Reiter nach der Schlacht bestraft. Liban. 544. ἀλλὰ τοῖς μὲν τὰ σημεῖα φέρουσιν, ὅπως εἴδεῖεν τὴν τάξιν τηρεῖν, δίκην ἐπέθηκε ζῶσι, τὸ μὴ καὶ ἀποκτεῖναι τῇ νίκῃ δούς. — Zos. 3. 3. 11. τὴν μὲν ἀπὸ τῶν νόμων ὡρισμένην τιμωρίαν αὐτοῖς οὐκ ἐπέθηκεν, aber er habe sie in Weiberkleider gesteckt und so durch das Lager geführt. — Sachlich sind die Nachrichten ohne Zweifel falsch. Woher hätte Julian noch an dem Abend nach der Schlacht so viele Weiberkleider bekommen sollen. Es gab auch keine Gesetze im damaligen römischen Reiche, welche auf die Flucht in der Schlacht Strafe setzten. (Amm. 24. 3. 2). Ganze Teile eines Heeres kann man nicht bestrafen, und damals wird das um so weniger geschehen sein, als die Reiterei wieder am Kampfe teilgenommen hat. Die Fähnriche aber gerade für die Flucht verantwortlich zu machen, hat auch keinen Sinn. Im Perserkriege hat Julian wohl Truppen bestraft; es waren ihrer aber nur wenige, die in einem Scharmützel eine Fahne verloren hatten. Die Offiziere entliess er, von den Mannschaften liess er zehn hinrichten: secutus veteres leges. (Amm. 24. 3. 1 f.). Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, dass sich im Anschluss an diese Stelle das Gerücht von der Bestrafung der Reiterei bei Strassburg gebildet hat. Dass aber Libanius und Zosimus die Nachricht haben, daraus scheint mir doch, ebenso wie aus einigen anderen Stellen, hervorzugehen, dass dieser jenen gekannt hat.

Schliesslich erwähnen Ammian und Libanius noch die Sendung des Chonodomarius an Constantius. Daran schliesst sich bei beiden eine weitläufige Auseinandersetzung darüber, wie Constantius sich mit dem Ruhme zu schmücken wusste, der durch die Thaten Julians erworben wurde. Ihre Ausführungen aber stimmen im einzelnen nicht überein und scheinen unabhängig von einander zu sein. Ammian pflegt gewöhnlich nach der Darstellung eines grösseren Abschnittes nach seiner Hauptquelle einige Zusätze über das Verhältnis Julians zu Constantius zu machen. Für Libanius aber genügte die Sendung des Chonodomar an Constantius, um diese Ge-

danken in ihm anzuregen. — Er schliesst sich dabei ganz der Auffassung in dem Briefe an die Athener an (2. 79 C.). Eben daher kennt er auch den Triumph des Constantius; er verschweigt aber, dass dieser selbst in dem Jahre einen Feldzug gegen die Sarmaten und Quaden gemacht hatte und also doch nicht bloss auf die Thaten Julians hin triumphierte. Die Angaben von dem zweiten Alemannenkönige, die Libanius macht, zieht er aus einer späteren Zeit hierhin. Es ist Vadomarius gemeint. (cf. Amm. 16. 12. 17 u. 18. 2. 16).

Amm. 17. 1. 2.	Liban. 544.
Am Tage nach der Schlacht bestattete Julian die Toten. Dann zog er nach Zabern zurück. Als er von hier nach Mainz ziehen wollte, ut ponte compacto transgressus in suis requireret barbaros, refragante vetabatur exercitu: verum facundia iucunditateque sermonum allectum in voluntatem traduxerat suam.	ἀλλ' ἐπειδὴ τῇ γῇ τοὺς πεπτωκότας παρέδωκεν, οὐκ ἐπέτρεψε τοῖς στρατιώταις καὶ μάλα βουλομένοις καταθέσθαι τὰ ὅπλα, ἀλλ' . . . ἦγεν ἐπὶ τὴν τῶν πολεμίων, διδάσκων καὶ λέγων, ὡς βραχὺ τὸ λειπόμενον.
17. 1. 6.	545.
Die Barbaren trans Menum nomine fluvium ad opitulandum suis necessitudinibus avolaverunt... evadendi subsidium velox locorum invenere prudentes, quorum digressu miles libere gradiens opulentas pecore villas et frugibus rapiebat nulli parcendo, extractisque captivis domicilia cuncta flammis subditis exurebat.	διαβάντων γὰρ οἱ μὲν ἐν ἡλικίᾳ γυναῖκας καὶ τέκνα ταῖς ὕλαις ἐγκαταθέμενοι φεύγοντες ἐσώζοντο. ὁ δὲ πυρὶ μὲν ἀνήλισκε τὰς κώμας, ἐξῆγε δὲ πᾶν τὸ κεκρυμμένον, καὶ τὰ δένδρα οὐκ ἐκώλυε.

Nach Ammian folgten die Römer dem Feinde und kamen bald an einen dichten Wald. Sie versuchten in denselben einzudringen, fanden aber die Wege durch umgehauene Eschen, Eichen und Tannen versperrt. Das sind die Bäume, von denen Libanius redet. Während aber nach Ammian die Römer durch dieselben gezwungen wurden umzukehren, behauptet Libanius gerade das Gegenteil. — Darauf erwähnen beide eine Gesandtschaft der Alemannen, welche um Frieden bat. Es wurde ein Waffenstillstand geschlossen, dessen Dauer Libanius willkürlich verkürzt (s. oben p. 25). Daran schliesst sich Julians Zug gegen die Franken. Auch hier herrscht im Grunde

Übereinstimmung. Einige Abweichungen kommen daher, dass Libanius den Brief an die Athener benutzt und auch dessen Angaben noch verdreht. Nach Ammian nahm Julian 600 Franken gefangen, nach Libanius 1000. In dem Brief an die Athener sagt Julian (280 C.), er habe durch eine Belagerung und zwei Schlachten 1000 Gefangene gemacht. Libanius lässt ihn diese Anzahl bei der einen Belagerung machen. Dass er wirklich die Stelle in dem Briefe Julians vor sich hatte, geht aus der Beschreibung der Gefangenen hervor. Julian nennt jene οὐ τὴν ἄχρηστον ἡλικίαν, ἄνδρας δὲ ἡβῶντας. Dann erzählt er, dass er dem Constantius Truppen geschickt habe. Libanius stellt die Sache so dar, als ob diese Truppen jene Franken seien. So behauptet er denn, Constantius habe diese den Legionen eingereiht, πύργους τινάς σφισιν ἐγκαταμιγνύναι πιστεύων. οὕτως ἀντὶ πολλῶν σωμάτων ἕκαστος ἦν. — Nach Amm. kam eine multitudo Francorum, um die Belagerten zu entsetzen, nach Liban. das ἔθνος ὅλον. — Bemerkenswert ist, dass beide erst die Gefangennahme der Franken und ihre Absendung an Constantius und dann erst den Versuch ihrer Landsleute, sie zu entsetzen, erzählen.

Danach zog Julian nach Paris ins Winterlager. Hier beschäftigte er sich nach Amm. (17. 3) angelegentlich mit der Verwaltung des Landes. Da der praefectus praetorio neue Steuern auflegen wollte, rechnete Julian selbst alle Einnahmen und Ausgaben nach und bewies jenem dadurch, dass die bestehenden Steuern genügten. — Diese trocknen Verwaltungsgeschichten erzählt Libanius nicht. Er hatte aber dabei den Eindruck, dass Julian diese scharfe Kontrole nicht ausüben konnte ohne seine gründliche Bildung. Daher giebt er statt jener eine weitläufige Betrachtung über diese und den Nutzen, den der Cäsar daraus zog.

Eine fast wörtliche Übereinstimmung findet sich bei beiden über den folgenden Zug Julians gegen die Franken; namentlich ist es nicht wohl denkbar, dass zwei Schriftsteller unabhängig von einander sein rasches Erscheinen bei denselben mit dem Blitze vergleichen sollten.

Amm. 17. 8. 4.	Liban. 546.
dictoque citius secutus profectos Severo duce misso per ripam subito cunctos adgressus tamquam fulminis turbo perculsit iamque precantes ..... dedentes se cum opibus liberisque suscepit.	εὐθὺς στρατεύει καὶ περὶ τὸν ποταμὸν ἀστράψας ἔθνος ὅλον οὕτως ἐξέπληξεν, ὥστ' ἠξίουν μετοικεῖν καὶ μέρος εἶναι τῆς ἐκείνου βασιλείας.

Daran schliesst sich bei Libanius sofort der Zug gegen die Alemannen. Julian bekriegte hier nach einander mehrere Alemannenkönige und zwang sie zur Unterwerfung. Libanius zieht das in einen Krieg zusammen, hebt aus der ganzen Beschreibung nur einzelnes hervor und verdreht es, wenn es ihm sonst nicht passt. Aber für alles finden sich auch bei Ammian die entsprechenden Worte.

17. 10. 1.	547.
contexto navali ponte Rheno transito ..... 6. exercitus celsarum arborum obsistente concaede ire protinus vetabatur .... ventum est tandem ad loca; et ira quisque percitus armatorum urebat agros, pecora diripiebat et homines.... his malis perculsus rex cum vicorum reliquias cerneret exustorum, ultimas fortunarum iacturas iam adesse contemplans oravit ipse quoque veniam.	γνοὺς δὲ πάλιν διαβαίνειν καὶ σπάνει πλοίων ἵππους τε καὶ ὁπλίτας νεῖν ἀναγκάσας, προῄει τὰ μὲν δῃῶν, τὰ δὲ κτώμενος, ἐκώλυε δ'οὐδείς. ὀψὲ δέ ποτε οἱ δυστυχεῖς ἱκέτευον, δέον πρὸ τοῦ πυρός.
Die Germanen sollten vor allem die Gefangenen zurückgeben. Der König Hortarius aber gab nur einen Teil; quo cognito Julianus .... cum munerandus venisset, quattuor comites eius non ante absolvit, dum omnes rediere captivi. ad colloquium tandem accitus a Caesare trementibus oculis adorato victorisque superatus adspectu condicione difficili premebatur, hac scilicet ut, quoniam consentaneum erat post tot secundos eventus civitates quoque reparari vi barbarorum excisas, carpenta et materias ex opibus suis suorumque praeberet. et haec pollicitus .... ad propria remeare permissus est.	ὁ δὲ ἥκειν τὴν ἡμέραν νομίσας, ᾗ τὰ τῶν Γαλατῶν θεραπεύσειν ἔμελλε,[1]) τὸ μὲν πρῶτον αὐτοὺς ἀτίμως ἀπέπεμψεν, ὡς δὲ αὖθις ἧκον, αὐτοὺς ἄγοντες ἱκέτας τοὺς βασιλεῖς καὶ τὸ σκῆπτρον ἔχοντες εἰς γῆν ἔκυπτον, ἀναμνήσας τῆς πολλῆς ὕβρεως καὶ τῶν μυρίων παθημάτων ὠνεῖσθαι τὴν εἰρήνην ἐκέλευε τῆς ἰάσεως τῶν κακῶν, πόλεις μὲν ἐγείροντας, σώματα δ'ἄγοντας. οἱ δὲ ὡμολόγουν καὶ οὐκ ἐψεύδοντο. καὶ ἐκομίζετο μὲν ξύλα καὶ σίδηρος εἰς ἀνάστασιν οἰκιῶν καὶ ἐλέλυτο εἰς ἐπάνοδον πᾶς αἰχμάλωτος.

[1]) Vergl. auch Amm. 17. 9. 1. studio pervigili properans modis omnibus fundare utilitatem provinciarum.

18. 1. 1.

at in Galliis cum in meliore statu res essent, Julianus apud hiberna sequestratis interim sollicitudinibus bellicis, haut minore cura provinciarum fortunis multa conducentia disponebat.

548.

οὐκοῦν οὐδεὶς ἔτι τῶν βαρβάρων χειμῶνος ἐπελθόντος ἐπὶ τὰς εἰωθυίας λῃστείας ἐξέπλευσεν, ἀλλ' οἴκοι μένοντες τὰ αὑτῶν ἤσθιον. ἐπεὶ καὶ τοῖς οὔπω σπονδῶν τετυχηκόσι τὸ προσδοκώμενον δέος ἡσυχάζειν παρῄνει. τίνα δὴ τὰ ἐπὶ τῆς ἡσυχίας;

Libanius erwähnt dann den Streit über den Etat des Heeres, den Julian mit dem Präfekten Florentius in dem vergangenen Winter hatte (Amm. 17. 3). Ausführlicher als Ammian behandelt Libanius die Sendung einer Flotte nach Britannien, welche dort Getreide für die wiederhergestellten Kastelle am Rhein holte. Dabei hat er wieder den Brief an die Athener benutzt. Was er mehr hat als dieser, ist ein Produkt seiner Phantasie. So die Angabe, früher hätte das Getreide von der Meeresküste auf Wagen transportiert werden müssen und sei deshalb sehr kostspielig gewesen. Vor jenem Jahre hat Julian überhaupt kein Getreide aus Britannien bezogen. Denn dasselbe wurde nur gebraucht für die Kastelle am Rhein und hatte also keine Verwendung, so lange diese zerstört oder in den Händen der Feinde waren. Für das innere Gallien aber und das Heer kam das Getreide aus dem Süden dieses Landes (Amm. 17. 8. 1). — Auch die Abberufung des Salust, die bei Ammian nicht erwähnt wird, kannte Libanius aus dem Briefe an die Athener und aus der Abschiedsrede, die Julian jenem schrieb (orat. VIII). In die Nachricht Ammians (18. 1. 4), dass der Präfekt von Narbo verklagt, und dieser Prozess von Julian persönlich geführt worden sei, hat Libanius den praefectus praetorio Florentius hineingezogen. Seine Darstellung der Sache ist falsch, da Julian mit Florentius damals noch auf gutem Fusse stand. Erst kurz darauf überwarf er sich mit demselben διὰ τὰς πλεονεξίας, wie er in dem Briefe an die Athener sagt (282 C. cf. Amm. 18. 2. 4). Diese Angabe hat Libanius willkürlich weiter ausgesponnen.

Die Alemannenkönige, welche sich im Jahre 358 unterworfen hatten, wohnten südlich vom Main, im heutigen Hessen. Im nächsten Jahre wollte Julian die Stämme in den Neckargegenden unterwerfen. Der Präfekt Florentius und der Oberbefehlshaber Lupicinus meinten, man müsse wieder bei Mainz den Rhein überschreiten. Julian aber bestand darauf, dass das erst weiter aufwärts geschehen dürfe.

Amm. 18. 2. 7.	Liban. 551.
adserens pacatorum terras non debere calcari ne, ut saepe contigit, per incivilitatem militis occurrentia vastitantis abrupte foedera frangerentur.	ὁ δ' ἐχώρει τὴν τῶν ἐνσπόνδων παρεξιών, ὅπως μή, δι' αὐτῶν ἐπὶ τοὺς πολεμίους ἰών, ἀνάγκῃ τι βλάψειεν.
9. gemina itaque ratione visum est habile . . . . iri in locum ad compaginandum pontem aptissimum.	βαδίζων καὶ περισκοπῶν τὴν ἀντιπέρας ὄχθην κατεῖδεν ἐπίκαιρον τόπον, οἷον κατασχεθέντα παρέχειν ἀσφάλειαν τοῖς κατειληφόσι.

Über den Flussübergang selbst findet sich eine unbedeutende Abweichung zwischen beiden. Julian zog an dem Orte, wo er übersetzen wollte, vorbei. Dadurch veranlasste er die Feinde, welche ihm auf dem anderen Ufer folgten, um ihn zu hindern, eine Brücke zu schlagen, ebenfalls zu weit aufwärts zu ziehen. Dann sandte er (nach Ammian) des Nachts auf Kähnen heimlich einen Teil des Heeres stromabwärts bis zu jenem Orte, wo sie ungehindert an das andere Ufer gelangten. Nach Libanius liess er diese Truppen heimlich an jenem Orte zurück, während er selbst weiter marschierte und so auch die Feinde veranlasste weiter zu ziehen. Libanius ist hier ungenau. Seine Worte καὶ τὰ πλοῖα παρῄει entsprechen der nächtlichen Sendung der Truppen bei Ammian, haben aber bei ihm einen anderen Sinn.

Amm. 18. 2. 14 ff.	Liban. 551.
Cognito denique Romanorum (sc. der abgesandten) transitu . . . . perculsi reges eorumque populi . . . . metu exhorrescentes diffuse vertuntur in pedes et indomito furore sedato necessitudines opesque suas transferre longius festinabant statimque ponte constrato . . . visus in barbarico miles per Hortarii (der im vergangenen Jahre Frieden geschlossen hatte) regna transibat intacta, ubi vero terras infestorum etiam tum tetigit regum, urens omnia rapiensque per medium rebellium solum grassabatur intrepidus. Zwei Könige, propin-	ἑσπέρας δὲ στρατοπεδευσάμενος τοῖς καταλειφθεῖσιν ἐκείνοις σημαίνει διαπλεύσασι κρατῆσαι τοῦ χωρίου, καὶ οἱ μὲν πεισθέντες ἐκράτουν, οἱ δὲ ἀναστρέψαντες ἐζεύγνυον . . . ταῦτα τοῖς βαρβάροις δόξαν πλειόνων γεφυρῶν ἐνέβαλε, καὶ τῶν περιεστηκότων αὐτοὺς κακῶν οὐκ ὀλίγα ἀγνοεῖν ἡγοῦντο. καὶ τότε δὴ τοὺς ἐπὶ τὴν εἰρήνην καταφυγόντας ἐπῄνουν, καὶ ἧκον τῶν αὐτῶν ἐπὶ τοῖς αὐτοῖς ἀξιοῦντες τυχεῖν. ὁ δὲ καὶ τὴν τούτων αἴθων τε καὶ τέμνων ἐπειδή ποτε ἀνεπλήσθη, διαλλάττεται, καὶ πάλιν αἰχμαλώτων λύσεις. Libanius hat auch hier mehrere

quare sibi perniciem sentientes venerant pacem anxiis verbis precaturi. Später kamen andere Könige und cum ipsi quoque missis legatis post messes incensas et habitacula captosque plures et interfectos supplicarent, pacem condicionum similitudine meruerunt, inter quas id festinatum est maxime, ut captivos restituerent omnes, quos rapuerant excursionibus crebris.

Friedensschlüsse in einen zusammengezogen.

Bei der Erhebung Julians zum Augustus im Jahre 360 hat Libanius aus seinem Kopfe dem, was er in seiner Quelle fand, manches hinzugefügt. Denn es galt hier, den Cäsar zu rechtfertigen und gegen den Verdacht der Empörung gegen Constantius zu schützen. Gleichwohl ist die Übereinstimmung bei ihm und Ammian und hier auch bei Zosimus immer noch so gross, dass sie sich nur durch die Annahme einer gemeinsamen Quelle erklärt.

In diesem Jahre unternahm Constantius einen Zug gegen die Perser. Für diesen verlangte er von Julian einen Teil seiner Truppen, da er dieselben in Gallien entbehren könnte. Nach Libanius und Zosimus und auch nach Ammian war der Perserkrieg nur Vorwand, der wahre Grund der Abberufung jener Truppen aber der Neid des Constantius, der nicht wollte, dass der Ruhm Julians durch weitere Kriegsthaten noch grösser würde. Nach Libanius und Zosimus soll aber Constantius schon bald nach der Erhebung Julians zum Cäsar auf diesen neidisch gewesen sein und ihn mehr zu verderben als zu fördern gesucht haben. Das ist die spätere Anschauung der Julianischen Partei. Ammian verhält sich dieser Ansicht gegenüber etwas skeptisch und giebt sie nur als das wieder, was sie war. id tamen rumore tenus ubique iactabatur, quod Julianus non levaturus incommoda Galliarum electus est, sed ut possit per bella deleri saevissima (16. 11. 13). Indem aber alle drei Schriftsteller den Neid auch später entstehen lassen infolge der glorreichen Thaten Julians, geben sie ihre Quelle wieder.

Amm. 20. 4. 1.	Liban. 552.	Zos. 3. 8. 6.
Constantium urebant[1]) Juliani vir-	ἀντιλαβόντων δὲ τὰς τύχας Γαλατῶν τε	Δοκούντων δὲ εἶναι τῶν κατὰ τὴν ἑώαν

[1]) Begannen zu brennen.

tutes, quas per ora gentium diversarum fama celebrior effundebat, magnorum eius laborum factorumque vehens adoreas celsas post Alamanniae quaedam regna prostrata receptaque oppida Gallicana, ante direpta a barbaris et excisa, quos tributarios fecit et vectigales.
2. ob haec et similia percitus metuensque, ne augerentur in maius.... Decentium tribunum et notarium misit auxiliares milites exinde protinus abstracturum Aerulos et Batavos cumque Petulantibus Celtas et lectos ex numeris aliis trecentenos, hac specie iussos accelerare, ut adesse possint armis primo vere movendis in Parthos.

καὶ τῶν βαρβάρων, καὶ τῶν μὲν ἀνηνθηκότων 'τῶν δὲ κατεῤῥυηκότων, καὶ τῶν μὲν ἐν θαλίαις, τῶν δὲ ἐν στεναγμοῖς κειμένων, καὶ τῶν μὲν ἀπολωλεκότων τὸ κράτος, τῶν δὲ ἀπειληφότων τὴν δύναμιν, καὶ πάσης φωνῆς ταὐτὸ ᾀδούσης... ἦλθεν ἐπ' αὐτὸν φθόνος παρὰ τοῦ στεφάνους ὀφείλοντος, καὶ τοῦ στρατοῦ τὸ μὲν ἀκμάζον τε καὶ πρὸς τὰς χρείας ἕτοιμον ἐκάλει τε καὶ μετεπέμπετο ..... πρόφασις δὲ ὁ Περσικὸς πόλεμος καὶ τὸ μὴ δεῖσθαι τὴν Γαλατῶν εἰρήνην στρατιωτῶν .... ἀλλ' ἕτερος ἦν ὁ λογισμός, σεῖσαι γὰρ καὶ τὰ ἔργα καὶ τὴν δόξαν ἤθελεν αὐξανομένην.

(verdreht statt ἑσπέραν) ἐν ἡσυχίᾳ καὶ τῶν τοῦ καίσαρος κατορθωμάτων ἐν τοῖς ἁπάντων στόμασιν ὄντων, δεινῶς ὁ Κωνστάντιος συνεστάλη τῷ φθόνῳ.

τῇ δὲ τῶν ἐν Κελτοῖς πραγμάτων εὐημερίᾳ δακνόμενος .... πέμπει τοίνυν ὡς αὐτὸν.... τάγματα ἐκπεμφθῆναι κελεύων, ὡς δὴ τῆς ἀπὸ τούτων δεόμενος βοηθείας.

Amm. 20. 4. 4.

Conticuit hisque adquieverat Caesar, potioris arbitrio cuncta concedens, illud tamen nec dissimulare nec silere potuit, ut illi nullas paterentur molestias .....
5. sed tribunus Augusti iussis obtemperabat et lecta expeditiore manu vigore corporumque levitate praestanti cum isdem profectus est.

Liban. 552.

καὶ ὁ μὲν ἔστεργεν (ergab sich darein), οὐκ ἀδακρυτὶ μέν, ὅμως δὲ ἠξίου φέρειν.

οἱ δὲ ἀπ' αὐτῶν ἀρξάμενοι τῶν δορυφόρων καὶ οἷς μάλιστα ἐπίστευεν, ἐκλέγοντες ....

6. Cumque sollicitus Caesar, quid de residuis praeceptis agi deberet, perque varias causas animum versans, adtente negotium tractari oportere censebat, cum hinc barbara feritas inde iussorum urgeret auctoritas.

9. Julianus id optimum factu existimavit. via sollemni cunctos e stationibus egressos, in quibus hiemabant, maturare disposuit.

10. hocque comperto apud Petulantium signa famosum quidam libellum humi proiecit occulte, inter alia multa etiam id continentem: „nos quidem ad orbis terrarum extrema ut noxii pellimur et damnati, *caritates* vero nostrae Alamannis *denuo* servient, quos captivitate prima post internecivas liberavimus pugnas“.

553.

πεσὼν τοινὺν εἰς ἀπορίαν ὁ γενναῖος ἐκεῖνος, καὶ τῷ τε πεισθῆναι καὶ μὴ τὸν ὄλεθρον ὁρῶν ἀκολοθοῦντα. τῷ τε γὰρ γυμνωθῆναι τῆς δυνάμεως τὴν παρὰ τῶν ἐναντίων εἶχε σφαγὴν, τῷ δὲ ἔχεσθαι τὴν παρὰ τῶν οἰκείων . . . . . .

κινουμένων δὲ πανταχόθεν τῶν διεσπαρμένων λόγων, οἰμωγὴ πανταχόθεν ἤρετο πρὸς οὐρανὸν πενήτων, εὐπόρων, οἰκετῶν, ἐλευθέρων, γεωργῶν, ἀστικῶν, ἀνδρῶν, γυναικῶν, νέων, πρεσβυτέρων, μόνονοὺκ εἰσβεβληκέναι τοὺς πολεμίους καὶ τὰ μόγις ἐκτμηθέντα κακὰ *πάλιν* ἀναβλαστήσειν ἡγουμένων. Am meisten aber baten *die Frauen* μὴ προδοῦναι σφᾶς.

Die Änderung, die Libanius hier vorgenommen hat, ist leicht begreiflich. Bei ihm remonstriert die ganze Bevölkerung gegen den Abzug der Truppen, nach Ammian zunächst nur ein einzelner. Ja man fragt sich bei der Lektüre dieses unwillkürlich, ob jene anonyme Schrift nicht vielleicht mit Wissen Julians abgefasst worden sei. Ein solcher Gedanke kann bei der Darstellung des Libanius nicht kommen; und das war seine Absicht.

11. quo textu ad comitatum perlato lectoque Julianus contemplans rationabiles querelas, cum familiis eos ad orientem proficisci praecepit, et cum ambigeretur diutius, qua pergerent via, placuit notario suggerente Decentio per Parisios omnes transire, ubi morabatur adhuc Caesar nusquam motus. et ita factum est.

ταῦτα ὡς ἤκουσεν ὁ βασιλεὺς, παρῄνει τοῖς ἐξ Ἰταλίας ἥκουσιν ἑτέραν ἄγειν τοὺς στρατιώτας, πολὺ τῆς πόλεως, ᾗ καθῆστο καὶ διέτριβεν, ἀπέχοντας. ἐδεδίει γὰρ, οἶμαι, μὴ δράσειαν, ἃ καλῶς ποιοῦντες ἔδρασαν. ὡς δὲ οὐ προσεῖχον ἐκεῖνοι τοῖς λόγοις, ἀλλ' εἰσῆγον τοὺς ἄκρους τῶν λόχων, ὧν ἐξήρτηται τὸ λοιπόν, ὁ μὲν ὄχλος αὐτῶν ἅπας ἐδεῖτο καὶ μένειν, καὶ σώζειν ἅπαντα, ὑπὲρ ὧν ἐπεπονήκεσαν.

Die Abweichung hierin ist wieder von Libanius gemacht. Es genügt diesem nicht, dass Julian bei seiner Erhebung zum Augustus selbst nicht mitgewirkt hat, er muss derselben auch entgegengearbeitet haben.

Nach Ammian ging Julian den Soldaten vor die Stadt entgegen, sprach mit einzelnen, die er kannte und munterte sie zu dem Zuge in den Orient auf. Dann lud er die Offiziere zu einem Gastmahle und gestattete ihnen, sich noch eine Gunst von ihm zu erbitten. Dadurch wurde ihnen die Trennung doppelt schwer. — Man begreift, warum Libanius das nicht aufnahm. Nach ihm wurden vielmehr die Soldaten, als sie in die Stadt kamen, vom Volke aufgefordert zu bleiben. Julian aber bestieg die gewohnte Rednerbühne vor der Stadt und sagte ihnen, ὡς οὐκ εἴη βουλή, περὶ ὧν ἤδη τῷ κρείττονι δέδοκται. — Zosimus erwähnt zwar das Gastmahl, aber nicht, dass dasselbe von Julian veranstaltet worden sei.

Amm. 20. 4. 14.

nocte vero coeptante in apertum erupere discidium. ad tela convertuntur et omnes petiverunt palatium et spatiis eius ambitis Augustum Julianum horrendis clamoribus concrepabant, eum ad se prodire destinatius adigentes exspectareque coacti, dum lux promicaret, tandem progredi compulerunt. quo viso iterata magnitudine sonus Augustum appellavere consensione firmissima.

15 . . . . haecque adiciebat tandem sedatos leniter adlocutus. Er fordert sie auf sich zu beruhigen; sie würden auch absque dissensione et rerum adpetitu novarum erlangen, was sie wollten. Aber man schrie nichtsdestoweniger weiter und Caesar adsentire coactus est.

17. Julian sollte nun ein Diadem aufgesetzt werden, aber man hatte keins. Da wollte man ihn mit der Halskette

Liban. 554.

ἑσπέρας ἤδη, μᾶλλον δὲ κατὰ μέσας νύκτας, ὅπλα ἐνδύντες, περιστάντες τὸ βασίλειον, ἐβόων διδόντες τὴν μείζω τάξιν τε καὶ προσηγορίαν.

ὁ δ'ἠγανάκτει μὲν τοῖς γιγνομένοις, δρᾶσαι δ'οὐδὲν ἦν ἕτερον, πλὴν τοῦ μηδένα τῶν ἔνδον ἐᾶν μόχλων ἅψασθαι.

φανείσης δὲ ἡμέρας, ἀνασπάσαντες τὰς θύρας, καὶ ξίφη δεικνύντες, εἷλκον αὐτὸν ἐπὶ ταὐτὸ βῆμα, καὶ μάχη μακρὰ λογισμῶν καὶ βοῆς, τοῦ μὲν, ὡς ἡγεῖτο κωλύσειν, διεξιόντος, τῶν δ'ἀξιούντων τῇ κραυγῇ νικᾶν.

φεύγοντος δὲ τὴν ταινίαν τὴν χρυσῆν, καὶ καταφεύγοντος ἐπὶ τὸν ἀρχαῖον νόμον, ἀνήρ τις μέγας καὶ τἆλλα βέλτιστος

einer Frau oder mit dem Stirnbande eines Pferdes krönen. sed cum id quoque turpe esse adseveraret, Maurus nomine quidam, Petulantium tunc hastatus, abstractum sibi torquem, quo ut draconarius utebatur, capiti Juliani imposuit confidenter, qui trusus ad necessitatem extremam iamque periculum praesens vitare non posse advertens, quinos omnibus aureos argentique singula pondo promisit.

ὄπισθεν αὐτῷ παραστὰς, οἷον εἶχεν στρεπτὸν περὶ τῇ ἐκείνου τίθησι κεφαλῇ, καὶ ἐδέδοτο τὰ μείζω. τῆς τοίνυν ἀνάγκης ἡττηθεὶς, καὶ τοσούτων ὁπλιτῶν ὁρμὴν ζέουσαν οὐ δυνηθεὶς προκαταπαῦσαι τοῦ φρονήματος, εὐθὺς ἀπὸ τῶν ταῦτα δεδωκότων ἤρξατο. ἀντὶ γὰρ τοῦ ζητεῖν, ὅντινά σφισι δώσει μισθὸν καὶ δώροις μεγάλοις κολακεύειν .... verkündigt er Straflosigkeit für alle, welche gegen die Erhebung zum Augustus seien.

Für die letzte Bemerkung des Libanius, die sachlich unrichtig ist, finden wir bei Ammian nur einzelne Fälle angeführt, in denen Julian Anhänger des Constantius begnadigte. Das hat Libanius verallgemeinert. Im übrigen aber sieht man, dass wenn er auch vielfach das Gegenteil von dem behauptet, was Ammian sagt, er doch in derselben Reihenfolge von denselben Sachen spricht wie dieser, und in seiner Quelle hat ohne Zweifel auch dasselbe gestanden, was wir bei Ammian lesen. — Ebenso verdreht er die darauf folgende Nachricht, dass ein falsches Gerücht, Julian sei ermordet, einen grossen Auflauf verursacht habe, dahin, die Gegner desselben hätten wirklich den Versuch gemacht, ihn zu ermorden.

Libanius übergeht dann einige Punkte, die bei Ammian erwähnt werden. Dann aber erzählt er mit diesem, Julian hätte in der Nacht ein Zeichen von den Göttern bekommen, er solle die Augustuswürde nicht wieder niederlegen. Das ist um so bemerkenswerter, als die Nachricht chronologisch nicht an diese Stelle gehört (Liban. 556. Amm. 20. 5. 10).

Es folgt bei Ammian ein Brief Julians an Constantius. Darin will er die Ernennung des praefectus praetorio diesem überlassen. Die Besetzung der übrigen Ämter aber beansprucht er für sich. Daraus macht Libanius, Julian hätte nun an Stelle der schlechten Beamten gute in die Städte geschickt. In Wahrheit hat er erst dann neue Beamte ernannt, als sich die Verhandlungen mit Constantius aussichtslos erwiesen hatten (Amm. 20. 9. 8 u. 21. 8. 1).

Eigentümlich ist dem Libanius die Angabe, Julian hätte die Anhänger des Magnentius in das Heer aufgenommen. Das ist ein Produkt seiner Phantasie. Er denkt sich, dass jetzt alle Gegner des Constantius sich Julian angeschlossen hätten. —

Dann teilen beide die Korrespondenz zwischen Julian und Constantius mit und einen kurzen Zug gegen die attuarischen Franken. Letzterer ist bei Libanius allerdings vor der Korrespondenz erwähnt. Er spricht aber nur in einem Satze davon und hat ihn deshalb mit anderen Nachrichten über das Heer zusammengezogen. — Dann folgt bei beiden der Kampf gegen den Alemannenfürsten Vadomarius und dessen Verbindung mit Constantius. Beide erzählen auch von einer Rede, die Julian auf alemannischem Gebiete hielt (Liban. 559. Amm. 21. 3 ff.). Nach Libanius kam Vadomarius zu den römischen Soldaten ὡς ἂν ἄκακός τις, nach Ammian ut nihil in profunda metuens pace. — Dann liess sich nach beiden Julian von dem Heere Treue schwören; nur der Präfekt Nebridius verweigerte den Eid, wurde aber unversehrt entlassen. Darauf brach Julian nach Pannonien auf. Den Marsch beschreibt Libanius nur in allgemeinen Ausdrücken; aber man kann leicht finden, welchen Worten bei Ammian dieselben entsprechen. Danach spricht Libanius von den Briefen, die Julian an die Städte schickte. Bei Ammian ist an dieser Stelle nur von dem Briefe an den römischen Senat die Rede. Libanius hat diese Notiz in seiner Quelle benutzt, um alles, was er von ähnlichen Briefen Julians wusste, hier mitzuteilen. In dem Briefe an die Athener erscheint Julian schon als Heide. Deshalb teilt Libanius im Anschluss an diesen mit, Julian hätte in Athen jetzt schon die Tempel öffnen lassen und sich offen zum Heidentum bekannt. In Wirklichkeit hat er das erst nach dem Tode des Constantius gethan. Ammian (21. 2. 4) erzählt ausdrücklich, dass er im letzten Winter in Gallien noch den Gottesdienst der Christen besucht hätte, weil er fürchtete, er möchte durch seinen offenen Übertritt zum Heidentum diese auf die Seite des Constantius treiben. Um diese Verstellung wegzuleugnen, hat dann Zosimus behauptet, Julian habe sich schon in Gallien offen zum Heidentum bekannt (3. 9. 7).

Die weiteren Ereignisse bis zum Tode des Constantius erzählt Libanius nicht. Dass Julian von Succi nicht mehr weiter vorrückte, die ängstlichen Bemühungen desselben, den Ausgang des Kampfes aus den Opfertieren etc. vorher zu erfahren, passten nicht zu dem Bilde, das er von dem Kaiser entwerfen wollte.

Von Zosimus sei noch bemerkt, dass er in wörtlicher Übereinstimmung mit Ammian einen vierzeiligen Spruch mitteilt, den eine nächtliche Erscheinung Julian in Vienne mitgeteilt haben soll, in welchem der baldige Tod des Constantius vorausgesagt wurde (Amm. 21. 2. 2. Zos. 3. 9. 10).

Eine gemeinsame Quelle bei Ammian und Libanius, die auch Zosimus vorlag, wird sich nach dem Vorhergehenden nicht leugnen lassen. Ebensowenig lässt sich bezweifeln, dass diese Quelle die Commentare sind, die Julian selbst über seine Thaten geschrieben hat. Ich werde wegen Mangels an Raum nur einige Punkte dafür anführen, die aber hoffentlich genügen werden.

Die Quelle schilderte nur die Thaten Julians. Wir haben schon gesehen, dass bei der Darstellung des Alemannenkrieges im Jahre 356 der Zug des Constantius nicht erwähnt ist. Zum Jahre 357 wird derjenige des Barbatio erzählt, aber nicht seiner selbst wegen, sondern nur um zu zeigen, dass Julian siegreich war trotz der Schwierigkeiten, welche ihm Barbatio in den Weg legte, und obwohl er bei weitem nicht über die ganze Macht verfügte, die gegen die Barbaren bestimmt war. Der Zug des Barbatio im Jahre 358 wird nur von Ammian erzählt. Die Darstellung aber ist hier viel kürzer als bei den übrigen Ereignissen. Dies sowie der Umstand, dass Ammian hier über Barbatio noch einmal dasselbe sagt, was er früher schon gesagt hatte (s. oben p. 14), zeigt, dass er hier einer anderen Quelle folgt, in seiner Hauptquelle der Zug des Barbatio also nicht berücksichtigt war. — Auch sahen wir schon, dass bei der Eroberung Kölns im Jahre 355 diese Stadt zum erstenmale genannt wurde, die Darstellung also beginnt um die Zeit der Erhebung Julians zum Cäsar. — Nur die Lage Julians ist auch beachtet, wenn von der Befestigung Zaberns gesagt wird, quo aedificato constabat ad intima Galliarum, ut consueverant, adire Germanos arceri. (Amm. 16. 11. 11). Denn die burgundische Pforte blieb dabei immer offen; aber die hatte Julian nicht zu bewachen.

Der Verfasser der Quelle steht auf einem einseitig Julianischen Standpunkte. So erklärt es sich, dass Julian schon im ersten Jahre als der eigentliche Führer erscheint. — In den Streitigkeiten Julians mit seinen Feldherren nimmt die Quelle mehr als billig für ihn Partei. Sie hat nur Vorwürfe für seine Gegner, Julian ist immer im Rechte. Und doch wird, auch bloss nach den Thatsachen zu urteilen, die in der Quelle erzählt sind, jeder objektiv denkende Mensch etwas anders darüber urteilen; so namentlich über den Streit mit Barbatio (Amm. 16. 11. 4 ff.). Barbatio war durchaus berechtigt zu der Klage, die er gegen Julian erhob, dass dieser seine Truppen gegen ihn aufwiegele. Denn das musste geschehen, wenn die Beute, auf die diese gerechnet hatten, ihnen von den Truppen Julians weggeschnappt wurde. Ja, Barbatio

war sogar vollständig im Rechte, wenn er sich von Julian persönlich beleidigt fühlte. Die burgundische Pforte zu schützen war nach der ganzen Lage der Dinge Sache des Barbatio. Wenn nun Julian zu demselben Zwecke von Zabern aus Truppen dahin sandte, so muss er doch angenommen oder es wenigstens für wahrscheinlich gehalten haben, dass Barbatio seine Pflicht nicht thun würde; eine Annahme, zu der ihn bis dahin nichts berechtigte. — Die Anhänger Julians betonen mit besonderem Nachdruck, dass Julian während des Kampfes mit Constantius seine Gegner, die Anhänger dieses, schonend und milde behandelt hätte. Aus dem Briefe an die Athener aber wissen wir, dass er den Oberbefehlshaber Lupicinus und einige andere ergreifen und gefangen halten liess (281 A.). Unsere Quelle aber berichtet nur, er hätte verhindert, dass Lupicinus etwas gegen ihn unternähme (Amm. 20. 9. 9).

Die Quelle ist ferner von einem Augenzeugen geschrieben. Von der Ammianschen Darstellung der Schlacht bei Strassburg ist stets behauptet worden, dass sie von einem solchen herrühre. Die Ammianforscher sind davon so überzeugt, dass sie sogar angenommen haben, Ammian hätte dieselbe mitgemacht, obwohl diese Annahme im Widerspruch steht mit seinen eignen Angaben über sein Leben (Amm. 16. 10. 21; 17. 4. 6; 18. 4. 7). Der Augenzeuge ist nicht Ammian, sondern sein Gewährsmann. — Und nicht einmal jeder Augenzeuge hätte diese Beschreibung liefern können. Derselbe muss der nächsten Umgebung des Kaisers angehört haben, denn nur von diesem konnte er die verschiedenen Ansprachen erfahren, mit denen Julian während der Schlacht die Truppen aufmunterte. — Aber auch noch andere Stellen verraten den Augenzeugen. So die Erzählung, wie die Alemannenkönige sich benahmen, als sie vor Julian geführt wurden (Amm. 18. 2. 17), und namentlich das grosse Interesse, mit welchem überall die Feinde und ihre Kampfesart beobachtet und beschrieben werden.

Wir haben also eine Quelle, die nur die Thaten Julians erzählt und geschrieben ist von einem Manne, der die Züge Julians mitmachte, ihm sehr nahe stand und ein entschiedener Parteigänger von ihm war.

Quellen aber, die diese Eigenschaften in sich vereinigen könnten, kennen wir nur zwei. Das sind die Commentare Julians und das Tagebuch seines Leibarztes Oribasius. Beide sind verloren gegangen. Das letztere aber ist benutzt worden von Eunap. Leider haben wir auch von diesem nur einige Fragmente. In diesen aber erscheint das Verhältnis Julians zu seinen Feldherren und Constantius in ganz anderem Lichte

als bei Ammian, Libanius und Zosimus. Nach einem dieser Fragmente (ed. Dübner 1077) zerfiel Julian mit Marcellus, weil er im Vertrauen auf sein Verhältnis zu Constantius sich diesem nicht fügen wellte. Selbst sein vertrautester Freund, Salust, nahm in diesem Streit gegen ihn und für Marcellus Partei. — Danach können unsere Darstellungen nicht auf Oribasius beruhen, und so bleibt nur mehr Julian als Quelle für sie übrig.

Das finden wir bestätigt, wenn wir uns ihre eignen Äusserungen über ihre Quellen ansehen. Ammian sagt beim Beginn der Darstellung der Thaten Julians (15. 1. 1): Utcunque potuimus verum scrutari, ea quae videre licuit per aetatem, vel perplexe interrogando versatos in medio scire, narravimus ordine casuum exposito diversorum: Diese Art zu arbeiten, die man ihm auch für Julian zugeschrieben hat, bezieht sich nur auf die Zeit vor diesem. residua, fährt er fort, quae secuturus aperiet textus, pro virium captu limatius absolvemus, nihil obtrectatores longi, ut putant, operis formidantes. tunc enim laudanda est brevitas, cum moras rumpens intempestivas nihil subtrahit cognitioni gestorum. Er will also die Geschichte so ausführlich darstellen, als er sie kennt; und er will hier ausführlicher werden, weil er eine ausführlichere Quelle hat. Über diese sagt er 16. 1. 3: quicquid autem narrabitur, quod non falsitas arguta concinnat, sed fides integra rerum absolvit, documentis evidentibus fulta ..... Welche Quelle könnte Ammian besser als documenta evidentia bezeichnen, als Julians eigne Darstellung seiner Thaten?

Zosimus (3. 2. 8) sagt ausdrücklich, dass er die Commentare Julians kenne. Er will es aber dem Leser überlassen, sich diese selbst anzusehen, und seine Darstellung nicht danach geben. Dem entsprechend stimmt er dann auch nur an wenigen Stellen mit Ammian und Libanius überein.

Libanius verspricht in dem προσφωνητικὸς Ἰουλιανῷ (ed. Reiske I. 412) dem Cäsar, bald eine ausführliche Darstellung seiner Thaten nach seinen Commentaren zu geben. ἀλλ' ἐκεῖνα μὲν (d. i. ἡ συγγραφή, ἣν ὧν αὐτὸς ἔπραξας, συνέθηκας, ὁ αὐτὸς γενόμενος στρατηγὸς καὶ συγγραφεύς) χορηγήσει μοι πρὸς μῆκος λόγου μικρὸν ὕστερον. In der Monodia (518) bedauert er, dass es ihm nicht geglückt ist, jene Rede vor Julian selbst zu halten, verspricht aber nochmals, sie dennoch anzufertigen. σὺ μὲν .... ἐνενόεις τὸν ἐπαινέτην ἐμέ, καὶ λόγους τοὺς ἐσομένους τοῖς πράγμασιν. ἐγὼ δὲ ᾔσκουν τὴν διάνοιαν, ὡς μὴ λειφθείην τῶν ἔργων .... ἐγὼ μὲν οὖν λέγω καὶ ἐρῶ καὶ οὐκ ἀδικήσω σιγῇ τὰ ἔργα. ἀκούσονται δὲ ἄλλοι μὲν τῶν ᾀσμάτων, αὐτὸς δὲ

ὁ τὰς νίκας ἀνῃρημένος τέθαπται. Im Epit. (522) knüpft er hieran wieder an. ἐν ἄλλοις ἀκροαταῖς περὶ τῶν ἐκείνων τι λέγωμεν, ἐπειδήπερ αὐτὸς ἐκωλύθη τὸν ἔπαινον, ὧν ἔπραξεν, ἀκοῦσαι. 523: ἀεὶ μὲν οὖν ἔγωγε τὸν ἄνδρα τοῦτον ἐγχειρῶν ἐγκωμιάζειν, ἐλάττους εὗρον τοὺς ἐμοὺς λόγους τοῦ μεγέθους τῶν ἔργων. Auch andere Gedanken finden sich hier genau so wieder, wie in der μονῳδία, so dass man sieht, dass er das dort gegebene Versprechen einlösen will. Überhaupt aber ist der Epitaphios die einzige Rede, die eine ausführliche Darstellung der Thaten Julians enthält und die später geschrieben ist, als die genannten, und man muss auch schon deshalb annehmen, dass Libanius, so wie er versprochen hat, hier den Commentaren Julians folgt. Und wie hätte es in seinen Augen eine bessere Quelle geben können?



Druck von R. Voigtländer in Kreuznach.

Wirbeltierfauna

von

Kreuznach

unter Berücksichtigung des ganzen Nahegebietes

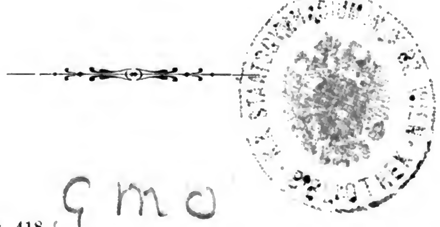
von

Gymnasiallehrer **L. Geisenheyner.**

I. Teil:

Fische, Amphibien, Reptilien.

Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Kgl. Gymnasiums
zu Kreuznach. Ostern 1888.



1888. Programm Nr. 418.

Die Anregung zu der vorliegenden Arbeit habe ich durch die Lektüre der Abhandlung von Prof. Dr. F. Leydig erhalten, die er im 48. Jahrgange (1881) der Verhandlungen des naturhistorischen Vereines von Rheinland und Westfalen veröffentlicht hat: „Ueber Verbreitung der Tiere im Rhöngebirge und Mainthal mit Hinblick auf Eifel und Rheinthal“. Diese treffliche Arbeit, so überaus reich an eigenen Beobachtungen und solchen, die von anderen gemacht wurden, enthielt zu meiner Ueberraschung aus unserer doch gewiss nicht tierarmen Gegend nur ein Minimum von Daten. Bei der ausserordentlichen Belesenheit des Autors musste ich daraus schliessen, dass über unser Nahethal noch keine Beobachtungen vorlagen, was ich hinterher auch bestätigt fand: nur die Programmarbeiten von Mühr über die nächste Umgegend von Bingen fand ich, und diese müssen wohl Leydig nicht bekannt gewesen sein. Auch in v. Siebold's Süsswasserfischen habe ich die Nahe nicht ein einziges Mal erwähnt gefunden.

Obgleich ich mir bis dahin nur die Erforschung unserer Pflanzenwelt zur Aufgabe gestellt hatte, so war mir nebenbei doch hinlänglich Gelegenheit geworden, auch faunistische Beobachtungen zu machen. Als ich dieselben aber zum Zwecke einer Aufzählung unserer Wirbeltiere, die die Leydig'sche Arbeit in etwas ergänzen sollte, sammeln wollte, sah ich ein, dass doch noch viele Lücken vorhanden waren. Aus gelegentlichen Beobachtungen wurden nun zielbewusste, deren Ergebnis ich hiermit der Oeffentlichkeit zu übergeben wage.

Ich bin mir dessen wohl bewusst, dass meine hier niedergelegten Beobachtungen auf absolute Vollständigkeit noch keinen Anspruch machen können. So habe ich z. B. bei manchen der besprochenen Tiere inbezug auf die Verbreitung meine noch nicht genügende Kenntnis bekunden müssen, da die behandelten Bürger unserer Fauna so oft übersehen und vor allen Dingen von den meisten Menschen nicht so genau unterschieden werden, dass man sich auf ihre Aussagen verlassen könnte. Dennoch habe ich geglaubt, nicht länger mit der Veröffentlichung zögern zu sollen, weil etwas wesentlich Neues inbezug auf das Vorkommen der hier verzeichneten Tiere

schwerlich noch beizubringen sein wird; das aber, was noch zu ergänzen sein könnte, wird vielleicht durch die Arbeit selbst etwas gefördert. Immerhin hoffe ich, dass sie ihrem Zwecke, für eine zukünftige Fauna der gesamten Rheinprovinz einen Beitrag an Material zu liefern, entsprechen dürfte.

Inbezug auf die Ausführung habe ich folgendes zu bemerken:

1. Ausführliche Tierbeschreibungen habe ich der Regel nach nicht gegeben, da diese in den Werken von Leydig, Schreiber, v. Siebold schon so vortrefflich vorhanden sind. Für diejenigen aber, die sich, ohne im Besitz jener teuren Werke zu sein, doch über die Tiere unseres Gebietes orientieren möchten, habe ich Bestimmungstabellen entworfen. Ich habe in dieselben mit einer einzigen Ausnahme nur solche äussere Merkmale aufgenommen, deren Untersuchung höchstens die Anwendung einer Lupe erfordert, habe auch bei einigen Tieren zur grösseren Sicherheit der Bestimmung noch einzelne Merkmale hinzugezogen, die wohl eigentlich in die Beschreibung gehörten. Mögen mir diese Tabellen so gelungen sein, dass jeder aufmerksam Untersuchende die Tiere der abgehandelten 3 Klassen mit Sicherheit erkennen kann, so weit sie im Nahegebiete vorkommen! Für die Amphibien und Reptilien haben sie übrigens auch für das ganze ausseralpine Deutschland Gültigkeit.

Von meinen Aufzeichnungen habe ich einen grossen Teil streichen müssen, nachdem ich die anderen trefflichen Schriften Leydig's — leider erst sehr spät! — kennen gelernt hatte. Es sind nur solche Beobachtungen stehen geblieben, die entweder meines Wissens noch nicht publiziert sind, oder die von anderen veröffentlichten abweichen oder endlich, die andere seltener gemachte bestätigen. Manches musste aus Rücksicht auf den Ort der Veröffentlichung zurückbehalten werden.

2. Es ist auch den deutschen Namen besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Bei der Abfassung meiner Flora habe ich erfahren, dass hier in der Gegend, besonders im Hunsrück, noch sehr viel eigentümliche, noch nirgends veröffentlichte Pflanzennamen vorkommen. Das darüber später noch gesammelte Material hoffe ich demnächst sichten und bekannt machen zu können. Auch für eine Anzahl der aufgezählten Tiere ist es mir möglich gewesen, orts- und landesübliche, bisher wohl schwerlich gedruckte Namen zu erfahren, was besonders für die Fische gilt. Bei ihnen haben mir diese verschiedenartigen Bezeichnungen oft grosse Schwierigkeiten in der richtigen Bestimmung verursacht. Einen kleinen Bei-

trag zur Vergrösserung des Wortschatzes der deutschen Sprache hoffe ich damit geliefert zu haben.

3. Nach einer Seite hin bitte ich meine Arbeit nachsichtig beurteilen zu wollen, nämlich darin, dass sie vielfach ein sehr starkes subjektives Gepräge angenommen hat. Ich mochte dies aber nicht gern vermeiden, da ich durch namentliche Anführung einer Anzahl von Schülern diesen meinen jugendlichen Mitarbeitern eine kleine Anerkennung zukommen lassen wollte. Eine ganze Schar hat mir willig und eifrig beigestanden und mich durch Heranschaffen von „allerlei Getier“ unterstützt; mit ihrer Hülfe habe ich manches erfahren, was mir sonst wohl entgangen wäre. Vielleicht lässt sich beim Lesen dieser Zeilen dieser oder jener ehemalige Schüler gern an jene Zeiten erinnern, in denen er selber noch zu den Herbeischleppern gehörte!

Endlich erfülle in noch gern die angenehme Pflicht, allen den Herren, die mich mit Rat und That freundlich unterstützt haben, hier meinen besten Dank auszusprechen und zwar ganz besonders den Herren Dr. O. Boettger in Frankfurt, Oberförster Glück auf Neupfalz, O. Kobbe in Bingen, Oberförster Melsheimer in Linz, Prof. Dr. Noll in Frankfurt, Lehrer Pfeifer in Gemünden und W. Wolterstorff in Halle.

Kreuznach, im März 1888.

L. G.

Register der deutschen Namen.



Klasse Fische, **Pisces.**

Litteratur.

1. **Mühr,** die Fauna der näheren Umgegend von Bingen. II. Abteilung im Programm der Realschule zu Bingen 1866 und 1867.
2. **Spannagel,** Verzeichnis der Fische der bayrischen Rheinpfalz in Pollichia 1859, 16 u. 17. Bericht.
3. **v. Siebold,** die Süsswasserfische von Mitteleuropa. 1863.
4. **Melsheimer,** über bei Linz im Rheine gefangene Fische, in Verhandlungen der naturhistorischen Vereine der preuss. Rheinlande. 1878.
5. **C. L. Kirschbaum,** die Reptilien und Fische des Herzogtums Nassau in Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogtum Nassau, 17 u. 18. Heft. 1863.
6. **A. E. Brehm,** illustriertes Tierleben.

Von den sechs Unterklassen, in welche die Fische eingeteilt werden, enthält das Gebiet nur zwei, die **Knochenfische** (Teleostei) und die **Rundmäuler** (Cyclostomata).

Bestimmungstabelle.

I. **Knochenfische.** Sie haben ein knöchernes Skelett, paarige und unpaarige Flossen, zwei deutliche Kiefer und eine grosse, mit einem Kiemendeckel versehene Kiemenspalte.

1. Rücken-, After- und Bauchflossen im vorderen Teile stachelig 2
   — Rücken-, After- und Bauchflossen stachellos 4
2. Schwanzflosse abgerundet; Körper schuppenlos, von oben zusammengedrückt (bes. der Kopf) . . . Cottus Gobio L.
   — Schwfl. ausgeschnitten; K. mit Schuppen, von der Seite zusammengedrückt 3
3. Zwei Rückenfl. vorhanden; Schwanz-, After- u. Bauchfl. rot; Seiten mit dunklen Querbinden; Kopf glatt Perca fluviatilis L.
   — Eine Rfl. vorhanden; keine Flosse rot, Rücken- u. Schwfl. mit schwarzen Punktreihen; Seiten dunkelgefleckt oder punktiert; Kopf mit Gruben . . . Acerina cernua L.

4a. Die Bauchflossen fehlen; Körper schlangenartig
Anguilla vulgaris Flem.
b. — Die Bauchfl. stehen senkrecht unter den Brustfl.; Kinn mit einem grossen Bartfaden und je ein kleiner an jedem vorderen Nasenloche; Schuppen sehr klein, wodurch die Haut schuppenlos scheint . . . . Lota vulgaris Cuv.
c. — Die Bauchfl. stehen hinter den Brustfl. 5

5. Rücken mit einer kleinen Fettflosse hinter der Rückenflosse . 6
— Rücken ohne Fettflosse 9

6. Zunge bezahnt, ebenso Kiefer und Gaumen mit kräftigen, kegelfg. Zähnen besetzt; Oberkiefer bis zur Mitte oder Hinterrand des Auges reichend; Basis der Rücken- u. Afterfl. etwa gleichlang 7
— Zunge zahnlos; Kiefer und Gaumen sehr schwach oder gar nicht bezahnt; Oberkiefer bis zum Vorderrand des Auges reichend; Basis der Rückenfl. doppelt so gross als die der Afterfl. . . . . Thymallus vulgaris Nils.

7. Schnauze lang vorgezogen; Körperseiten silberig, bisweilen mit schwarzen Flecken; Platte des Pflugscharbeins*) fünfeckig, stets zahnlos am Hinterrande . . . . . Salmo Salar L.
— Schn. kurz abgestumpft; die vordere Platte des Pflugscharb. dreieckig, am Hinterrande mit 3—4 Zähnen 8

8. Körper fast cylindrisch; Rücken blaugrau, Seiten silberig mit dunklen, von einem hellen Kreise eingefassten Flecken, Unterseite silberweiss . . . . Salmo Trutta L.
— K. mehr oder weniger seitlich zusammengedrückt; Rücken olivengrün, Seiten gelbgrün mit roten, bläulich umrandeten Flecken, Unterseite messinggelb . . . . Salmo Fario L.

9. Haut ohne Schuppen; Kopf mit 4 oder 6 Bartfäden
Silurus Glanis L.
— Haut mit, wenn auch bisweilen nur kleinen Schuppen . 10

10a. Kopf ohne Bartfäden 11
b. — K. mit 2 oder 4 Bartfd. 23
c. — K. mit 6 Bartfd., 4 kürzeren am Oberkiefer und 2 längeren an den Mundwinkeln . . . . . Cobitis barbatula L.
d. — K. mit 10 Bartfd., 6 grossen an der Oberlippe, 4 kleineren an der Unterlippe; Körper aalartig . . Cobitis fossilis L.

11a. Mund zahnlos 12
b. — Mund schwach bezahnt; Bauchkante sägeartig vortretend; die Augen sind von einem knorpelartigen, halbmondfg. vorderen und hinteren Augenlide teilweise bedeckt; dicht hinter der Kiemenspalte ein verwischter dunkler Fleck
Alosa vulgaris Trosch.
c. — Mund mit sehr stark ausgebildeter Bezahnung, gestreckt, breit, mit vorstehendem Unterkiefer . . . . . Esox lucius L.

12. Augen ohne deutliche Augenlider 13
— A. mit einem knorpelartigen, halbmondförmigen vorderen und hinteren Augenlide . . . Alosa vulgaris Trosch.

13. Afterflosse mit 8—12 geteilten Strahlen 14
— Afterfl. mit mindestens 13 geteilten Str. 20

*) Das Pflugscharbein ist der längliche Knochen, welcher sich im vorderen Teile der Mundhöhle oben befindet und sich von vorn nach hinten erstreckt.

14. Die Afterfl. reicht nach vorn bis unter die Rückenflosse; auf der Mitte der Schwanzseiten ein grüner Längsstreifen; Länge nicht über 10 cm. . . . . Rhodeus amarus Ag.
— Die Afterfl. reicht nach vorn nicht bis unter die Rfl. . . 15
15. Mund unterständig 16
— Mund endständig 17
16. Oberkiefer stark nasenartig vorgezogen; Mundspalte sehr wenig nach vorn gekrümmt mit knorpelig vorstehendem, fast schneidendem Rande. . . . Chondrostoma Nasus L.
— Oberk. nur wenig nach vorn verlängert; Mundsp. halbmondförmig gebogen, ohne scharfe Ränder, Squalius Leuciscus L.
17. Schuppen sehr klein, den Körper nicht ganz deckend, so dass Rücken und Bauch schuppenlos sind; Seitenlinie nur bis zur Mitte deutlich; Länge meist 9—10, selten bis 14 cm. Phoxinus laevis Ag.
— Schuppen gross und deutlich, überall vorhanden 18
18. Mundspalte wagerecht, klein; Afterfl. etwas ausgerandet; Iris zinnoberrot, meist alle Flossen ebenso, seltener orangefarbig Leuciscus rutilus L.
— Mundsp. mehr oder weniger schräg aufwärts gerichtet; Afterfl. gerundet oder gerade abgeschnitten 19
19. Körper mehr hochgewölbt, etwa 3mal so lang als hoch; Mundspalte steil aufwärts, nicht gross; Iris goldglänzend, oben meist mit einem roten Fleck; Bauch zwischen Bauch- und Afterfl. durch rechtwinklig geknickte Schuppen scharfkantig Scardinius erythrophthalmus L.
— K. weniger hoch gewölbt, mehr gestreckt, etwa 5mal so lang als hoch; Mundspalte weit gespalten, ein wenig schief; Kopf breit; Bauch ohne Kante . Squalius Cephalus L.
20. Die Mittellinie des Vorderrückens (zw. Kopf u. Rkfl.) schuppenlos, jederseits von einer Reihe kleiner Schuppen eingefasst; Körperhöhe mindestens $1/3$ der Länge (ohne die Schwfl.); untere Spitze der Schwanzfl. länger als die obere Abramis Brama L.
— Vorderrücken ganz mit Schuppen bedeckt; Körperhöhe nicht einmal $1/4$ der Länge erreichend 21
21. Bauchkante abgerundet; Brust-, Bauch- u. Afterfl. rötlich, letztere mit 14 weichen, geteilten Strahlen, Aspius rapax Ag.
— Bauchkante scharf; keine Flosse rötlich; Strahlen der Afterfl. über 15 22
22. Mundspalte sehr schief; Afterfl. mit 17—20 weichen, geteilten Strahlen, beginnt unter dem Ende der Rückenfl. Alburnus lucidus Heck.
— Mundspalte etwas schief; Afterfl. mit 15—17 weichen, geteilten Str., beginnt hinter dem Ende der Rückenfl., Seitenlinie von zwei schmalen, schwarzen Linien eingefasst Alburnus bipunctatus L.
23. Schuppen sehr klein, tief in der schleimigen Haut lagernd Tinca vulgaris Cuv.
— Schuppen deutlich sichtbar 24
24. Mund endständig, ziemlich eng; Schuppen gross, bisweilen schilderartig vergrössert Cyprinus Carpio L.
— Mund unterständig 25

25\. Rückenflosse mit einem verdickten, verknöcherten, meist gesägten Strahl; Körper etwas seitlich zusammengedrückt; 2 oder 4 Bartfäden . . . . . Barbus vulgaris Flem.
— Rückenfl. ohne verknöcherten Strahl; Körper cylindrisch; 2 bis kaum unter die Augen reichende Bartfäden
Gobio fluviatilis Flem.

II. **Rundmäuler.** Das Skelett ist knorpelig; es sind nur unpaarige Flossen vorhanden; der kreisförmige, zum Saugen eingerichtete Mund ist kieferlos; statt der Kiemenspalte finden sich jederseits 7 Kiemenlöcher; Körper cylindrisch.

26\. Die hintere Rückenflosse beginnt unmittelbar hinter der vorderen oder fliesst ganz mit ihr zusammen; Rücken und Seiten blaugrünlich, Bauch weisslich; Länge bis 25 cm.
Petromyzon Planeri Bl.
— Die hintere und vordere Rückenflosse nicht zusammenstossend 27

27\. Die Saugscheibe trägt an der Innenseite der wulstigen Lippen einen Kranz dichtstehender feiner Franzen; Körperfarbe grünlichweiss mit dunkeln Marmelflecken; Auge schwarz; Grösse bis 1 m. . . . . . Petromyzon marinus L.
— Die Saugscheibe trägt an der Innenseite der Lippe einen Kranz fingerförmiger zusammengedrückter Franzen; Körperfarbe oben glänzend grünlichblau, an den Seiten gelblichweiss, unten silberweiss, ohne Marmelflecken; Auge mit gelber, dunkel gefleckter Iris, Petromyzon fluviatilis L.

I. **Teleostei,** Knochenfische.

1. Ordnung. **Acanthopteri,** Stachelflosser.

1. Familie. Percoidei, Barsche.

1\. **Perca fluviatilis L.,** der Flussbarsch, hier „Bärsch“, auch „Bärscht“ genannt, in Laubenheim „Schnullbärscht“, in Ottweiler „Schnuddelpersch“, kommt in der Nahe und den ihr zufliessenden Bächen häufig vor, in die er weit hinauf steigt (Birkenfeld, Gemünden). Er erreicht ein Durchschnittsgewicht von 2 Pfd., doch kommen in seltneren Fällen auch Stücke bis 5 Pfd. vor. Bei hellem und kaltem Wasser steht er gern zwischen zwei Steinen; dann kann er leicht gestochen werden, wie dies früher auch oft geschah, durch das Fischereigesetz aber jetzt verboten ist. Selbst unter Steinen ist er bisweilen zu finden. Seine Laichzeit in der Nahe ist der Mai.

2. **Acerina cernua L.**, der Kaulbarsch. In Nahe, Glan und Alsenz ist der „Kolbärscht"*), wie man ihn hier nennt, besonders im Spätjahr nicht selten; wegen der scharfen Stacheln der Rückenflosse wird er auch „Stachler" genannt. Die Fischer fürchten ihn dieser Stacheln wegen sehr, viele halten ihn sogar für giftig, da durch diesen Fisch hervorgebrachte Verletzungen häufig schon von sehr böser Natur gewesen sind und zur Heilung sehr langer Zeit bedurften. Unter den im Frühjahr laichenden Nahefischen wird er zuletzt mit diesem Geschäfte fertig. Darnach, also von Ende Juni an, kann man ihn bei Kreuznach scharenweise finden, im Spätjahr meist „schwebend", d. h. nahe der Oberfläche. Verschiedene Fischer teilten mir mit, dass sie wohl schon 200 Stück mit einem Zuge gefangen hätten. Ein beliebter Aufenthaltsort dieses wohlschmeckenden Fisches ist die Gegend oberhalb der Elisabethquelle.

---

2. Familie. Scleroparei, Panzerwangen.

3. **Cottus Gobio L.**, der Kaulkopf. Dieses kleine, selten länger als 10 cm. werdende Fischchen kommt in allen klaren Gewässern des ganzen Gebietes, die kiesigen Grund haben, vor, und fehlt selbst nicht in den kleinsten Bächen. Fast überall führt er denselben Namen, mit dem man hier die Froschlarven bezeichnet, nämlich „Mollekopp", daneben kommen aber noch vier andere, nicht so weit verbreitete vor: bei Kirn „Kautz", am obern Guldenbach „Holzhacker", bei Bingerbrück „Bocksauge". Endlich hat man auf ihn und zwar in weiter Verbreitung einen hier sehr gebräuchlichen Schimpfnamen übertragen, und durch die Zusammensetzung des Wortes gleich den Grund dafür angegeben: Schneidbankert. Die sehr scharfen, gekrümmten Zähne, mit denen die Seiten des Hinterkopfes bewaffnet sind, werden nämlich

---

*) Der Ausdruck Kaulbarsch bezeichnet nach Weigands Wörterbuche einen kugelköpfigen Barsch (im Gegensatz, wie ich mir denke, zur spitzköpfigen Perca fluviatilis), da Kaul das in Mitteldeutschland übliche die Kaul, Kaule = Kugel sei. Das stimmt auch mit den Ausdrücken Kaulkopf (Cottus Gobio) und Kaulquappe, da bei beiden der kugelförmige Kopf noch viel mehr hervortritt. Im Niederdeutschen, wo die Kugel Kule heisst, giebt es auch nur Kulbarsche, und die Kaulquappen sind dort Kulpadden (Padde = Pogge = Frosch). Die hier dialektisch übliche Form Kolbärscht lässt sich, worauf mich mein Kollege Oberlehrer Dr. Triemel aufmerksam machte, mit demselben Worte Kugel in Zusammenhang bringen, da das mittelhochdeutsche Wort Kugele auch in der Nebenform Kogele vorkommt, aus der dann Kol durch Zusammenziehung eben so gut geworden sein könnte, wie Kul aus Kugele. Da ausserdem noch eine direkte Zusammenziehung von Kaul zu Kol möglich wäre, so habe ich die Schreibart Kolbärscht statt Kohlbärscht, wie ich das Wort erst geschrieben hatte, vorgezogen. Siehe Leydigs abweichende Meinung in Verhdl. des naturh. Vereines für Rheinland 1881, S. 88.

oft den unter Steinen nach Fischen suchenden Menschenhänden gefährlich, gar leicht zerreissen oder zerschneiden sie die Finger in empfindlichster Weise. Brehm führt von diesem weit verbreiteten Fische 15 Namen an, die eben genannten fehlen aber alle 5 seinem Verzeichnis.

Der Kaulkopf wird, so weit ich es erfahren konnte, hier nirgends als Speisefisch, sondern nur als Köderfisch für die Angel benutzt, und doch schmeckt er recht gut. Das weiss schon der alte Lonitzer, der ihn in seinem 1557 erschienenen Kräuterbuche unter dem Namen Göb sehr kenntlich abbildet und dazu bemerkt: „hat ein feystes unnd mürbes fleysch, ist lieblich zu essen, wirt under den fürnembsten unnd besten fischen zur speise geachtet".

Seine Farbe ist sehr verschieden; neben ganz dunkeln, fast schwarzen Exemplaren, habe ich auch sehr helle mit dunkeln Punkten oder Flecken erhalten. Die verschiedene Kopfform weist auf das verschiedene Geschlecht hin: die Tiere mit sehr stumpfem Kopf und breitem Maul sind die Männchen. Die Laichzeit ist der März und April.

---

2. Ordnung. **Anacanthini,** Weichflosser.

1. Familie. Gadoidei, Schellfische.

4. **Lota vulgaris Cuv.,** die Quappe oder Aalraupe, hier Oolrupp genannt, ist ein in der Nahe seltener Fisch, der meist mit der Angel gefischt und im Mittel etwa 2 Pfd. schwer wird. Bei der Pauluskirche sind in der grossen Nahe mehrmals vom Fischer Wirth 4- und 6pfündige gefangen worden. Sie kommt auch im Glan vor.

---

3. Ordnung. **Physostomi,** Edelfische.

1. Familie. Siluroidei, Welse.

5. **Silurus Glanis L.,** der Wels oder Waller. Nach v. Siebold ist dieser gewaltigste Raubfisch des deutschen Süsswassers im Mittelrhein eine sehr seltene Erscheinung, und nur wenige Fälle seines Vorkommens daselbst sind mit Sicherheit bekannt geworden. Ich bin in der Lage, sein Vorkommen in der Nahe zu konstatieren.

Vor mehreren Jahren brachte mir ein Schüler — ich weiss leider nicht mehr welcher — einen kleinen Fisch, von dem er mir erzählte, es habe ihn eine Würfelnatter, die er unterhalb der Kaiserau gefangen, ausgespieen. Da dies ja nichts seltenes ist, so wollte ich den Fisch schon fortwerfen, doch fiel mir seine eigentümliche Gestalt auf. Da ich gerade nicht in der Lage war, ihn genauer untersuchen zu können, so wickelte ich ihn in Papier, das ich mit der Aufschrift: „von Schlange ausgespieen“, in ein Glas mit Spiritus steckte, in dem ausserdem noch einige Eidechsen waren. Die Flasche kam mir aus den Augen und damit der Fisch aus dem Sinn, bis ich sie im Frühjahr 1887 wieder in die Hände bekam. Jetzt untersuchte ich das Tier genauer und fand zu meiner sehr grossen Ueberraschung in ihm einen jungen Wels. Derselbe ist 10,5 cm. lang und hat, ob durch den Weingeist, weiss ich nicht, eine braune Farbe angenommen. Nur der zerzausten Afterflosse sieht man an, dass die Schlange ihn unter den Zähnen gehabt hat. Die Fischer, denen ich ihn zeigte, kennen ihn nicht; einer wollte eine Oolrupp in ihm erkennen, meinte aber doch, sie sehe etwas anders aus als die übrigen.

Ich bin nicht der Meinung, dass der Wels als ständiger Nahebewohner anzusehen ist, wenn ich mir auch nicht erklären kann, auf welche Weise das Tier hierher gekommen sein mag. Dass derselbe „im Ei von einem Wasservogel von der Donau oder sonst her verschleppt sein könnte“, wie Melsheimer meint, kann ich mir nicht recht denken, obgleich M. mir mitteilt, dass er dort bei Linz „einen ähnlichen Fall von einem kleinen Fischreiher konstatiert habe“.

---

2. Familie. Cyprinoidei, Karpfen.

Eine grössere Anzahl von Arten aus dieser Familie führt den Namen „Weissfisch“. In den verschiedenen Gegenden sind mir das Rotauge, die Rotfeder, die Milbe, der Schneider, der Bräsem und die Nase als Weissfisch bezeichnet worden.

6. **Cyprinus Carpio L.,** der gemeine Karpfen. Er ist ein jetzt seltener Bewohner der Nahe, von dem jährlich im Durchschnitt nur noch etwa 4—6 Stück gefangen werden; früher war er häufiger. Ausserdem wird er in einigen Teichen gezüchtet, z. B. beim Kommerzienrat Th. Simon in Kirn und in der Gegend von Meisenheim.

Auch die seltene Varietät mit unverhältnismässig grossen, schilderartigen Schuppen, der Spiegelkarpfen (Cyprinus

macrolepidotus oder Cyprinus rex cyprinorum) kommt noch in der Nahe vor, wenngleich sehr selten. Fischer Wirth giebt an, dass er in den 32 Jahren, in denen er allein fischt, gewiss 20 Stück gefangen habe, vordem aber, als er noch mit seinem Vater arbeitete, viel mehr. Sein Namen hier ist „Goldkarpf", wohl weil er bedeutend heller ist als der Typus. Er hält sich mehr im stärker fliessenden Wasser, während der andere mehr „in den Dreck geht".

7. **Carassius auratus L.,** der Goldfisch. Allenthalben in Gläsern, auch wohl in Teichen gezüchtet und deswegen jedermann bekannt. Aber auch aus der Nahe habe ich ihn erhalten. G. Schneegans brachte mir ein sehr grosses Exemplar, das er am 20. Jan. 1883 hinter der Mühle gefangen hatte. Ich vermute, dass dieser Fisch bei dem Hochwasser am 26. Nov. 1882 aus irgend einem überschwemmten Teiche in die Nahe gekommen ist. Uebrigens wurden um jene Zeit noch mehr Goldfische in der Nahe gesehen.

8. **Tinca vulgaris Cuv.,** die Schleihe, hier auch „Schleiher" genannt, ist nicht häufig, seit 1881 fast gar nicht mehr vorgekommen. Da durch die Uferregulierungen die ihr zusagenden, langsam fliessenden Stellen immer mehr schwinden, so dürfte die Zeit nicht fern sein, wo sie als Nahefisch überhaupt zu streichen ist.

9. **Barbus fluviatilis Agass.,** die Barbe, auch „Barwe", in der Gegend von Meisenheim auch „Bigge" genannt, ist einer der häufigeren Nahefische, der bisweilen ein bedeutendes Gewicht erreicht. M. Wirth fing vor Jahren ein Exemplar von 17 Pfd., K. Schäfer 1854 ein solches von 21 Pfd. Heut kommen so schwere wohl nicht mehr vor, da ihnen ein Hauptschlupfwinkel, der ihnen früher sichern Schutz gewährte, genommen ist. Als nämlich „die Gerenne" an den Mühlen noch von Holz waren, hielten sie sich gern zwischen diesen und dem dahinter befindlichen Grunde auf und dort waren sie dem Fischer unerreichbar. — Im Spätjahr setzen sich die Barben unter die Steine. Oft habe ich gesehen, dass sie um diese Zeit von im Wasser Watenden mit den Händen hervorgeholt wurden, und dass diese ihnen dann in roher Weise mit Steinen den Kopf zerschlugen. Bevor sie sich jedoch festsetzen, sind sie in grösserer Menge beisammen, so dass sich um diese Zeit der Fischfang auf sie am meisten lohnt. Am liebsten halten sie sich im Sommer hinter der Strömung auf, z. B. an dem grossen Birnbaum bei Theodorshalle oder da, wo ein Graben etc. ausläuft, wie z. B. an Schneegans' Wörth, der Gymnasialschwimmschule gegenüber. An solchen Stellen laichen sie auch im Mai.

10. **Gobio fluviatilis Cuv.,** der Gründling. Dieser Fisch wird hier ganz allgemein „Speckgrasse“ genannt, meist aber „Speckratz“ gesprochen. Am obern Guldenbach heisst er „Grunnel“. Er ist häufig und steigt hoch in die Bäche hinauf.

11. **Rhodeus amarus Bl.,** der Bitterling. Dieses sich von allen anderen Fischen durch die Art seiner Fortpflanzung unterscheidende Tierchen kommt in der Nahe bei Kreuznach ziemlich häufig vor und zwar in sogenanntem toten Wasser. Nach den Aussagen der Fischer, die ihn „Paffedaume“ nennen, soll der Bitterling nicht bis Münster a. St. aufwärts steigen. Ich habe ihn erhalten vom linken Ufer der Oranieninsel; viele und grosse, teilweise über 10 cm. lange Exemplare wurden mir gebracht von der Stelle hinter der Mündung des Ellerbaches, Kiskys Wörth gegenüber; ebenso hält er sich gern hinter der Mündung des Guldenbaches auf. Ob er noch weiter abwärts geht, habe ich nicht erfahren können, mindestens ist dort überall der Namen Bitterling ebenso unbekannt wie Pfaffendaumen.

Die Fischer, die die Legeröhre des Weibchens wohl kennen, sie aber immer für einen Wurm gehalten haben, legten bis jetzt keinen Wert auf diesen Fisch, weil er gar so klein ist; er diente ihnen kaum als Köder. Und doch wäre der Fisch mehr wie jeder andere wert, im Fischglase oder im Aquarium gehalten zu werden, da er durch die Zierlichkeit seiner Gestalt, die Anmut seiner Bewegungen, die Schönheit seines Kleides während der Brunstzeit und endlich durch seine so durchaus eigentümliche Fortpflanzung und seine Entwickelung in den Kiemen der Malermuschel unser Interesse aufs höchste zu erregen imstande ist. Prof. C. Noll hat im 18. Bande des „Zoologischen Gartens“ diese Verhältnisse aufs schönste klargelegt. Eine Anmerkung möchte ich zu diesem Aufsatze machen. In Anknüpfung an die Thatsache, dass v. Siebold in Strassburg Bitterlinge getroffen hat, deren Legeröhre mehrere Eier enthielten, hebt Noll hervor, dass dies von ihm nie gesehen worden sei. Mir aber sind auch mehrfach Tiere gebracht worden, die mehr als ein Ei in der Legeröhre sitzen hatten.

12. **Abramis Brama L.,** der Flussbrasse oder Blei, wird hier ziemlich allgemein „Bresem“ oder „Bräsem“ genannt; in Gensingen wurde mir der Fisch als „Plattfisch“ bezeichnet, welcher Namen sonst wohl für Blicca Björkna, die Güster, gebraucht wird, und von Münster b. Bingen erhielt ich für ihn den Namen „Praest“. Er scheint nicht weit über Münster a. St. aufwärts vorzukommen, wenigstens habe ich von keinem Orte dort einen Namen erhalten, der

sich auf ihn beziehen liesse, und von keinem Fische gehört, dessen Beschreibung auf ihn passte. Als Bewohner des Glan wird er von Spannagel aufgeführt. Bei Kreuznach kommt er auch nicht gerade häufig vor, doch sind schon Exemplare von 3—4 Pfd. gefangen worden.

13. **Alburnus lucidus Heck.** (Leuciscus alburnus L.), der Uekelei. Dieser am meisten gebrauchte unter den 33 Namen, die Brehm für diesen allgemein verbreiteten Fisch anführt, ist hier nicht bekannt; stellenweise nennt man ihn hier Weissfischchen, am meisten aber „Schneider". Er ist einer der häufigsten Nahefische, stets an der Oberfläche zu finden und an der bläulichgrünen Farbe, die der Rücken im Sonnenscheine zeigt, leicht kenntlich. Im Mai erhielt ich oft Stücke mit feinkörnigem Ausschlage auf dem Scheitel, jedenfalls eine Hautwucherung, die mit der Brunstzeit zusammenhängt. v. Siebold erwähnt dieselbe nicht.

Dass der Fisch, aus dessen Schuppen bekanntlich die falschen Perlen gefertigt werden, zu diesem Zwecke hier gefangen würde oder jemals hier gefangen worden sei, ist mir nicht bekannt geworden.

14. **Alburnus bipunctatus Bl.,** die Laube. Wegen der schwarzen Einfassung der Seitenlinie, die den Eindruck einer Naht macht, wird dies Fischchen am häufigsten „Schneider" genannt, mit welchem Namen hier aber, wie oben gesagt, der vorige Fisch bezeichnet wird. Bei den Kreuznacher Fischern heisst er „Albche", weiter oben, besonders bei Kirn, führt er den Namen „Blike". Er ist häufig, bei seiner geringen Grösse aber wenig nutzbar; am meisten wird er als Köderfisch für die Angel gebraucht.

Unter den Exemplaren, die ich aus der Nahe erhielt, befindet sich eines mit einem durchaus abnormen Unterkiefer. Derselbe hat nicht die Richtung des Oberkiefers, sondern bildet mit ihm fast einen rechten Winkel, wodurch es dem Tiere nie möglich gewesen ist, seine Mundhöhle zu schliessen. Wahrscheinlich hatte er sich durch Anbeissen an die Angel und Wiederlosreissen diese Verstümmelung zugezogen. — Eine andere Abnormität dieses Fisches brachte mir W. Danz im August 1887. Das von ihm an der Angel gefangene Tier hat einen gänzlich verbogenen Schwanz. Unmittelbar hinter der Rückenflosse geht die Rückenlinie erst noch einmal aufwärts und bildet einen flachen Bogen bis zur Schwanzflosse, auch ist der Teil hinterm After sichtlich verkürzt. Diese Verbildung ist um so interessanter, als Melsheimer eine ganz analoge Abnormität von Chondrostoma Nasus beschreibt, die bei Linz

mehrfach von ihm beobachtet worden ist. Von den Fischern ist mir mitgeteilt worden, dass solche „Krüppel“ hier öfters vorkämen; bei welchen Fischarten aber sonst noch, konnte ich bisher nicht erfahren.

15. **Aspius rapax Ag.,** der Rapfen, die Mulbe. Dieser Fisch wird von Mühr als „nicht so häufig“ aufgeführt. Ich habe bis jetzt noch kein einziges Exemplar erhalten können, habe auch keine Nachrichten darüber von den Fischern. Durch den hiesigen Namen für Squalius Cephalus, „Milbe“, bin ich früher irre geführt worden, so dass ich ihn für nicht selten hielt. Auch Spannagels Verzeichnis hat ihn nicht, Kirschbaum giebt ihn für den Rhein an.

Idus melanotus Heck., der Nerfling, wird in Spannagels Verzeichnis unter dem Namen Cyprinus Jeses L., Göse, Aland, Eltze für die Pfalz aufgeführt und dazu bemerkt: „Das von Pfarrer Müller aufgestellte Verzeichnis der Glanfische führt ihn ebenfalls auf.“ Im Glan aber kommt er nicht vor, und die Nachricht darüber vom Pf. M. ist eine irrige. Ich habe mir die Eltze des Glan aus Meisenheim verschafft und mich dadurch überzeugt, dass es, wie ich vermutete, derselbe Fisch ist, den man auch an der oberen Nahe so nennt, nämlich Chondrostoma Nasus L. Der Nerfling kommt nach meinen Erfahrungen also im Nahegebiet nicht vor, es müsste denn sein, dass er sich einmal aus dem Rhein, wo er von Kirschbaum angegeben wird, in den untersten Teil der Nahe verirrte.

16. **Scardinius erythrophthalmus L.,** die Rotfeder. Dieser in der Nahe seltenere Fisch, der am liebsten den Grund tiefer, ruhiger Stellen bewohnt, wird von den meisten Fischern gar nicht vom Rotauge unterschieden, mit dem er ja auch meist den roten Fleck in der Iris und die roten „Flossfedern“ — so nennt man hier die Flossen — gemein hat. Und doch sind beide durch die scharfe Bauchkante der Rotfeder so genau und so leicht zu unterscheiden.

Nach Spannagel kommt die Rotfeder auch im Glan vor. In allen den Fischverzeichnissen, die ich mir von dorther verschafft habe, fehlt sie zwar, aber ich denke mir, sie wird auch dort wohl in dem Namen Rotauge, den alle diese Verzeichnisse enthalten, mit einbegriffen sein.

17. **Leuciscus rutilus L.,** das Rotauge, ist ein an ruhigeren Stellen häufig zu findender Fisch, so häufig, dass mitunter ein Zug 30 Pfd. und mehr ergiebt.

Von Hochstätten a. d. Alsenz hatte ich in einem Fischverzeichnisse den Namen „Blaufellchen“ erhalten; ebenso

wurde mir in Ebernburg eine Alsenzfischart als „Bläuelcher“ bezeichnet. Da mir nun einer der hiesigen Fischer mitgeteilt hatte, dass bisweilen unter den Rotaugen einzelne wären, die sich durch eine schöne bläuliche Färbung auszeichneten, und da das, was ich vom Ebernburger Bläuelchen erfahren konnte, ziemlich gut auf das Rotauge sich beziehen liess, so vermutete ich nicht nur, dass das Hochstättener Blaufellchen und dieses eine und dieselbe Fischart sei, sondern auch, dass es sich überhaupt um das Rotauge handelte. Meine Vermutung war richtig. Herr G. Schneider in Ebernburg versprach, sobald hohes und trübes Wasser einträte — denn nur bei solchem sei er zu fangen — mir den fraglichen Fisch besorgen zu wollen, und das geschah Ende Dezember 1887. Allerdings erkannte ich die mir freundlichst übersandten Fische nicht sofort als Rotaugen. Die Flossen sind mehr orange als zinnoberrot, Schwanz- und Rückenflosse durch eingestreute schwarze Pigmentkörnchen sahen schmutzig aus, und die erste hatte einen dunklen, fast schwarzen Rand. Da auch eine, wenngleich ganz stumpfwinklige Bauchkante vorhanden ist, so glaubte ich anfänglich an eine Farbenvarietät von Scardinius, zumal v. Siebold angiebt, die Färbung dieses Fisches sei vielen Schwankungen unterworfen. Jedoch die Ansicht der Schlundknochen zeigte, dass der Fisch unzweifelhaft ein Rotauge ist: Die Zähne sind einreihig, auf beiden Seiten fünf vorhanden und haben genau die Gestalt wie sie v. Siebold Seite 188 abbildet. Auf der folgenden Seite dieses Werkes wird nun eine Varietät beschrieben, welche Selys-Longchamps in seiner „Faune belge“ als Leuciscus rutiloides aufführt, und die Beschreibung passt ganz genau auf das Bläuelchen der Alsenz mit seinem prächtigen stahlblauen Schimmer. Wie v. Siebold jedoch nachweist, ist es nicht als Art aufzufassen, sondern **Leuciscus rutilus var. rutiloides Sel.** zu benennen. Diese Varietät ist von Kirschbaum bereits im Mittelrhein nachgewiesen; er führt sie im Programm des Gymnasiums zu Wiesbaden 1859 als Leucos rutiloides auf.

18. **Squalius Cephalus L.**, der Döbel. In seinem Tierleben führt Brehm von diesem weit verbreiteten Fische 32 Namen an; der aber, der bei Kreuznach gäng und gäbe ist, fehlt. Der Döbel heisst hier und abwärts bis zur Mündung, ausserdem weit nach oben hinauf „Milbe“ oder „Milwe“, vielfach auch „Minwe“ gesprochen, in Meisenheim „Münf“. Bei Kirn ist sein Namen „Dickkopf“, im obern Simmerbachthal bei Gemünden heisst er „Miene“. In der Nahe ist er jetzt nicht mehr allzu häufig, doch wird er bisweilen noch

in bedeutender Grösse (bis 4 Pfd.) gefangen. Er scheint in einigen Farbenvarietäten vorzukommen, denn die Fischer behaupten, es gäbe 3 Sorten Minwen, eine habe gelbe Schuppen, die andere ganz blasse und dann kämen noch solche mit goldgelben Tupfen vor. Auch nach der Gestalt scheint er zu variieren, denn es sollen kleinere, kurzgestauchte von Karpfengestalt mit kleineren Augen vorkommen und schlankere mit grossen Augen. Bastarde, an die ich dachte, dürften es wohl nicht sein, weil „beide Sorten" im Mai laichen. Ich habe darüber noch nichts Genaueres in Erfahrung bringen können und referiere deswegen vorläufig nur.

19. **Squalius leuciscus L.**, der Hasel oder Häsling, hier „Hassele" genannt, ist einer der gemeinsten Nahefische. Er beginnt gewöhnlich unter allen das Laichgeschäft zuerst, schon Ende Februar oder anfangs März. Von Gensingen wurde er mir unter dem Namen „Spitzkopf" gebracht.

20. **Phoxinus laevis Agass.**, die Elritze. Von diesem in allen klaren Gewässern des ganzen Gebietes häufig vorkommenden allerliebsten Fischchen führt Brehm 40 deutsche Namen auf und ist der Meinung, damit die Zahl derselben erschöpft zu haben. Das ist aber durchaus nicht der Fall, denn ich bin imstande, schon für ein so beschränktes Gebiet drei nicht unter den 40 vorkommende mitzuteilen. Bei Kreuznach und in weiterer Ungebung heisst die Elritze „Jud", in der Appelbach, besonders bei Neu-Bamberg, wird sie mit dem sehr bezeichnenden Namen „Goldfisch" belegt, wogegen sie bei Kirn einen mir ganz unerklärlichen Namen führt, nämlich „Dreckelse", denn weder ihr Aufenthaltsort, noch ihr prächtiges Farbenkleid berechtigen dazu.

Angesichts der so genauen Beschreibung des Tierchens, wie sie Siebold sowohl als Brehm geben, nimmt es mich Wunder, bei keinem eine Eigentümlichkeit erwähnt zu finden, die mir ausserordentlich auffallend ist. Ich habe im letzten Sommer in einem kleinen Wasserbecken meines Gartens eine grössere Anzahl von Fischarten lebend gehalten; mit Hülfe dieses Merkmals war jeder, den ich darauf aufmerksam machte, sofort imstande, die Elritze heraus zu erkennen. Schon bei ganz oberflächlichem Hinsehen bemerkt man nämlich jederseits hinterm Kopfe fortwährend ein helles Blinken und Blitzen, wie wenn das Licht von Diamanten zurückgestrahlt wird. Bei genauerer Untersuchung fand ich, dass diese blitzende Stelle die obere Ecke des Kiemendeckels ist, und es will mir scheinen, als ob daselbst unter sehr dünner, von grünlichem Pigment bedeckter Oberhaut eine Luftblase sässe, die bei der fort-

währenden Bewegung des Deckels durch Reflexion der Lichtstrahlen dieses stete Glitzern erzeugt.

21. **Chondrostoma Nasus L.,** die Nase. Dieser nicht seltene Fisch heisst bei den Kreuznacher Fischern in jüngerem Zustande, etwa bis zur Länge von 20 cm, „Derre“, grössere wurden mir hier als der echte „Weissfisch“ bezeichnet. In der oberen Nahe und den grösseren Bächen daselbst heisst er „Eltz“, auch wohl „Else“, im Glan „Eltze“. Wenn Melsheimer schreibt, dass die Nase in der Rheinprovinz nur unter dem Namen „Makrele“ bekannt sei, so muss ich dagegen bemerken, dass dieser Name im Nahegebiet fast ganz unbekannt ist. Unter den vielen Fischverzeichnissen, die mir vorliegen, führt ihn nur ein einziges auf, nämlich das vom obern Simmerbach oder Kellenbach. Dort heisst der Fisch Makrerle.

Brehm erzählt, dass man die Nase an Angeln, die mit Stubenfliegen geködert werden, fängt; dies widerspricht aber der Lebensweise des Tieres durchaus und passt ebensowenig auf die Nase wie die andere Bemerkung, dass dies nur zum Vergnügen geschehe, nicht um den Fisch zu benutzen. Es liegt hier unzweifelhaft eine Verwechselung mit einem anderen Fisch vor, denn die Nase ist in unserm Gebiet ein bedeutender Nutzfisch, und nach den übereinstimmenden Aussprüchen der Fischer und solcher, die viel mit der Angel fischen, ist er „kein Raubfisch und geht nicht an die Angel“. Mit der Hornkante seiner Unterlippe schabt er sich den vegetabilischen Schleim von Holz und Steinen, so dass man an solchen Stellen schleimlose Streifen von ungefähr 10—15 cm Länge sieht, deren Breite der des Maules entspricht.

---

3. Familie. Salmonoidei, Lachse.

22. **Thymallus vulgaris Nils.,** die Aesche. Sie kommt im April scharenweise in die Nahe, scheint aber nicht bis Kreuznach aufwärts zu steigen, wenigstens reichen meine Nachrichten nur bis in die Gegend von Gensingen. Die hiesigen Fischer kennen kaum den Namen, und was ich von denen, die den Fisch zu kennen meinten, über ihn erfuhr, beweist, dass die Aesche nicht gemeint sein kann. Ich selber habe noch kein Exemplar aus der Nahe erhalten.

Osmerus Eperlanus L., Stint. Mühr bemerkt gelegentlich der Aufzählung der Lachsforelle, dass, wie diese, vor einigen Jahren auch der schlechtriechende Osmerus Eperlanus L., Stint

oder Alander von Münsterer Fischern gefangen worden sei. Diese im höchsten Grade auffallende Bemerkung, deren Richtigkeit ihm selber nicht ganz zweifellos vorgekommen zu sein scheint, da er den Fisch nicht unter einer besonderen Nummer anführt, beruht sicherlich auf einem Irrtum. Weder Siebold führt diesen Fisch für das Rheingebiet an, noch Herr Oberförster Melsheimer in Linz, der sich jahrelang mit der Erforschung der Fischfauna des Rheines eingehend beschäftigt hat. Auf meine Anfrage nach seiner Meinung inbezug auf diese Stelle bei Mühr bestätigte er mir ausdrücklich, dass der Stint im Rheine nicht vorkommt.

23. **Salmo Salar L.,** der Salm. Im September und Oktober, bisweilen schon im August, zeigt er sich in der Nahe und steigt, um sein Laichgeschäft zu verrichten, aufwärts. Wird ihm dies durch hohes Wasser erleichtert, so kommt er bis über Oberstein hinauf; ist das nicht der Fall, so muss er seine Eier schon weiter unten ablegen. Dies ist z. B. an den Gefachen bei Münster a. St. oft der Fall, wo man dann den Laich in grosser Menge liegen sehen kann.

In früherer Zeit sind oft sehr grosse und schwere Tiere in der Nahe gefangen worden. Ein Pärchen, das vor etwa 20 Jahren in der Gegend des Badehauses Kaufmann „in der Kaut", die es sich des Laichens wegen ausgewählt hatte, gefangen wurde, wog zusammen 44 Pfd.; ein um dieselbe Zeit gefangenes Tier allein 28 Pfd. In neuerer Zeit scheinen so grosse Tiere nicht mehr vorzukommen oder sie sind, wenn die Schonzeit vorüber, schon verschwunden. Im Oktober 1882 fing man ein 12 Pfd. schweres Tier; im Winter 1884/85 war hinter der grossen Bleiche in der Mühlenstrasse ein über 1 m. langes Männchen mit mächtigem hakenförmigen Unterkiefer (Hakenlachs) eingefroren. Am 1. Januar 1887 fing ein Müllerbursche an Saams Mühle, oberhalb der Drususbrücke bei Bingen, einen 16½ Pfd. schweren Salm.

24. **Salmo Trutta L.,** die Lachsforelle, kommt zwar nicht häufig in der Nahe vor, doch wird sie alljährlich in mehreren, teilweise recht grossen Stücken gefangen.

25. **Salmo Fario L.,** die Bachforelle, kommt in allen Gewässern, die der Nahe zufliessen, besonders in denen der linken Seite, nicht allzu selten vor; ganz besonders gross und häufig ist sie am Hambacher Sauerbrunnen oberhalb Birkenfeld. Auch in der Nahe selber wohnt sie im oberen Teile; bei Hochwasser wird sie auch noch hier bei und in Kreuznach gefangen. Ein besonders reicher Fang wurde im Herbste 1884 gemacht, wo allein auf dem Bogen vor der Stadt-

mühle mit dem Hebgarn etwa 25 Stück, an andern Stellen fast gleiche Mengen erbeutet wurden. Diese verhältnismässige Häufigkeit ist durchaus nicht überraschend, im Gegenteil müsste man eine viel grössere Anzahl erwarten, wenn man weiss, dass vor Jahren Dr. Hofmeister hierselbst eine Einrichtung für künstliche Fischzucht hatte und Tausende junger Tierchen durch ihn in das Nahegebiet gesetzt worden sind. Ausserdem sind auch durch Anregung des deutschen Fischereivereines die Königl. Oberförster von Seiten der vorgesetzten Behörde veranlasst worden, ihre Aufmerksamkeit auf das Bevölkern unserer Gebirgsbäche mit diesem Edelfische zu richten. So hat beispielsweise der Herr Oberförster Glück auf Neupfalz, der die Freundlichkeit hatte, mich genau von seinen darauf bezüglichen Bestrebungen zu unterrichten, im Mai 1881 im ganzen 4400 junge Forellen ausgesetzt und zwar in den obern Teil des Gräfenbaches 3000 Stück, in den Teil unterhalb Gräfenbach etwa 1000, in den Lehnbach 300 und in den Goldborn 160 Stück. Auch Privatleute sind, unter Beihülfe des Fischerei-Vereins, bemüht, die Gewässer unseres Gebietes mit Forellen zu bevölkern. So z. B. hat Herr Lehrer Pfeifer in Gemünden, der auf Veranlassung der Königl. Regierung in Koblenz einen Kursus in der Fischbrutanstalt zu Welschneudorf bei Ems durchmachte, gleichfalls schon einige Tausend junger Forellen in den Simmerbach gesetzt.

Bedenkt man, dass im Nahegebiet die gesetzliche Schonzeit auf Kosten aller anderen Fischarten des Gebietes, nur der Vermehrung der Salmoniden dient, da nur diese Arten der Gattung Salmo um diese Zeit laichen, so sollte man angesichts solcher Bemühungen zur Vermehrung dieses Tieres, wie oben schon erwähnt, meinen, dass es in grösserer Menge vorhanden sein müsste. Dass dies nicht der Fall ist, muss wohl auf Rechnung der Fischfeinde geschrieben werden, von denen ganz besonders die Fischotter in Betracht kommt. Von der grossen Anzahl, in der dieser furchtbare Fischräuber vorhanden ist, erhält man einen Begriff durch die Thatsache, dass allein bei Schneegans' Mühle in Kreuznach in $3^1/_2$ Jahren 31 gefangen sind. Sie steigen aber auch hoch hinauf in die Nahe selber und in die Bäche. Auch Fischreiher finden sich, wenngleich nur selten, an den oberen Bächen ein, wogegen der Eisvogel überall eine nicht unbeträchtliche Zahl von Fischen vertilgt. Der schlimmste Feind aber ist der Mensch, denn „bei dem wenigen Wasser der Bäche im Hochsommer ist der Fischdiebstahl für die damit Vertrauten sehr leicht und rentabel; derselbe gilt auch in hiesiger Gegend

gar nicht als besonders ehrenrührig, und zur Anzeige gebrachte Fälle wurden bis jetzt nur mit einer gar nicht nennenswerten Strafe belegt". (Glück).

Unter den von Herrn Oberförster Glück gezüchteten Forellen befand sich eine grosse Zahl von Monstrositäten, von denen er zwei Stück mit je 2 Köpfen, spiralförmig gewunden und spitzwinklig zusammengebogen, der Sammlung unseres Gymnasiums überwiesen hat.

---

4. Familie. Esocini, Hechte.

26. **Esox lucius L.,** der Hecht. Er kommt in allen grösseren Gewässern des Gebietes vor, aber auch in den kleineren Bächen treibt er sein Wesen als Räuber an solchen bisweilen sehr tiefen Stellen, die sich in der Nähe der Mühlenwehre finden. Nach den Angaben der hiesigen Fischer ist er jetzt wesentlich seltener als früher. Es scheint dies zum Teil daher zu kommen, dass in den letzten Jahren stets zur Zeit „seines Haupteinganges" in die Nahe entweder Eis war, oder das Wasser war sehr klein, oder aber zu gross. Ab und zu werden aber noch immer Tiere von beträchtlicher Grösse gefangen, so z. B. am 29. März 1886 bei Rehborn im Glan ein über 1 m. langes von $17^1/_2$ Pfd. Gewicht und am 23. März 1887 bei Oberhausen ein solches von 14 Pfd. Schwere.

---

5. Familie. Clupeoidei, Heringe.

27. **Alosa vulgaris Cuv.,** der Maifisch. Bei seiner Wanderung zu Berg, die zum Zwecke des Laichens von ihm unternommen wird, ist er in früheren Jahren ein so häufiger Gast in der Nahe gewesen, dass das Pfd. für einen Groschen verkauft wurde. Nach übereinstimmenden Aussagen der Fischer ist seit 20 Jahren kein Stück mehr gefangen worden.

---

6. Familie. Acanthopsides, Schmerlen.

28. **Cobitis fossilis Lin.,** Schlammpeitzger. Dieser als Wetterprophet bekannte und dadurch eigentümliche Fisch, dass er beim Herausnehmen aus dem Wasser einen Ton hören lässt, wird nach dem Zeugnisse des Herrn Kobbe bei Bingerbrück jährlich beim Aufräumen der Gräben in mehreren Exemplaren aus dem Schlamm herausgeholt. Mühr führt ihn

nicht an, jedoch bin ich geneigt, seine Cobitis barbatula für fossilis zu halten, da er das Tier in „stehengebliebenen Pfützen" fing, Cobitis barbatula aber doch nur in klarem, fliessendem Wasser vorkommt. Herr Realschuldirektor Glaser bestätigt meine Meinung, indem er im Programm von Bingen vom Jahre 1880 schreibt: „Die von Herrn Mühr angeführte Schlammschmerle (Cobitis fossilis) wurde mir in vielen lebenden Exemplaren vorgezeigt". Mühr führt aber Cobitis fossilis L. gar nicht an, sondern spricht nur von Cobitis barbatula. — Aus der Nahe selber habe ich den Fisch noch nicht bekommen können, die Kreuznacher Fischer scheinen ihn auch nicht zu kennen. Zwar haben sie den Namen „Steinbeisser", der für die Dorngrundel vorkommt, und den man vielleicht auf unsern Fisch beziehen könnte, aber sie bezeichnen damit zweifellos das kleine Neunauge.

29. **Cobitis barbatula L.,** Bartgrundel oder Schmerle. Unsere Fischer nennen das Tier „Grunnel", bei Kirn spricht man „Grunel", bei Gensingen heisst es „Krackool". Wenngleich es mehr in den Bächen vorkommt als in der Nahe, so ist diese doch nicht arm daran. Die Buben wissen den „Schlauberger" — das ist der bei ihnen gebräuchliche Name — unter den Steinen hervorzuholen und mit einer Gabel aufzuspiessen, um ihn als Köderfisch für die Angel zu benutzen. Besonders am Schiessgraben wird der Fang bei niedrigem Wasser eifrig betrieben. Ein von zwei Zinken durchbohrtes Tier, das ich dorther erhielt, zeigte mir, ein wie zähes Leben das Tierchen hat, indem es erst nach 50 Stunden starb; gesunde dagegen hielten sich sehr lange bei mir in der Gefangenschaft. Inbezug auf die Gestalt der Schwanzflosse habe ich an allen von mir beobachteten Exemplaren, und das sind nicht wenige, die auffallende Bemerkung gemacht, dass sie seicht ausgeschnitten ist, während alle mir zugänglich gewesenen Abbildungen Tiere mit abgerundeter Schwanzflosse darstellen; auch v. Siebold bemerkt ausdrücklich, sie sei sehr flach abgerundet.

---

7. Familie. Muraenoidei, Aale.

30. **Anguilla vulgaris Flem.,** der Aal, von den Fischern „Ool" genannt, wird meist im Frühjahr mit der Angel gefangen; er steigt dann naheaufwärts und geht hoch in die Nebenbäche hinein. Ueberschreitet das Gewicht des Naheaales in der Regel nicht 5 Pfd., so sind doch einzelne Fälle bekannt,

wo man viel schwerere Tiere hier gefangen hat, vor Jahren selbst eines von 9 Pfd.

Anmerkung. Aus der Ordnung der Schmelzschupper, Ganoidei, ist in früherer Zeit der Stör, Acipenser Sturio L., bisweilen in die Nahe gekommen; 1798 wurde ein jüngeres Tier sogar im Glan gefangen. Mühr sagt, dass auch im Rheine in neuerer Zeit keine Störe mehr gesehen worden sind. Bei Kempten, oberhalb Bingen, wurde am 20. Mai 1887 ein solcher im Gewichte von 3 Ctr. eingebracht, der sich in die Weiden des Ufers verirrt hatte. Der grosse, fast 3 m. lange Stör, der im Jahre 1876 unter einem Bogen der grossen Nahebrücke von Kreuznacher Fischern ausgestellt war, ist nicht in der Nahe, sondern bei St. Goar gefangen worden.

II. **Cyclostomata**, Rundmäuler.

Familie Petromyzonini, Lampreten.

31. **Petromyzon marinus L.**, die Seelamprete. Sie wird hier „Neunauge“ genannt und kommt bis zur Grösse von 60—70 cm. und im Gewichte von 2—3 Pfd. (Fischer Wirth fing einmal eine 4pfündige) vor; doch ist ihr Vorkommen ein seltenes. Ein Schüler aus Ebernburg hat 1886 eine am Münsterschen Gefache durch einen Steinwurf töten sehen. Nach Spannagel auch im Glan.

32. **Petromyzon fluviatilis L.**, das Flussneunauge. Es kommt im Frühjahr die Nahe herauf und steigt bis zum Glan; ob noch weiter, konnte ich nicht erfahren. Hinter den Wehren finden sich oft grosse Mengen eng zusammen, „ganze Qualme“ nach dem Fischerausdruck; ganz nahe der Eisenbahnbrücke in Kreuznach lag im Frühjahr 1886 ein solcher von mindestens 500 Stück. Es ist mir sehr auffallend, dass dieser Fisch bei solch häufigem Vorkommen hier gar nicht verwertet wird. Der hiesige Namen ist „Lampretcher“.

33. **Petromyzon Planeri Bl.**, das kleine Neunauge. Es heisst hier „Steenbisser“ (Steinbeisser), wie schon oben beim Schlammpeitzker bemerkt wurde. Bei niedrigem Wasser findet man es an den Steinen der Gefache, am häufigsten jedoch im Frühjahr, wenn der feinste Sand aus dem Nahebette ausgehoben wird. In dem klaren Wasser des Aquariums starben mir in früherer Zeit diese Fischchen stets sehr bald; eine grössere Anzahl, die ich bei Gelegenheit des Ablassens des Mühlenteiches im Frühjahr 1886 erhielt und die ich, um

sie augenblicklich aus der Hand los zu sein, in eine vor der Pumpe stehende Bütte warf, vergass ich ganz und gar. Acht Monate später, als das Bischen Schlamm von dem Boden derselben ausgeräumt wurde, fanden sie sich alle ganz wohlbehalten vor. Den Larvenzustand des Tieres, den Querder (Ammocoetes branchialis), habe ich im Dezember 1887 in fast allen den bei v. Siebold abgebildeten Entwickelungsstufen durch Herrn Kobbe von Bingerbrück erhalten.

Nachwort zu den Fischen.

Siebold führt für das Rheingebiet 43 Fischarten auf; von diesen ist es mir möglich gewesen, für das Nahegebiet, nach Abrechnung von Cyprinus auratus, 32 nachzuweisen, unter denen mir jedoch eine zweifelhaft ist (Aspius rapax) und eine wohl als Irrling (Silurus Glanis) anzusehen sein dürfte. Mühr zählt für den Rhein und das unterste Stück Nahe 24 Arten auf, von denen eine, der Stichling, im Nahegebiet nicht heimisch ist. Unter den mir zugegangenen Fischnamen ist es mir nur von einem einzigen bis jetzt nicht möglich gewesen, ihn zu deuten, nämlich Breitfisch, welchen Namen ich aus der Gegend der unteren Nahe erhielt. Jedoch kann ich eine Vermutung nicht unausgesprochen lassen, zu der mich eine Mitteilung eines Kreuznacher Fischers gebracht hat. Derselbe erzählte mir nämlich, dass fast alljährlich im Sommer einige wenige Stücke eines sehr breiten, dabei äusserst dünnen Fisches (er zeigte die Glasstärke eines Weinglases!!) von etwa 6—8 Zoll Länge und einem ganz spitzen Köpfchen gefangen würden. Seine Farbe sei ganz blass. Mir fiel dabei ein, dass die Flunder schon in Trier, in Mainz und bei Klingenberg im Main gefangen worden ist; deswegen zeigte ich ihm eine Abbildung derselben. Die Form des Fisches stimme, meinte er, aber von den dornigen Spitzen der Flossenstrahlen wollte er nichts wissen. Ausserdem soll sein Fisch Schuppen haben. Wenn er sich darin irren sollte, so wäre es nicht unmöglich, dass die Flunder doch gemeint sei, und der obige Namen würde gut passen. Im Sommer hoffe ich Klarheit darüber zu erhalten.

Blicca Björkna L. und Idus melanotus Heck., die Siebold für den Mittelrhein angiebt, könnten ebenso wie einige daselbst vorkommende Bastarde (Bliccopsis abramo-rutilus Hol.

und Alburnus delobratus Hol.) vielleicht auch noch in der Nahe gefunden werden. Ich würde jedem dankbar sein, der mich von dem Vorkommen irgend einer auffallenden Fischform daselbst in Kenntnis setzte.

Verminderung des Fischreichtums der Nahe. Alle Fischer ohne Ausnahme klagen darüber, dass die Menge der Fische in den letzten Jahren ganz bedeutend abgenommen habe. Wenn dies ja auch dieselbe Klage ist, die man überall, besonders an den grossen Strömen jetzt zu hören bekommt, so sind hier doch nicht dieselben Ursachen vorhanden. Auf der Nahe fahren keine Dampfschiffe, die durch die Wellen, die sie hervorbringen, den Laich aufs Land werfen, wo er zu Grunde gehen muss; an der Nahe sind noch nicht so viele und so grosse industrielle Etablissements, dass deren abfliessende unreine Gewässer entvölkernden Einfluss haben könnten; an der Nahe sind auch seit dem Baue der Eisenbahn keine nennenswerte Uferregulierungen vorgenommen, wodurch den Fischen ihre Laichplätze genommen wurden, und den jungen Fischchen das Ausschlüpfen aus den Eiern und die weitere Entwickelung erschwert oder unmöglich gemacht wird. Wenn dies bei Gelegenheit des Eisenbahnbaues geschehen ist (zwischen Hasenrech und Gans, bei Niederhausen u. s. w.), so ist nach meiner Meinung seitdem so viel Zeit vergangen, dass die Fische sich längst an andere Plätze gewöhnt haben, besonders da deren noch ausserordentlich viel geeignete vorhanden sind. Nach meiner Ueberzeugung sind es besonders zwei Ursachen, die sehr schädlich auf die Fischmenge einwirken. Einmal sehe ich alljährlich eine ungeheure Menge der Bewohner der Nahe dadurch zu Grunde gehen, dass aus den vielen Gräben in Münster und Theodorshalle, in denen das Wasser zum Zwecke des Treibens der grossen Räder gestaut wird, und ab und zu auch besonders aus den Mühlengräben, das Wasser abgelassen werden muss zum Zwecke von Reparaturen oder aus sonst notwendigen Gründen. Wer es jemals gesehen hat, wie es dann am Grunde der Gräben von Fischen und Fischchen wimmelt, wie Kinder und Erwachsene mit allen möglichen und unmöglichen Geschirren kommen, um die grösseren derselben einzuheimsen, wer je einen Blick auf die unzähligen Fischleichen, die das wieder eintretende Wasser wegschwemmt, geworfen hat, der muss wohl einsehen, dass solches Fischmorden für den Fischstand eines Wassers nicht von Nutzen sein kann. Jedoch sind das Uebel, die sich nicht vermeiden lassen, und ohne zwingende Notwendigkeit wird ja auch wohl das Ablassen des Wassers nicht geschehen. Andererseits halte ich —

und darin bin ich mit den Fischern durchaus einverstanden — für die Hauptursache der so merklichen Verminderung der Nahefische die für das Nahegebiet so überaus ungünstige Ausführungsbestimmung zum Fischereigesetze vom 2. November 1877, wonach die Schonzeit für die Nahe vom 15. Oktober bis zum 15. Dezember festgesetzt ist. Von den 33 von mir aufgeführten Fischarten sind es nur 3, die um jene Zeit laichen (Salmen, Lachs- und Bachforelle), während 30 dies im Frühjahr thun. Unter ihnen aber sind die wichtigsten Nutzfische der Nahe enthalten, von deren Fang und Verkauf viele Fischer ihren Hauptlebensunterhalt haben, während jene 3 dabei kaum in Betracht zu ziehen sind. Es werden also jetzt jahrein, jahraus die mit Laich versehenen Weibchen weggefangen. Dass dadurch Millionen und aber Millionen von Fischen zu Grunde gehen, oder richtiger, überhaupt nicht zur Entwickelung kommen, das kann nur der wissen, der jemals sich von der ungeheuren Menge der Eier auch nur eines einzelnen Fisches überzeugt hat. Haben mir doch Fischerfrauen, die hier bekanntlich meist das Ausnehmen der Fische gleich besorgen, oft genug gesagt, dass sie den Laich pfundweise auf den Mist geworfen hätten, da die meisten Leute denselben nicht als Speise mögen. Man könnte denken, es müssten die Fischer so vernünftig sein, um diese Zeit aus sich vom Fange Abstand zu nehmen; aber das ist schwerlich zu ermöglichen, denn jeder sagt sich: was ich nicht fange, holt ein anderer.

Und doch vermag rationelle Fischerei mit rechtzeitiger Schonung sehr viel für Vermehrung des Fischreichtums zu thun. Ich will dazu nur ein Beispiel geben. Herr Lehrer Pfeifer in Gemünden schreibt mir darüber folgendes: „Als ich vor etwa 9 Jahren die hiesige Stelle antrat, fand ich, dass der früher so fischreiche Simmer- resp. Kellenbach fast ganz entvölkert war. Ich pachtete nun einen grossen Teil der Fischerei (etwa 12 km.)*) um die Ursachen zu erforschen, und, wenn möglich, Abhülfe zu schaffen. Als Hauptursache fand ich das Wegfangen in der Laichzeit, die Raubfische und das starke Auftreten der Otter. Vor allem suchte ich wieder Volk in den Bach zu bringen. Stets hatte ich beim Fischen in der Laichzeit eine Schüssel bei mir, um die gefangenen Weibchen

*) Herr Pfeifer ist hier genau so verfahren, wie dies auch Herr Oberförster Glück für notwendig hält: „Es dürfte meines Erachtens eine Besetzung der kleineren Gewässer mit Fischbrut so lange erfolglos bleiben, als jeder angrenzende Grundbesitzer den Fischfang in diesen Gewässern ausüben kann und nicht im Wege der Gesetzgebung dafür gesorgt wird, dass die Bäche mindestens auf grosse Strecken hin zusammen in Pacht gegeben werden müssen.“

zu entlaichen, die ich darnach wieder in den Bach setzte. Nachdem ich den gewonnenen Laich durch die Milch des Männchens befruchtet hatte, that ich ihn in vielfach durchlöcherte Blechbüchsen, die an stark fliessenden Stellen in den Bach gesetzt wurden. Die ausgeschlüpften Fischchen setzte ich in den Bach. In den 8 Jahren, in denen ich mich damit beschäftigt habe, sind viele Tausende Weissfische auf diese Weise in den Bach gekommen, und ich glaube eher zu niedrig gegriffen zu haben, wenn ich Ihnen mitteile, dass ich dieses Jahr mehr wie 1 Ctr. Fische gefangen habe. Der Simmerbach ist jetzt sehr fischreich.“

Wenn durch den fortgesetzten Fischfang im Frühjahr unzweifelhaft die allmähliche Entvölkerung der Nahe an Nutzfischen vorauszusehen ist, so ist das Fischen während der Laichzeit um so bedauerlicher, als die Fische um diese Zeit sogar entschieden minderwertiger, also den Verkäufern von geringerem Nutzen sind. Bei sehr vielen Arten stellt sich bekanntlich dann beim brünstigen Männchen das Hochzeitskleid ein und zwar in Gestalt von Hautwucherungen, die der Laie für Geschwüre und Krankheiten hält. Viele Familien, besonders israelitische, kaufen derartige Fische gar nicht, andere nur ungern, und daher sind sie, obgleich im Haushalte der Natur ausserordentlich wertvoll, den Menschen minderwertig. Wenn ich so nachgewiesen zu haben glaube, dass für die meisten Nahefische die Herbstschonzeit nicht die rechte ist, so will ich noch darauf hindeuten, dass sie ihnen auch aus dem Grunde von wenig Nutzen ist, weil ein nicht unbedeutender Teil der Nahe bairisch ist, und an den Stellen fischt man ganz ruhig weiter, wenn die Preussen nicht dürfen.

Die gesetzliche Schonzeit kommt also einzig und allein den 3 obengenannten Salmoniden zugute, und da will es denn doch fraglich erscheinen, ob die wenigen dieser Tiere, die in der Nahe selbst gefangen werden könnten und also nicht gefangen werden dürfen, es wert seien, dass ihretwegen im Frühjahr so viele Brut umkommen muss.

Sollte sich denn, so kann man fragen, nicht ein Ausweg finden lassen, wodurch ebenso wenig der Nachwuchs der meisten Nahefische verhindert, wie andererseits eine Schonung der drei Edelfischarten des Gebietes zur Zeit ihres Laichens bewirkt wird? Ich bin der Meinung, dass das nicht allzuschwer durchzuführen sein müsste. Die Schonzeiten der jagdbaren Tiere sind ja auch nicht für alle Arten dieselben, warum sollte es denn nicht möglich sein, dies auch auf die Fische anzuwenden, und während der gesetzlichen Herbst-

schonzeit nur den Fang der drei Salmoniden zu verbieten, für die andern Fische aber die für Rhein, Mosel, Saar und Lippe bestehende Frühjahrsschonzeit auch auf die Nahe auszudehnen? In der benachbarten Pfalz ist das der Fall; daselbst haben einzelne Fischarten im Frühjahr sogar noch verschiedene Schonzeiten, z. B. die Barbe vom 1. Mai bis 1. Juli, Milbe vom 15. Mai bis 15. Juni u. s. w. Dazu müsste nach meiner Meinung aber auch der Ankauf der zu schonenden Fische in der Schonzeit strafbar sein und die betreffenden Verbote müssten jedesmal wieder in Erinnerung gebracht werden. Allerdings würde die Aufmerksamkeit der Aufsichtsbeamten um diese Zeit eine erhöhte sein müssen, und dass ihre darauf bezügliche Thätigkeit keine leichte sein würde, ist nicht zu verkennen; aber die Sache, um die es sich hier handelt, ist auch ernst und wichtig genug. Und gerade deshalb habe ich sie an dieser Stelle etwas breiter erörtert; es lag mir am Herzen, das, was ich als einen Uebelstand kennen gelernt habe, hervorgerufen durch gesetzliche Bestimmung, hier zur Aussprache zu bringen. Da das Gesetz in wohlwollender Absicht erlassen wurde, so bin ich überzeugt, dass auch dieser Uebelstand wird abgeändert werden, sobald er in überzeugender Weise am rechten Orte bekannt wird. Vielleicht ist es diesen Zeilen beschieden, vor das Auge des einen oder andern Mannes zu kommen, der auf derartige Verhältnisse einen Einfluss ausüben kann, und seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken! Vielleicht, dass meine Worte dann nicht ganz vergebens geschrieben wären.



Klasse Amphibien oder Lurche, **Amphibia.**

Der Körper ist von einer nackten, weder Schuppen noch Schilder tragenden glatten oder warzigen Haut bedeckt. Im ersten Lebensstadium fischartig im Wasser durch Kiemen athmend (Larve), verwandeln sie sich mehr oder weniger schnell in das lungenathmende, für das Luftleben eingerichtete, vierbeinige, vollkommene Amphibium: sie bestehen eine Metamorphose.

Litteratur.

1. **Mühr,** die Fauna der näheren Umgegend von Bingen. II. Abteilung im Programm der Realschule zu Bingen 1866 und 1867.
2. **C. L. Kirschbaum,** die Reptilien und Fische des Herzogtums Nassau in „Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogtum Nassau“, 17 u. 18. Heft. 1863.
3. **F. Leydig,** die anuren Batrachier der deutschen Fauna. Bonn 1877.
4. **G. A. Boulenger,** On two European Species of Bombinator in „Proceedings of the Zoological Society of London“, Nov. 1886.
5. **G. A. Boulenger,** On the Germany River-Frog in „Proceedings of the Zoological Society of London“, Juni 1885.
6. **K. Koch,** Formen und Wandlungen der ecaudaten Batrachier des Unter-Main- und Lahn-Gebietes, in „Bericht über die Senkenbergische naturforschende Gesellschaft“ 1871/72.

Von den 4 Ordnungen, in welche man die Lurche einteilt, kommen im Gebiete nur 2 vor, die **Froschlurche** (Ecaudata) und die **Molchlurche** (Caudata).

Bestimmungstabelle.

I. Froschlurche. Sie haben einen mehr kurzen Körper mit längeren Hinter- als Vorderbeinen und sind im ausgebildeten Zustande stets ungeschwänzt; Unterkiefer zahnlos.

1. Oberkiefer mit Zähnen 4
— Oberkiefer ohne Zähne; Pupille wagerecht; hinter den Augen wulstig hervortretende Ohrdrüsen; Haut meist mit zahlreichen, stark erhabenen Warzen; Hinterbeine wenig verlängert 2
2. Schwimmhaut der Hinterfüsse sehr schwach entwickelt; Mundspalte unter dem hinteren Augenwinkel endigend; eine lebhaft gelbe Längslinie läuft über den Rücken; Farbe: auf hellgrauem Grunde grosse olivengrüne bis braune Flecken; Zehengelenke mit paarigen Höckern; 6—8 cm. lang Bufo calamita Laur.
— Hinterfüsse mit fast halben Schwimmhäuten; Mundspalte über den hinteren Augenwinkel hinausgehend; Rücken ohne gelbe Längslinie 3
3. Zehengelenke mit paarigen Gelenkhöckern; Ohrdrüsenwülste dreimal so lang als breit; Rücken graubraun oder schwärzlichgrau, mitunter undeutlich gefleckt; Iris rot; Länge 8—12 cm. . . . . Bufo vulgaris Laur.
— Zehengelenke mit unpaarigen Höckern; Ohrdrüsenwülste doppelt so lang als breit; Rücken mit scharfumgrenzten dunkelgrünen Flecken; Iris grünlich; Länge 7—10 cm. Bufo variabilis Pall.
4. Zehenspitzen zu rundlichen Kletterscheiben erweitert; Hinterfüsse mit halben Schwimmhäuten; Rücken ohne Warzen, einfarbig hellgrasgrün; L. 4—5 cm. . . . Hyla arborea L.
— Zehenspitzen einfach gerundet oder spitz 5
5. Pupille rundlich; Haut meist glatt, seltener warzig 6
— Pupille senkrecht 9
6. Hinterbacken auf weissem oder gelblichem Grunde dunkel- bis schwarz marmoriert; Schnauze lang und verhältnismässig spitz; Oberseite mit schwarzen Flecken auf gelbgrünem oder graugrünem Grunde, mit einem oder drei helleren grünen oder gelblichen Längsstreifen; Schwimmhaut vollkommen; Länge 8—11 cm. . . . . Rana esculenta L.
— Hinterbacken nicht dunkel marmoriert; ein grosser dunkler Fleck hinterm Auge schliesst das Trommelfell ein . . . 7
7. Schnauze kurz, fast stumpfwinklig; Fersenhöcker*) schwach, weich, wulstartig, wesentlich kürzer als das Wurzelglied der 5. Zehe; Rücken rot- oder gelbbraun oder grau, mit dunkeln bis schwarzen Flecken; Bauch meist gefleckt; Länge bis 10 cm. . . . . Rana fusca Rösel.
— Schnauze verhältnismässig lang**), fast spitz; Oberlippe vorgezogen; Bauch ungefleckt; Fersenh. stark entwickelt, hart . . 8

*) Fersenhöcker (Metatarsaltuberkel) wird der eigentümliche Höcker am Grunde der 5. Zehe genannt, den man als Rudiment einer sechsten Zehe betrachtet.
**) Siehe auch Rana fusca var. acutirostris.

8. Das über den Rücken nach vorn gelegte Hinterbein erreicht mit dem untern Gelenk des Unterschenkels kaum die Schnauzenspitze; Fersenhöcker zusammengedrückt, fast schaufelförmig; Gelenkhöcker schwach; die Drüsenwülste an den Rückenseiten stark hervorspringend, meist von hellerer Farbe als die Umgebung; Länge 5—6 cm. . . Rana arvalis Nils.

— Das lange, dünne Hinterbein überragt, nach vorn gelegt, mit dem untern Gelenk des Unterschenkels die Schnauzenspitze; Fersenhöcker einen länglichen Wulst bildend; Gelenkhöcker sehr stark knopfartig vorspringend; die seitlichen Drüsenwülste nicht besonders hervorragend und kaum durch die Farbe ausgezeichnet; L. bis 7 cm. . . Rana agilis Thomas.

9. Haut glatt, fast spiegelnd; Zehen mit vollkommener Schwimmhaut; Fersenhöcker eine linsenförmige, rötlich braune oder gelbliche schneidige Hornplatte; Länge $6^1/_2$—8 cm. Pelobates fuscus Wagl.

— Haut warzig 10

10. Schwimmhaut unvollkommen; Hautwarzen sehr klein; Rücken grau, oft mit dunkeln Punkten; Unterseite hellgrau, nach hinten rötlich; L. 4—5 cm. . . Alytes obstetricans Wagl.

— Schwimmhaut vollkommen; Hautwarzen stark; Rücken dunkelgrau; Unterseite orangefarben und schwarz oder schwarzblau marmoriert; Zehen- und Fingerspitzen gelb; Länge 4 cm. . . . . . Bombinator bombinus L.*)

II. **Molchlurche.** Sie haben einen mehr gestreckten, eidechsenartigen, stets geschwänzten Körper mit ziemlich gleichlangen Beinen; beide Kiefer und der Gaumen sind bezahnt.

11. Schwanz drehrund; Kopf mit wulstig hervortretender Ohrdrüse und Rücken mit 2 Reihen Drüsen; schwarz mit grossen, meist in 2 Reihen geordneten goldgelben Flecken; 12 bis 18 cm. lang . . . . Salamandra maculosa Laur.**)

— Schwanz seitlich zusammengedrückt, oben und unten scharfkantig; meist zur Brunstzeit ein Hautkamm auf Rücken und Schwanz des Männchens 12

12. Schwanzspitze plötzlich verschmälert, dann fadenartig verlängert; Männchen ohne Kamm, nur mit schmaler Hautleiste; Länge 6—8 cm. . . . Triton helveticus Raz.

— Schwanzspitze nicht fadenartig verlängert, allmählich zugespitzt 13

13. Haut körnig; Rücken schwarz oder schwarzbraun, weiss gekörnelt; Bauch orange und schwarz marmoriert, selten einfarbig orange; Länge 12—16 cm. Kamm hoch, scharf gezackt . . . . Triton cristatus Laur.

— Haut glatt oder doch nur sehr fein körnig 14

*) Für Nordost- und Mitteldeutschland sei bemerkt, dass der dort vorkommende Bombinator igneus Laur. sich dadurch von Bomb. bomb. unterscheidet, dass bei ihm das Schwarz der Unterseite überwiegt; die hellen Flecken sind kaum zusammenhängend, die Zehen- und Fingerspitzen sind schwarz und die Rückenseite ist mit deutlichen, symmetrischen, schwärzlichen oder flaschengrünen Flecken bedeckt.

**) In subalpinen Regionen Süddeutschlands kommt noch aus dieser Gattung Salamandra atra Laur. vor; sie ist kleiner (10—14 cm.) und stets einfarbig schwarz.

14\. Kopf mit sehr deutlichen Drüsenporen; Haut gelblichbraun, oft mit schwarzen Punkten, unten blassorange mit kleinen schwarzen Flecken; Länge 6—8 cm. Kamm sehr hoch, rundlich gekerbt . . . . . . Triton taeniatus Schnd.

— Kopf mit undeutlichen Drüsenporen; Haut oben violett- oder schiefergrau, an der Seite bläulich, unten einfarbig, dunkelorange; Länge 7—10 cm.; Kamm niedrig, ungezackt mit schrägen gelben Binden . . Triton alpestris Laur.

I. **Ecaudata**, Froschlurche.

Die verschiedenen Arten der Froschlurche werden hier vom Volke nicht unterschieden; alles Froschähnliche heisst schlechtweg „Krott“. Wenn somit selbst der Name Frosch nur wenig vorkommt, so wird doch der Laubfrosch nie als „Krott“ bezeichnet, sondern der ist im ganzen Gebiete ein Frosch oder richtiger „eine Fräsche“. Der Laich, besonders von denen, die ihn nicht in Schnüren, sondern in Klumpen ablegen, heisst deswegen auch selten „Froschlaich“ (Meisenheim, Löllbach) oder „Froscheier“, sondern „Kroттeeier“ oder „Krottegeschnäks“ (Gutenberg), „Krottegeschmäss“ (Roxheim, Böckelheim, Bingerbrück), „Krottegeschmätz“ (Gemünden), „Krottegeschmärz“ (Henau). An verschiedenen Orten kommt dafür der Namen „Krotteperle“ vor (Seibersbach, Laubenheim) oder, was dasselbe ist, „Krottegrelle“ (Grumbach, Sulzbach); von Hottenbach erhielt ich den Namen „Fräschgeschmelz“ dafür. Die aus den Eiern sich im Wasser entwickelnden Larven, die Kaulquappen, heissen hier ganz allgemein „Molleköpp“, hin und wieder hört man sie auch „Dickköpp“ nennen.

---

1. Familie. Pelobatidae, Wühlkröten.

1\. **Pelobates fuscus Wagl.**, die Knoblauchskröte, scheint im Gebiete selten zu sein; bis jetzt wenigstens habe ich noch kein ausgebildetes Exemplar finden können, habe auch noch keins von hier erhalten. Dass sie aber nicht fehlt, geht daraus hervor, dass ich die durch ihre bedeutende Grösse (8 cm.) und ihren sehr stumpfen Kopf nicht zu verkennende Kaulquappe an 2 Stellen gefunden habe, nämlich in einem Graben auf dem rechten Naheufer, Norheim gegenüber, und in dem Weiher beim städtischen Forsthause am Rheingrafenstein.

Nach einer Mitteilung von A. Pfeiffer scheint sie auch in Theodorshalle vorzukommen. Er erzählt mir nämlich, im letzten Frühjahre habe er weisse Kröten mit gelben Flecken in dem Bassin des Springbrunnens daselbst gesehen und zwar in Menge. Ich kann dies nur auf Pelobates fuscus beziehen, zumal Schreiber bemerkt, dass zur Laichzeit die Grundfarbe selbst bis zu reinem Weiss auftritt und die bandartigen, stellenweise zusammenfliessenden Flecken eine schön kastanienbraune Färbung zeigen. Mühr giebt sie aus den Sümpfen auf dem Grün bei Bingerbrück an. Durch die umfassenden Neuanlagen am Bahnhofe jedoch und die Aufschüttungen sind diese fast ganz verschwunden und die Knoblauchskröte wohl mit ihnen.

2. **Bombinator bombinus L.**, Feuerkröte oder Unke. Nach der vortrefflichen Arbeit G. A. Boulengers, in der er nachweist, dass es in Deutschland zwei verschiedene Arten Bombinator giebt*) und diese dann äusserst scharf von einander unterscheidet, kann es nicht mehr zweifelhaft sein, dass das Tier unseres Gebietes mit dem obigen Namen zu belegen ist und nicht wie früher B. igneus Laur. genannt werden darf. In unserm Gebiete ist es häufig zu finden, bei Kreuznach besonders im Beinder Graben, in der Kuhtränke, an den Salinen, in Tümpeln am Naheufer, ebenso hinter Ebernburg, im Weiher am städtischen Forsthause u. s. w. Ich habe es von Laubenheim erhalten, habe es im Trollbach gesehen und aufwärts verfolgt bis Kirn, wo ich noch im September junge, noch mit Schwanzstummel versehene Tiere und ausgewachsene in dem krystallhellen Wasser des Triebenbaches fing. Ebenso kommt es in Menge im oberen Gräfenbach vor und ist z. B. bei der Gräfenbacher Hütte geradezu sehr häufig. Zur Laichzeit findet eine derartige Ansammlung in dem Weiher daselbst statt, dass das Unkenkonzert den Bewohnern überaus lästig wird. Herr Böcking teilte mir mit, dass man sie dann in Menge fange und ganze Eimer voll mit Kalk begiesse, um sich ihrer zu erwehren. Prof. Landois beschreibt in seinem interessanten Buche**) ein solches Konzert, von dem er anfangs glaubte, es komme von einer Schafherde mit abgestimmten Glöckchen. Ich kann mir wohl vorstellen, dass dies ein oder einige Male anzuhören höchst angenehm ist, dass man aber wohl zu solchem verzweifelten Mittel greifen kann, wenn dieser Unkenruf hundert- und tausendstimmig Tag und Nacht um

*) Mit der Feststellung der Verbreitung beider Arten ist jetzt Herr W. Wolterstorff in Halle beschäftigt, und würde derselbe für Material aus ganz Deutschland sehr dankbar sein.

**) Dr. H. Landois, Tierstimmen. Freiburg im Breisgau 1874.

einen herumklingt. Den tiefen, melancholischen Klang, der dem Tiere den Namen Unke*) verschafft hat, nimmt er aber erst nach der Laichzeit an, wo sich die Tiere mehr zerstreut haben. Uebrigens halte ich es nicht für unmöglich, dass hier die Unke für die Kreuzkröte leiden muss, da diese zur Laichzeit nächst dem Wasserfrosch der ärgste Schreier ist. Bei den Tieren, die ich zeitweise gefangen hielt, habe ich aber mehrfach noch einen andern Ton gehört, den ich bei Landois nicht erwähnt gefunden habe und der mir doch sehr auffallend ist. Im eingestrichenen b wiederholten die Tiere unaufhörlich die deutlich vernehmbare Silbe Duck**) und zwar im Mittel fünfmal in der Sekunde.

Als ein leicht erkennbares Merkmal zur Unterscheidung der beiden deutschen Unkenarten führt Boulenger die Farbe der Finger- resp. Zehenspitzen an, die bei Bombinator bombinus stets weiss oder gelb, bei Bombinator igneus stets dunkel sein sollen. Dass dies nicht ausnahmslos der Fall ist, beweist ein Exemplar unserer Schulsammlung, das bei allen anderen für Bombinator bombinus charakteristischen Kennzeichen in schwarze Spitzen auslaufende Extremitäten hat.

3. **Alytes obstetricans Daud.**, die *Geburtshelferkröte* oder der *Fessler*. Dieses äusserst interessante, durch die Art der Brutpflege an die surinamische Pipa erinnernde Tier kommt bei Kreuznach häufig vor. In den ersten Jahren meines Hierseins konnte ich es nicht auffinden, bis mein verstorbener Freund, der Königl. Landesgeologe K. Koch mich auf den höchst eigentümlichen Ton aufmerksam machte, den das Tier hören lässt. Da währte es denn auch nicht lange, bis ich das Flötenkonzert vernahm, durch das es aufs bestimmteste sein Vorhandensein verrät. Landois vergleicht in seinem oben genannten Buche die Stimme mit dem Klingen eines Glasglöckchens; ich kann nur einen deutlichen, klaren Flötenton heraushören in der Höhe von $\overline{\overline{es}}$, $\overline{\overline{e}}$, seltener $\overline{\overline{f}}$. In der Gegend des Oranienhofes kann man an warmen Sommerabenden dieses chromatische***) Konzert am besten hören; im letzten heissen Sommer verstummte es erst Mitte August.

An folgenden Lokalitäten konnte ich bis jetzt den Fessler nachweisen. Zunächst kommt er, wie eben gesagt, am Oranienhofe vor und zwar um den Weiher herum

*) Siehe den Namen Unke bei Ringelnatter.

**) Leydig hat allerdings an den in Zimmern gehaltenen Tieren eine Art Bellen wahrgenommen; der von mir vernommene Ton hatte aber absolut keine Aehnlichkeit mit Bellen.

***) Ich habe nie einen *wohlklingenden Accord* vernommen, wie Koch Seite 161 das Zusammentönen nennt.

in sehr grosser Menge, am Viktoriastift, um den Graben der Kuhtränke herum und an der Theklawiese. Vom Weiher auf dem Hungrigen Wolf erhielt ich Larven, vom Rotenfelsplateau brachte mir Fr. Lau ein Pärchen, das er unter einem Steine des ausgetrockneten Weihers gefunden hatte. Fr. Linsenbarth fand das Tier am Weiher beim städtischen Forsthause und mein Sohn Hans endlich ein Stück am Buschberge im Goldloche, dem Thale des Trollbaches unterhalb Laubenheim.

Wahrscheinlich ist Alytes obstetricans naheaufwärts noch weiter verbreitet, ich habe aber bis jetzt erst einen einzigen Fundort ermitteln können, nämlich in der Nähe eines Schieferbruches bei Gemünden (Pfeifer).

In Bezug auf die Fortpflanzung stimmen meine Beobachtungen nicht ganz mit denen Anderer überein. Zunächst die Eierzahl. Wenn Koch 68 als Maximum angiebt und Schreiber behauptet, dass die Zahl 100 wohl kaum jemals erreicht würde, so muss ich dem entgegenstellen, dass mir (durch A. Pfeiffer) ein Männchen mit einem Gelege von 126 Eiern gebracht wurde. Auch die angegebene Zeit stimmt nicht. Nach Koch werden sie bis zum Mai abgelegt, ganz vereinzelt noch im Juni; nach Schreiber finden 2 Brunsten statt, die zweite im Herbst. Ich dagegen habe Männchen mit Eierschnüren den ganzen Sommer hindurch gefunden und erhalten, später als am 16. August jedoch bis jetzt nicht. Die Larven, welche als solche überwintern, habe ich im November in grosser Zahl und von verschiedenen Entwickelungsstufen aus der Kuhtränke geholt, die kleinsten 25 mm gross ohne, die grössesten von 48 mm Länge mit Hinterbeinen, die aber noch nicht über den Flossensaum des Schwanzes hinausragten. An dem der Haut in Menge eingesprengten goldglänzenden Pigment, dem schnurgeraden weissen Mittelstreifen der Unterseite, an dessen Anfang das Athemloch in der Mittellinie des Körpers liegt, ist die Larve des Fesslers leicht zu erkennen. Sie scheint Pflanzen- oder Erdkost weniger, als viele der übrigen zu lieben, da sie über gehacktes rohes Fleisch mit wahrer Gier herfällt.

---

2. Familie. Calamites, Baumfrösche.

4. **Hyla arborea L.,** der Laubfrosch. Wo im oder in der Nähe von Gehölz ein Gewässer zu finden ist, da fehlt er im ganzen Nahegebiete sicherlich nicht; selbst bis nach Birkenfeld und Gemünden steigt er aufwärts. Bei Kreuznach kommt er vor auf dem Hungrigen Wolf, an der Kuhtränke,

in der Lohr, am städtischen Forsthause; bei Langenlonsheim habe ich ihn an verschiedenen Stellen gefangen, vom Grün bei Bingerbrück erhielt ich ihn noch letzten Sommer. An dieser Stelle wird wohl seines Bleibens nicht mehr lange sein, da die Tümpel stehenden Wassers fast alle zugeschüttet worden sind.

Man sollte glauben, dass er, als einziger Vertreter der Amphibien seit sehr langer Zeit vom Menschen in Gefangenschaft gehalten und so gewissermassen ein Haustier geworden, genügend bekannt wäre. Dem ist aber keineswegs so. Mehrfach habe ich erfahren, dass man kleine Exemplare von Rana esculenta statt seiner im bekannten Einmacheglase hielt, auch umgekehrt ist er mir schon als grüner Wasserfrosch gebracht worden. Der Grund, aus dem er so oft gezwungen wird, ein Gefangenleben zu führen, sein Ruf als Wetterprophet, ist nach meinen Erfahrungen ganz und gar hinfällig. Am besten kann man dies erkennen, wenn man mehrere zusammen in demselben Glase hält. Dann sitzen sie in den allerseltensten Fällen in gleicher Höhe, sondern meist einige ganz oben auf der Leiter und andere wieder ganz tief unten oder im Wasser.

---

3. Familie. Ranidae, Glattfrösche.

Gattung **Rana, Frosch.** Seit alten Zeiten unterschied man in dieser durch ganz Europa und weiter verbreiteten Gattung nur 2 deutsche Arten, den Wasserfrosch und den Landfrosch. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen zu untersuchen, ob diese beiden wirklich nur 2 Arten darstellen, oder ob nicht, wie schon aus dem sehr grossen Verbreitungsgebiete zu schliessen sein könnte, mehrere Arten oder doch gut zu unterscheidende Unterarten in ihnen enthalten sind. Diese Voraussicht ist nicht getäuscht worden, denn z. Z. besteht die ehemalige Art Rana temporaria, Grasfrosch, aus drei sehr gut unterschiedenen Arten, und auch die Rana esculenta hat sich so vielgestaltig gezeigt, dass man sich genötigt sah, die Art zu spalten oder doch Unterarten abzuzweigen. Sind nun auch die Ansichten der neueren Forscher darin im grossen und ganzen einig, so sind doch im einzelnen noch die Meinungen vielfach auseinandergehend. Ganz besonders ist es noch nötig, genau die Verbreitungsbezirke der einzelnen Arten festzustellen und die unbedeutenderen, von lokalen Verhältnissen abhängenden Veränderungen der betreffenden Tiere zu studieren, ehe es möglich sein wird, ein genaues Bild von den deutschen

Froscharten und ihrem Vorkommen zu erhalten. Zu diesem Zwecke ist es unbedingt notwendig, in jeder Gegend die Mitglieder der Gattung Rana mit den durch die Resultate der neueren Forschung geschärften Augen anzusehen und von dem Gesehenen auch Bericht zu erstatten. — Die Untersuchung ist nicht immer leicht, da sich oft genug Zweifel einstellen, und auch mir ist dies nicht selten passiert. Gern will ich an dieser Stelle noch einmal dankbar erwähnen, dass mir in solchen Fällen Herr W. Wolterstorff in Halle freundlich mit Rat und That Hülfe geleistet hat*).

5. **Rana esculenta L.**, der grüne Wasserfrosch. Dieser wohlbekannte Frosch, beliebt seit Alters her wegen des Wohlgeschmackes seiner Schenkel (besonders bei den südeuropäischen Völkern romanischen Stammes) und wegen seines den Frühling verkündenden Gequakes, ist im unteren Nahethal nicht häufig, kommt dagegen weiter oben mehr, ja sogar viel vor. Oberhalb Kirn bis etwa St. Wendel wird er auf den Wiesen gesammelt und in Menge nach Frankreich verschickt. Ebenso kommt er, nach der Mitteilung des Herrn Seminarlehrer Debus, in der Gegend von Ottweiler massenhaft vor; bei Bliesen, in der Nähe der Nahe- und Bliesquelle, wird er sogar zum Zwecke der Ausfuhr in gewisser Weise gezüchtet. Die Leute, die aus dem Froschfange einen Erwerbszweig machen, suchen im Frühjahr so viel Tiere wie möglich zu fangen und setzen sie in dort befindliche Teiche, um einer reicheren Nachzucht sicher zu sein. Sie sind dadurch imstande, zu allen Zeiten, selbst im Winter, Frösche zu liefern, die sie um diese Jahreszeit mit Rechen aus dem Schlamm holen. Zu Tausenden in Säcke gefüllt, gehen sie dann, das Hundert zu einer Mark, in die Hände von Händlern über, die sie ganz besonders nach Nancy und Paris versenden.

Hier hat es lange genug gewährt, ehe es mir möglich geworden ist, für den Unterricht passende Stücke zu erhalten. Trotz besten Willens gelang es den Schülern nicht, grüne Wasserfrösche herbeizuschaffen, und ich selber habe in den früheren Jahren auf meinen zahlreichen botanischen Excursionen, so weit ich mich erinnern kann, kaum ein Stück gesehen, habe auch kaum jemals das mir aus meiner Jugendzeit so wohlbekannte Froschkonzert gehört. Und doch muss er in früherer Zeit hier sehr häufig gewesen sein, da sogar

*) Nebenher möge bemerkt sein, dass es ihm bei seiner Absicht, die deutschen Raniden, jetzt speziell Rana esculenta (der ganzen palaearktischen Region) zu studieren, überhaupt angenehm ist, aus möglichst vielen Gegenden Material für seine Arbeit zu erhalten, und dass er sich der Untersuchung zweifelhafter Arten gern unterzieht.

eine Strasse den Namen „Froschgesang“ — jetzt zwar in „Vogelgesang“ umgeändert! — führt. Aber er ist auch heute nicht so gar selten, wie ich nach den früheren Erfahrungen glaubte annehmen zu müssen.

Das Rätsel, warum mir die Schüler den grünen Wasserfrosch so selten gebracht haben, wurde mir im letzten Sommer gelöst, als mir einer derselben, A. Cullmann, eine „Kreuzkröte“ zeigte: er hatte nicht diese, sondern einen Wasserfrosch, der aber durch die warzige Haut von grauer Farbe mit einem grünen Längsstreifen auf dem Rücken von den mir bis dahin bekannten völlig abwich. Nach eingehender Untersuchung des betreffenden Exemplars und weiterem Forschen über das hiesige Vorkommen solcher Tiere wurde mir klar, dass hier mindestens eine deutlich erkennbare Unterart vorlag, deren genaue Bestimmung nach der mir damals bekannten Litteratur nicht möglich war. Herr Dr. O. Boettger, der stets bereite Helfer in solcher Not, wies mich an W. Wolterstorff, und dieser wieder machte mich mit den Boulenger'schen Arbeiten bekannt, sowie er auch eine grosse Zahl der von mir gesammelten Tiere untersucht hat. Ueber den fraglichen Frosch hat sich nun folgendes ergeben. Er gehört zu der schon 1771 von Pallas als in Russland vorkommend beschriebenen Art Rana ridibunda; es ist ein Tier derselben Art, die Boulenger aus dem seeenreichen Teile der Spree oberhalb Cöpenick erhielt und Rana fortis nannte*). Nach genauerer Untersuchung hat sich dieser scharfsichtige Forscher jedoch davon überzeugt, dass Rana ridibunda Pal. und seine Rana fortis ein und dasselbe Tier ist und hat ihn in der oben aufgeführten Arbeit als **Rana esculenta var. ridibunda** ausführlich beschrieben, zugleich auch vorgeschlagen, ihm deutsch den Namen „Seefrosch“ zu geben.

Dieser Seefrosch nun kommt bei Kreuznach nicht selten vor, aber, wie mir bis jetzt scheint, nur auf beschränktem Raume, nämlich von Münster a. St. bis etwa nach Bretzenheim. Er ist am häufigsten an der Saliner Brücke und in der Gegend der Oranieninsel und Oranienquelle zu treffen, wo er, entgegen der Gewohnheit der typischen Form, auch auf dem Lande Wanderungen zu unternehmen pflegt; von hier habe ich ihn in zum Teil riesigen Exemplaren bekommen.

Für die Herbstversammlung des naturhistorischen Vereines in Bonn hatte ich bereits im Oktober 1887 eine kurze Anzeige von dem Vorkommen dieses in Deutschland noch so wenig

---

*) In „The Zoologist“ vom Juni 1884.

bekannten Tieres eingesandt; an dieser Stelle will ich durch Nebeneinanderstellen der wichtigsten Unterschiede zwischen der typischen Form und der var. ridibunda, wie sie hier vorkommt, zum leichteren Erkennen des Tieres beizutragen suchen. Jede Benachrichtigung über sein Auffinden an noch anderen Stellen des Gebietes werde ich dankbar entgegen nehmen.

	Wasserfrosch. (Rana esculenta var. typica.)	Seefrosch. (Rana esculenta var. ridibunda Pall.)
Haut des Rückens und der Hinterglieder	glatt; Farbe glänzend gelbgrün, seltener graubraun, mit einem hellgrünen Mittelstreifen (der sehr selten unvollständig ist oder gar fehlt) und zwei helleren seitlichen Drüsenwülsten.	mehr oder weniger warzig; Farbe grau oder graugrün, fast glanzlos, der Mittelstreif, oft auch die Kopfseiten hellgrün; die seitl. Drüsenwülste durch ihre Färbung wenig von der Umgebung verschieden, seltener bronzefarben.
Fersenhöcker	stark, seitlich etwas zusammengedrückt, etwas schaufelförmig, von fast halbmondförmiger Gestalt; seine Länge etwa halb so gross als der übrige Teil der 5. Zehe.	schwach, weniger erhaben, von elliptischer Gestalt; seine Grösse höchstens 1/3 des übrigen Teiles der 5. Zehe.
Bei der Marmorierung der Hinterbacken ist die dunkle Farbe	reinschwarz, die helle weiss, gelblich oder gelb, welche letztere Farbe auch in den Weichen auftritt.	nie reinschwarz, sondern mehr dunkelolivenfarbig; der Grund ist stets weiss ohne die geringste Spur von gelb.
Laichzeit	Mitte Mai.	Anfang Juni.

Die Verschiedenheit der Laichzeit trotz des Aufenthaltes in demselben Gewässer gehört mit zu den massgebenden Gründen für die Abtrennung der var. ridibunda. Die oben eingetragene Notiz darüber bezieht sich aber auf die Gegend von Berlin; da ich das Tier erst Ende Juni vorigen Jahres kennen lernte, konnte ich darüber hier noch nichts beobachten.

6. **Rana fusca Roesel** (R. temporaria Auct.), der Gras- oder Thaufrosch. Er ist im ganzen Gebiete noch häufig vorhanden, und zwar kommt er in einer grossen Mannigfaltigkeit seines Kleides vor, die aber erst bei genauerer Be-

trachtung in die Augen fällt. Meine derartigen Beobachtungen dieses Tieres reichen jedoch noch nicht weit zurück, so dass ich mit ihnen noch zu keinem mich befriedigenden Abschlusse gekommen bin. Es möge darum für jetzt nur erwähnt sein, dass sich in Bezug auf die äussere Körperhaut zwei Formen hier scharf unterscheiden lassen, nämlich eine mit glatter, der bei weitem die meisten Exemplare angehören, und eine mit warziger Haut. Die letztere scheint mir mit Kochs var. verrucosa übereinzustimmen; auch die von ihm besonders hervorgehobene breite, gedrungene Gestalt und der dadurch bedingte krötenartige Habitus ist mir stets bei Tieren mit solch warziger Haut entgegengetreten. Nur eins will nicht stimmen. Koch bezeichnet die Fleckenzeichnung als schwach und verloschen; ich habe auch solche Tiere mit ganz schwarzen, sowohl vereinzelten als auch mehr gehäuften Flecken gefunden. Die meisten Exemplare der warzigen Varietät erhielt ich aus der Nähe der Gradierhäuser. — Leydig giebt an, dass sich bei den Weibchen während der Paarungszeit in der Epidermis eine Höckerbildung einstellt, wodurch die Haut auch wohl warzig erscheint. Damit hat die von mir beobachtete warzige Haut aber nichts zu thun, da ich solche Tiere beider Geschlechter zu jeder Zeit gefunden habe. Ausserordentlich auffallend war mir in dieser Hinsicht ein Männchen von ganz bedeutender Grösse, das mein Sohn Ende August 1887 an der Oranienquelle fing. Dies hatte ausnahmsweise eine ganz hellrotbraune Farbe fast ohne Spur von Fleckenzeichnung, während sonst die Tiere dieser Varietät mehr olivengrau aussehen.

Seit vielen Jahren bewahre ich ein Exemplar von Rana fusca auf, das mir durch seinen schlanken Körperbau, seine dünnen, langen Beine sowie seine etwas spitzere Schnauze aufgefallen war. Beim Durchlesen von Boettgers „Fünf deutsche Frösche“ zum ersten Male auf Rana agilis Thom. aufmerksam geworden, musste ich sofort an dies Tier denken, aber eine darnach vorgenommene Untersuchung liess mich zweifelhaft. Als ich die genauere Beschreibung Leydigs mit dem Tiere verglich, fanden sich eine ganze Anzahl von mit derselben übereinstimmenden Merkmalen: Der Metatarsaltuberkel ist viel grösser als bei Rana fusca sonst, die Gelenkhöcker auch stärker vorspringend, doch nicht so stark wie Leydigs Abbildung zeigt, und ausser den oben schon genannten Merkmalen stimmt auch die Hautfarbe sehr gut. Doch sind wieder andere Merkmale, die durchaus nicht zu Rana agilis passen wollen: Dem innern Fersenhöcker gegenüber findet sich kein Ballen, die seitlichen Drüsenwülste sind gar nicht entwickelt und die Bauchseite ist nicht durchaus ungefleckt, auch ist die Länge (85 mm.) grösser als je beim Springfrosch beobachtet. Auch Wolterstorff, dem ich das Tier vorlegte, ist der Meinung, dass es aus den eben angeführten Gründen nicht zu Rana agilis gerechnet werden kann, und weil auch die Beine viel zu kurz seien. Er schreibt

mir: „Ein ganz ähnliches Tier wurde mir vom Senckenberg aus der Gegend von Frankfurt zur Bestimmung geschickt; dies stimmt in allem mit Ihrem Stück überein, nur ist die Schnauze und der Zwischenraum zwischen den Augen etwas breiter. Die Stücke dürften einer besonderen Unterart oder var. von Rana tempor. angehören.“ Möglicherweise gehört das Tier zu der Form mit dem verlängerten Kopf, die Leydig vom Niederrhein erwähnt und die er ebenso wie Melsheimers Rana agilis als identisch mit Fatios var. acutirostris vermutet. Nach den Mitteilungen über diese Varietät, die ich der Freundlichkeit Dr. F. Müllers in Basel verdanke, kann ich aber mein Exemplar nicht dazu rechnen und muss weitere Aufklärung von der Zukunft und dem weiteren Beobachten des lebenden Tieres erhoffen.

Es will mir so vorkommen, als ob in den letzten Jahren hier die Menge der Grasfrösche abgenommen hätte. Halte ich das zusammen mit der Erfahrung, dass auch hier seit etwa 8 Jahren das Froschmorden zum Zwecke des Schenkelgenusses sich gesteigert hat, so scheint mir das eine schon jetzt die Folge vom andern zu sein. Und das ist sehr traurig; denn in dem Grasfrosch mordet man ein äusserst nützliches Tier. Zum Beweise dessen nur ein einziges Beispiel. Jenes grosse warzige, hellrotbraune Exemplar, von dem ich oben sprach, wurde zum Zwecke der Aufstellung in die Sammlung in der Botanisiertrommel mit nach Hause genommen. Wie erstaunte ich aber, als ich beim Herausnehmen in seiner Gesellschaft einen 13 cm langen Limax cinereus, diese grosse pflanzenverwüstende Nacktschnecke, mit noch schwachen Zeichen von Leben fand, die unzweifelhaft von dem Frosche ausgespieen worden war. Ich konnte es da nicht übers Herz bringen, dieses nützliche Tier zu töten, wie ich es beabsichtigt hatte; ich liess es laufen.

Wenn man durchaus Froschschenkel essen will, dann nehme man sie vom Wasserfrosch, denn der ist ein Räuber, der durch seine grosse Gefrässigkeit schädlich wird. Aber in keinem Falle sollte man gegen diese Tiere so roh und so grausam verfahren, wie es in den meisten Fällen geschieht. Wie oft habe ich in den letzten Jahren im Frühjahr die Gräben und die Aecker neben denselben voll halber Frösche, tote und lebende, gesehen! Ein solch armes, bei lebendigem Leibe halbiertes Geschöpf muss sich bei seinem zähen Leben oft noch tagelang herumquälen, ehe es der Tod erlöst*). Uebrigens ist die Polizei imstande, auf Grund des Verbotes der Tierquälerei gegen solche Rohheit vorzugehen und ich danke es dem verstorbenen Polizeikommissar Bösken noch jetzt, dass er auf Grund meiner Vorstellungen eine Anzahl solcher

*) In Metz, wo stets Frösche lebend auf dem Markte feilgeboten werden, müssen sie vor dem Abtrennen der Schenkel erst durch Durchschneiden des Kopfes getötet werden.

böser Buben, die das Morden aus Lust thaten, gehörig gepackt hat. An sich ist ja gegen die Benutzung des Frosches für die Küche nichts zu sagen, aber man sollte wegen der Fortpflanzung der nützlichen Tiere warten mit dem Fange, bis das Laichgeschäft vollendet ist, also bis Ende März oder Mitte April, und sollte beim Tödten menschlich verfahren.

Rana fusca beginnt das Laichgeschäft unter allen Fröschen zuerst, in unserer Gegend bei günstigem Wetter schon Mitte Februar. Anfang März sieht man die Laichklumpen schon überall an Bächen und Gräben herumliegen. Man sollte meinen, dass bei dem um diese Zeit sich noch oft einstellenden Frostwetter und durch die Nachtfröste der Laich zu Grunde gehen müsste; dem ist aber nicht so, sondern höchstens wird dadurch die Entwickelung der Larven etwas verzögert; bei sehr starkem und anhaltendem Froste mögen die Eier auch zu Grunde gehen. Ich habe im Frühjahr 1887 darauf bezügliche Versuche gemacht, die mir das zu beweisen scheinen.

Am 1. März lag an der Kuhtränke schon sehr viel Laich; am 13. holte ich mir eine Portion von der alten Nahe, wie es schien, frisch abgelegten, den ich im Zimmer auskommen liess. Am 11. erhielt ich welchen von Gutenberg, den that ich in eine Schüssel und stellte ihn ins Freie. Am 23. waren im Zimmer die Kaulquappen schon etwa 1,5 cm lang, einzelne schon 2 cm., welche Grösse die vom 11. März erst am 30. erreichten. In der Nacht vom 30. auf den 31. trat starker Frost ein, so dass sich am Morgen eine Eisdecke von über 1 cm Dicke auf dem Wasser befand. Die Kaulquappen lagen wie tot auf dem Boden, erholten sich aber beim Erwärmen des Wassers sehr rasch. Von einem Pärchen, das ich im Zimmer hatte, erhielt ich am 2. April Laich, den ich noch in das Gefäss zu den Quappen that. Als am 3. morgens Wasser und Laich festgefroren war, glaubte ich, dass nun alles zu Ende sein würde, allein weder Kaulquappen noch Eier hatten durch den Frost gelitten; denn die ersten schwammen nach dem Aufthauen wieder lustig umher und aus dem Laich entwickelten sich in einigen Tagen ganz regelrecht die Quappen. Man erkennt also, dass durch die so frühe Laichzeit des Tieres seiner Nachkommenschaft keine wesentliche Schädigung erwächst.

Rana arvalis Nils., der Moorfrosch. Er gehört mehr dem Norden Europas an und ist dementsprechend auch in Deutschland mehr in den nördlichen Gegenden zu Hause. Da er aber schon in Gegenden gefunden worden ist, die nicht allzu entfernt von hier sind (durch Koch an der Bergstrasse, durch Schiff bei Frankfurt), so gebe ich trotz meines bis-

herigen vergeblichen Suchens die Hoffnung nicht auf, ihn noch im Gebiete zu finden. Allerdings will ich nicht unerwähnt lassen, dass Oertlichkeiten, wie sie der Moorfrosch liebt, Haide- und Moorgegenden und Sumpfwiesen, im unteren Teile des Gebietes schwer zu finden sind, und dass Leydig ihn auf dem linken Rheinufer noch nicht angetroffen hat. Vielleicht geben diese wenigen Hindeutungen dem Einen oder Andern Anregung, ihn gleich mir aufzusuchen.

Rana agilis Thom., der Springfrosch. Im Gegensatze zur vorigen Art ist der Springfrosch bis jetzt nur in den südlicheren und westlichen Ländern Europas gefunden und in Deutschland selber mit Sicherheit erst einmal bei Strassburg im Elsass beobachtet worden. Die Thatsache jedoch, dass in unserm Nahethale so manches Tier wohnt und so manche Pflanze wächst, deren Einwanderung von Westen her im höchsten Grade wahrscheinlich oder geradezu nachgewiesen ist*), lässt sein Vorkommen in unserer Gegend sehr möglich erscheinen. Bis jetzt habe ich ihn noch nicht hier auffinden können.

---

4. Familie. Bufonidae, Kröten.

Gattung **Bufo Laur., Landkröte.** Die Vertreter dieser Gattung gehören zu denjenigen Tieren, die dem Menschen von jeher am meisten Widerwillen eingeflösst haben und noch immer einflössen, trotzdem doch eingehende Untersuchungen dargethan haben, dass die früher so sehr gefürchtete Giftigkeit der Kröten dem Menschen nicht gefährlich ist und trotzdem man jetzt genau weiss, was für einen guten Freund der Gärtner und der Landmann an ihnen hat. Durch ihre Gefrässigkeit, die sich auf lauter dem Garten und Acker schädliche Tiere erstreckt, sind sie dem Menschen von unschätzbarem Vorteile.

Der Abscheu gegen diese harmlosen Tiere und die fest eingewurzelte Meinung von ihren giftigen Eigenschaften und ihrem boshaften Charakter spricht sich übrigens darin aus, dass ihr Namen nicht nur in der Pfalz, wie Medicus meint**), sondern sehr weit verbreitet zu einem Schelt- oder gar Schimpfworte geworden ist. Auffallend ist es mir aber gewesen, dass er hier geradezu als Kosenamen benutzt wird. Nicht nur, dass in den Töchterschulen die Kleinen von den Grossen wohlwollend „Die Krottcher" genannt werden, nein, auch die Mutter redet ihr Kindchen in der liebe-

---

*) Siehe Noll, Einige dem Rheinthale von Bingen bis Koblenz eigentümliche Pflanzen und Tiere mit Rücksicht auf ihre Verbreitung und die Art ihrer Einwanderung. Frankfurt 1878.

**) Bavaria. Band IV.

vollsten Weise mit „mein Krottche" an. Habe ich doch schon zu meiner Ueberraschung eine Frau, die ein Kind auf dem Arm hielt, und wie es schien von einem davonlaufenden Mädchen geärgert worden war, diesem mit vollster Leidenschaftlichkeit ein „Du frech Krott" nachrufen und fast in demselben Atemzuge zum Kinde sagen hören: „Ei du mei goldig Krottche!"

7. **Bufo vulgaris Laur.** (Bufo cinereus Schn.) die graue oder gemeine Kröte. Obgleich im Spätsommer nach Regen überall auf Wegen und Aeckern junge Tiere in Menge zu finden sind, habe ich doch erwachsene nicht in der darnach zu vermutenden Menge angetroffen. Wahrscheinlich ist aber daran mehr das nächtliche Treiben des Tieres schuld als die geringere Menge; auch habe ich ab und zu Exemplare von sehr bedeutender Grösse erhalten. Dass die Kälte der Frühjahrsnächte den jüngeren, meist frühzeitig dem Winterquartiere entstiegenen Tieren sehr schädlich sei, wie dies bisweilen behauptet wird, glaube ich nicht; denn ich habe Exemplare erhalten, die unterm Eise der Nahe im Wasser lagen, teilweise geradezu mit eingefroren, die nach dem Aufthauen durchaus gesund und munter waren. Die Farbe der einjährigen Tiere ist bekanntlich ein schönes Rotbraun. Ich besitze ein Tier, das um das rechte Auge herum im Durchmesser von 8 mm ganz schwarz ist. Im August 1887 brachte mir Ph. Hartmann eine Bufo vulgaris mit einem ganz abnorm gebildeten, nach vorn wulstig erweiterten Kopfe, wodurch das Tier ein ganz eigentümliches Aussehen erhalten hatte. Genaue Untersuchung zeigte mir, dass die Auftreibung hauptsächlich die Nasenhöhle betraf; in derselben fanden sich über vierzig 5 mm lange Maden von der Sarcophaga carnaria, nach deren Entfernung — sie fielen im Weingeist alle heraus — sich eine ungeheure Höhlung hinter den zerfressenen und erweiterten Nasenlöchern zeigte. Ich hielt das Tier noch einige Tage lebend und konnte keine Störung in den Lebenserscheinungen bemerken. Leydig erzählt einen ganz gleichen Fall.

8. **Bufo calamita Laur.**, die Kreuzkröte. Durch den schwefelgelben Mittelstreifen des Rückens ist sie von der folgenden Art deutlich unterschieden; auch sind die dunkleren olivengrünen Flecken meist mehr verschwommen und nicht überall so scharf gerandet wie bei Bufo variabilis Pall. Ich habe das Tier nicht selten und zwar an sehr verschiedenen Stellen, besonders gern im September in Kartoffeläckern gefunden.

Schreiber, der doch sonst so genau in der Aufzählung von Farbenvarietäten ist, giebt solche bei der Kreuzkröte nicht an; hier bei Kreuznach aber sind mir besonders zwei sehr aufgefallen, von denen ich die eine bis jetzt nur auf dem

Rotenfelsplateau fand. Bei den meisten von mir gefundenen Tieren sind die grünen Flecken dunkel, darum gut erkennbar und meist an den Seiten und auf den Beinen gegen die graue Grundfarbe deutlich abgesetzt, oft mit hellerer Mitte; punktförmig und etwas matter verbreiten sie sich meist über die ganze Unterseite. Bei den Exemplaren vom Rotenfels ist die Zeichnung viel weniger markiert. Auf grünlichgrauem Grunde sind die nur wenig dunkleren Flecken des Rückens wie verloschen, an den Seiten jedoch etwas deutlicher, auf der Unterseite kaum erkennbar und sehr vereinzelt. Ich habe zuerst diese Form für die var. alpestris K. Koch's halten zu müssen geglaubt, bin jedoch jetzt mehr geneigt, beide Formen für die Extreme einer allerdings in ihren Mittelgliedern von mir noch nicht beobachteten Färbungsweise aufzufassen, zumal Koch als Maximum seiner Varietät nur 48 mm angiebt, meine Stücke aber über 7 cm gross waren.

9. **Bufo variabilis Pall.** (Bufo viridis Laur.), die grüne Kröte oder Wechselkröte. Diese schöne Kröte ist bei Kreuznach häufig und kommt in sehr grossen Exemplaren vor; von ihrer weiteren Verbreitung im Gebiete habe ich noch keine Kenntnis. Wie häufig sie aber hier vorkommt, das kann daraus erkannt werden, dass vor Jahren ein Gärtner allabendlich ganze Eimer voll in dem ihm unterstellten grossen Garten sammelte und — vernichtete. Auf meine Frage, warum das geschehe, wurde mir die Auskunft, dass diese Tiere ein so abscheuliches Geschrei verursachten. Da ich ihm nun die Versicherung gab, dass sie nur ein wenig lautes Knurren hören lassen, und da ich ihm auseinandersetzte, welche gute Freunde er sich damit vertilge, so hörte das Krötenmorden an diesem Orte auf.

Bei Theodorshalle scheint mir das Tier besonders häufig zu sein.

Dass der Hautschleim der Kröte wirklich Gift enthält, ist mir durch folgende Thatsache bewiesen worden. Ich hatte ein prächtiges Paar von Bufo variabilis gefangen, und setzte dasselbe zunächst auf die Felspartie meines Aquariums, die keine grosse Oberfläche hatte. Unglücklicherweise vergass ich die Tiere, diese fielen ins Wasser und konnten nicht wieder heraus. Am andern Morgen fand ich das Wasser trüb und alle in demselben enthaltenen Tiere todt, nur ein Feuersalamander sass unverletzt auf dem Felsen.

II. Caudata, Molchlurche.

In den meisten Gegenden des Gebietes nennt man sie ohne irgend welchen Artunterschied zu machen, allesamt „Grinedis“, in anderen „Moll“, im Hessischen und den daran stossenden Teilen der Pfalz bis weit ins Meisenheimsche hinein „Edes“ oder „Edis“. Diese Namen mit Ausnahme von Moll werden aber auch für die Eidechsen angewendet. Selbst hier in Kreuznach habe ich die Molche oft genug „Eidechse“ nennen hören, und auf meine Bemerkung, dass das doch keine Eidechse sei, die Antwort erhalten: „Ei, eine Wassereidechse“.

---

10. **Triton taeniatus Schneid.** (punctatus Latr.), der gemeine Molch. Im Frühjahr in allen stehenden Gewässern zu finden, ist er unbedingt der häufigste unter den 4 Arten. Für das Aquarium eignet er sich nicht gut, weil er allen Hindernissen zum Trotz es möglich macht, den Behälter zu verlassen, um in irgend einer Ecke des Zimmers zu vertrocknen. Im Freien folgt das Tier diesem Hange nach dem Landleben ungehindert, sodass man es im Hoch- und Spätsommer häufig an dunkeln, etwas feuchten Stellen trifft. Merkwürdigerweise ist zu dieser Zeit seine Hautfarbe nicht nur viel dunkler und stumpfer, sondern die Haut selber ist verändert und dem Aufenthalte in der Luft angepasst. Oft habe ich solche Tiere wieder ins Wasser geworfen. Aber dahinein schienen sie gar nicht mehr zu passen; sie schwammen wie ein Stückchen Kork an der Oberfläche und konnten nicht ins Wasser hinein. Wenn sie hineingedrückt wurden, so befanden sie sich innerhalb einer silberglänzenden Luftblase, die sie nach Aufhören des Druckes sofort wieder an die Oberfläche beförderte. Erst längeres Verweilen auf dem Wasser befähigte die Tiere zum Tauchen; doch strebten sie stets mit aller Kraft darnach, das Land zu erreichen. Der Triton cinereus Merr., den Mühr anführt, ist wohl diese Landform oder das Weibchen dieser Art.

11. **Triton helveticus Raz.**, der Fadenmolch, ist im Nahegebiete sehr selten. Unter den vielen hunderten Exemplaren von Triton taeniatus, die ich in Händen gehabt oder gesehen und die ich ausnahmslos deshalb genau betrachtet habe, um unter ihnen einen Triton helveticus zu finden, ist kein einziges Stück gewesen. Ebenso hat mir bis jetzt keiner der Schüler einen solchen gebracht, obgleich alljährlich ihre

Aufmerksamkeit darauf gelenkt wurde. Nur ein einziges Exemplar habe ich bisher und zwar von der äussersten Grenze des Gebietes erhalten. Dasselbe fing mein Sohn Wilhelm in einem Tümpel im Walde oberhalb Waldalgesheim, also schon auf der Wasserscheide zwischen Rhein und Nahe.

12. **Triton alpestris Laur.**, der Bergmolch. Dieser schönste unserer Molche scheint mir in den höheren Gegenden des Gebietes weit verbreitet zu sein, jedoch nirgend häufig vorzukommen. Ich habe ihn z. B. aus dem oberen Teile des Kellenbachthales, nämlich von Gemünden erhalten, ebenso durch H. Glück von Neupfalz bei Stromberg. Die Fundorte in der Nähe von Kreuznach sind die Weiher beim städtischen Forsthause, auf dem Hungrigen Wolf und an der Hüffelsheimer Chaussée, früher auch an der Theklawiese. Der Weiher auf dem Plateau am Rotenfels enthält ihn nicht.

13. **Triton cristatus Laur.**, der Kammmolch, der grösseste unserer Tritonen, kommt nicht selten vor und zwar meist an denselben Stellen, wo Triton taeniatus zu finden ist; doch steigt er nicht so hoch ins Gebirge hinauf. Im Wasser des Aquariums bleibt er zwar viel lieber, als Triton taeniatus, dennoch aber ist er wegen seiner furchtbaren Gefrässigkeit kein angenehmer Bewohner desselben. Was an lebenden Mitbewohnern kleiner als er ist, wird verschlungen. Mir frass er einst eine ganze Zahl Bitterlinge auf, die er trotz ihrer ausserordentlichen Schnelligkeit zu erschnappen wusste. Anfang November 1887 fand O. Simon ein Stück auf der Strasse herumlaufend, das 76 mm Umfang hatte.

Die seltene Varietät mit nur orangefarbenem, nicht schwarz marmoriertem Bauch, die Schreiber unter c aufführt, habe ich in einem Stücke hier gefangen.

14. **Salamandra maculosa Laur.**, Feuersalamander. Infolge seines häufigen Vorkommens und seiner sehr auffallenden Färbung ist er den Leuten, besonders den Arbeitern in den Weinbergen und im Walde gut bekannt; das spricht sich schon in der Menge seiner Namen aus. Wenn er auch in manchen Gegenden von den Schwanzlurchen nicht unterschieden, sondern wie diese Grinedis genannt wird (Feil-Bingert, Gemünden, Stromberg), oder im Hessischen „Edes“ (von Sprendlingen bis Kalkofen), so heisst er in Münsterappel schlechtweg der „Moll“, um Oberheimbach herum „Reenmännche“ und an vielen Stellen „Reenmoll“ (Regenmolch), z. B. in der Gegend von Bingerbrück, Laubenheim, Waldböckelheim, Sponheim und an der ganzen oberen Gräfenbach. Letztere Namen verdankt er seiner Eigentümlichkeit,

nach dem Regen seine Schlupfwinkel zu verlassen. In Kirn und weiter naheaufwärts, z. B. Weierbach, Fischbach, Hottenbach, ist er als „gelber Schneider“ bekannt. Diesen Namen führt auch Kirschbaum als Vulgärnamen in Nassau an. Bisher habe ich die Verbindung dieser beiden entfernten Gebiete, in denen er übereinstimmend diesen eigentümlichen Namen führt, noch nicht ermitteln können, nur eine dazu gehörige Stelle, das Blücherthal bei Bacharach, Steeg, auch Breitscheid habe ich kennen gelernt. In der Gegend von Meisenheim, Löllbach, Sulzbach, Grumbach u. s. w. hat man ihn zum „Schneiderknecht“ degradiert, in Henau ist er zum „Schneiderknaben“ geworden.

Wenn der Feuersalamander im 19. Jahrhundert auch nicht mehr so giftig ist wie im Altertum, wo er nach Plinius imstande war, ganze Völkerschaften zu vergiften, so wird er von den Leuten doch auch heute noch immer für giftig gehalten; niemand rührt ihn mit der Hand an, aber jedes Stück wird unnachsichtig getötet. Nun ist es ja nicht zweifelhaft, dass in dem Schleim der Drüsen ein Minimum eines eigentümlich wirkenden Giftes vorhanden ist*), mit dem er sich kleinere Feinde aus der Tierwelt mag vom Leibe halten können. Wenn man aber dem Menschen gegenüber von den giftigen Eigenschaften des Hautsekretes spricht, so kommt mir das nicht anders vor, als wenn man den Speichel des Menschen schlechtweg auch zu den Giften zählen wollte. Wie man auch bei diesem durch Kultivierung der in ihm enthaltenen Spaltpilze und darauf erfolgter Einimpfung den Tod des Versuchstieres herbeiführen kann, so wurde auch bei den betreffenden Versuchen am Salamander den zu vergiftenden Tieren stets eine bedeutende Menge des Schleimes eingeflösst. Der zu Zaleskys Untersuchungen nötige Schleim war von mehr als 1000 Tieren genommen worden. — In seiner Todesangst vermag der Feuersalamander eine grössere Menge Schleim zu produzieren, und dass dieser dann andern kleinen Tieren schädlich ist, dafür ist Richters Beobachtung**) ein Zeugnis, dessen Salamander in einer Nacht beim Ertrinken das Wasser des Aquariums so vergiftete, dass alle Bitterlinge starben. Das Aquarium mag wohl nur klein gewesen sein, denn in meinem Aquarium haben Tritonen und Salamander jahrelang mit Bitterlingen zusammengelebt, ohne dass ich das geringste von der Giftigkeit der Salamander an den Mitbewohnern gespürt hätte, und während

*) Siehe Zaleskys Arbeit im 1. Heft von Hoppe-Seylers Med.-chemischen Untersuchungen.

**) Zoologischer Garten 1886, Nr. 4.

der Zeit ertrank mir auch einmal ein Feuersalamander infolge seiner Unbeholfenheit.

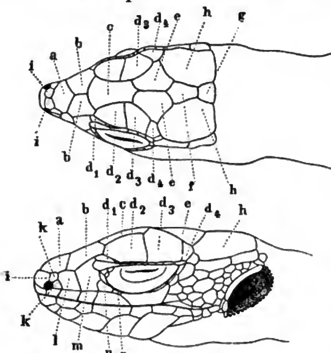
Melsheimers schöne Beobachtungen*) betreffs der Entwickelung der Salamander kann ich bestätigen. Ein im März gefangenes Tier wurde von F. Karst in ein Bassin gesetzt. Nachdem es längere Zeit verschwunden war, während deren es sich wahrscheinlich in einer Drainröhre aufhielt, kam es gegen Ende April wieder zum Vorschein und gleich am Tage darauf wurden in dem Wasser seine Larven, etwa 30, aufgefunden.

*) Verhandlung des naturhistorischen Vereins für Rheinland, 1886 u. 1887.



Klasse Reptilien, **Reptilia.**

Die dazu gehörigen Tiere machen keine Metamorphose durch und haben, soweit sie im Gebiet vorkommen, entweder vier oder gar keine Gliedmassen; ihr Körper ist mit Schuppen oder Schildern bekleidet. Erstere bedecken die Oberseite des Rumpfes und Schwanzes, kommen bei einigen aber auch am Bauche und auf dem Kopfe vor, wo sonst der Regel nach Schilder sind. Unter diesen zeigen die Kopfschilder die grösseste Mannichfaltigkeit; sie haben für die Systematik eine nicht zu übersehende Wichtigkeit, wenngleich auch bisweilen Unregelmässigkeiten vorkommen. Da eine sichere Bestimmung der Reptilien ohne ihre Kenntnis nicht gut möglich ist, so soll diese, soweit nötig, durch die beigegebene Abbildung eines Eidechsenkopfes vermittelt werden.



a) Zwischennasenschild (scutum internasale), bei den Schlangen paarig vorhanden; b) die hinteren Schnauzenschilder (scuta frontonasalia), auch Vorderstirnschilder (praefrontalia) genannt; c) Stirnschild (Frontale), d) Brauenschilder (Supraocularia), deren zweites und drittes zusammen Augenlidscheibe (Discus palpebralis) heissen. Eine Reihe von Schildchen, die bisweilen zwischen diese und die Augenhöhle tritt, sind die Oberaugenschildchen (scutella supraciliaria); h) die Scheitelschilder (Parietalia); e) Frontoparietalia; f) Zwischenscheitelschild (Interparietale); g) Hinterhauptsschild (Occipitale); das Schild an der Schnauzenspitze (ohne Bezeichnung) ist das Rüsselschild (Rostrale); i) Nasorostralia; l) Zügelschild (Frenale); m) Zügelaugenschild (Frenooculare); k) Nasenzügelschilder (Nasofrenalia); n) Vorderaugenschilder (Praeocularia). Ueber der Mundspalte liegen die Oberlippenschilder (Supralabialia), darunter die Unterlippenschilder (Sublabialia); die das Auge nach hinten begrenzenden Schilder sind die Hinteraugenschilder (Postocularia) und die daran grenzenden zwischen Parietalen und Sublabialen heissen Schläfenschilder (Temporalia). Die Gesamtheit aller Schilder der Kopf o b e r seite ist der Pileus.

Litteratur.

1. **Mühr**, die Fauna der näheren Umgegend von Bingen. II. Abteilung im Programm der Realschule zu Bingen 1866 und 1867.
2. **E. Schreiber**, Herpetologia Europaea.
3. **F. Leydig**, die in Deutschland lebenden Arten der Saurier.
4. **F. Leydig**, über die einheimischen Schlangen in „Abhandlungen der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft 1884".
5. **O. Boettger**, zur Naturgeschichte des Grüneders in „Zoologischer Garten 1885".
6. **C. L. Kirschbaum**, die Reptilien und Fische des Herzogtums Nassau in „Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogtum Nassau", 17 u. 18. Heft. 1863.

Die Reptilien werden in 5 Ordnungen eingeteilt, von denen aber nur drei, nämlich die **Schildkröten** (Chelonia), **Echsen** (Sauria) und **Schlangen** (Ophidia) in Deutschland vorkommen. Freilebend enthält das Gebiet nur Vertreter der beiden letzten Ordnungen.

Bestimmungstabelle.

1. Körper mit 4 Beinen 2
— Körper ohne Gliedmassen 5

2. Rückenschuppen ungekielt; einer Querreihe der Bauchschilder entsprechen 3—4 Reihen der Seitenschuppen; Halsband*) ganzrandig; Bauchschilder in 6 Längsreihen; nur 1 Nasofrenale; Schenkelporen**) jederseits 15—20, beim Männchen stark kammartig ausgeprägt, beim Weibchen weniger sichtbar; an den Seiten himmelblaue Flecken; Unterseite weiss oder gelb bis orange; Länge 15—18 cm . . . Lacerta muralis Laur.
— Rückenschuppen gekielt; einer Querreihe der Bauchschilder entsprechen nur 2 Reihen der Seitenschuppen; Halsband gezähnelt; 8 Längsreihen Bauchschilder, deren äusserste bisweilen wenig grösser als die daranstossenden Seitenschuppen sind 3

3. Nur ein Nasofrenalschild; Schwanz wenig länger als Kopf und Rumpf zusammen und in der obern Hälfte fast gleich dick; Schenkelporen jederseits 7—13; auf der Oberseite meist drei braune, aus mehr oder weniger verbundenen, in der Mitte weissen Flecken bestehende Längsbinden; Bauch weiss (Weibchen) oder gelb mit schwarzen Punkten (Männchen) Lacerta vivipara Jacq.
— Zwei Nasofrenalen; Schwanz von der Wurzel an gleichmässig dünner werdend, $1^1/_2$ bis 2mal so lang als der übrige Körper 4

---

*) Eine vortretende Reihe grösserer Schuppen unter dem Halse.
**) Eine von der Aftergegend bis zur Kniekehle sich hinziehende Drüsenreihe.

4. Zwischen den Supraocularen und Supraciliaren befindet sich eine Reihe kleiner Körnchenschuppen; die beiden Nasofrenalschilder stehen meist genau übereinander und das Rostrale erreicht gewöhnlich das Nasenloch; das Occipitale meist klein dreieckig oder fehlend, selten das Interparietale berührend; rund um die Körpermitte zählt man 46—66 Reihen Schuppen, von denen die mittleren des Rückens gekielt sind und allmählich in die Schuppen der Rückenseiten übergehen; Schwanz von mindestens doppelter Rumpflänge; 12 bis 20 Schenkelporen . . . . Lacerta viridis Gessn.

— Zwischen den Supraocularen und Supraciliaren befindet sich keine Granulation; die beiden Nasofrenalschilder bilden mit dem Frenale ein Dreieck, und Rostrale und Nasenloch berühren sich nicht; Occipitalschild trapezförmig, stets an das Interparietale grenzend; rund um die Körpermitte sind nur 42—58 Schuppenreihen vorhanden; die mittleren Rückenschuppen schmal, deutlich dachig gekielt; sie werden gegen den Bauch zu schnell breiter, grösser und flach, sodass Rückenmitte und Rückenseite ziemlich scharf abgesetzt erscheinen; Schwanz nicht länger als von höchstens 1²/₃facher Rumpflänge; 10—18 Schenkelporen . . Lacerta agilis Wolf.

5. Rund um den Körper gleichmässige, in schiefen Reihen stehende glatte Schuppen; Körperdurchschnitt kreisrund
Anguis fragilis L.

— Rücken und Seiten mit Schuppen, Bauch mit querliegenden Schildern bedeckt; Körperdurchschnitt nicht vollkommen kreisrund, unterseits abgeflacht 6

6. Rückenseite und Kopf mit deutlichen Punkten, Flecken oder einer Längsbinde 7

— Körper ungefleckt, höchstens hinter dem langgestreckten Kopfe jederseits ein wenig bemerkbarer, etwas hellerer Nackenfleck; Oberseite braun, Bauch gelb, Schuppen glatt, in 21—23 Längsreihen; Länge bis gegen 2 m
Calopeltis Aesculapii Bon.

7. Rücken mit einem deutlichen schwarzen Zickzackbande, das sich bisweilen in schwarze Flecken auflöst und auf beiden Seiten von einer Reihe schwarzer Flecken begleitet wird; Kopf breit, deutlich abgesetzt, meist mit 8 schwarzen Flecken; Bauch in der Mitte einfarbig grau, an den Seiten bisweilen hell punktiert; Schuppen gekielt, in 21 Längsreihen; Länge 66—70 cm . . . . Pelias berus Merr.*)

— Rückenmitte nie schwarz; Schuppen in 19 Längsreihen . . 8

8. Schuppen glatt, ohne Kiel; Bauchseite nicht gewürfelt; auf dem Rücken meist eine doppelte Längsreihe dunkler Flecken; Hinterkopf mit einem dunkeln, hinten ausgerandeten Fleck; vom Nasenloch geht durchs Auge über den Mundwinkel hinaus ein dunkler Streifen, der sich an den Seiten in einer Anzahl von Flecken fortsetzt; Länge 60—80 cm
Coronella austriaca Laur.

---

*) Bei Metz und in der südwestlichen Ecke des Schwarzwaldes kommt noch die **Vipera aspis Merr.** vor, die sich von Pel. ber. besonders dadurch unterscheidet, dass der Kopf oben nur mit glatten Schuppen, nicht mit kleineren Schildern besetzt ist, und dass sie zwischen Auge und Oberlippenschildern zwei Reihen Schuppen hat, während sich bei Pel. ber. hier nur eine Reihe Schuppen findet.

— Schuppen gekielt, wodurch der ganze Körper von erhabenen Linien längsgestreift erscheint; Bauchseite gewürfelt, Oberseite mehr oder weniger dunkel gefleckt 9

9. Kopf kurz, dahinter jederseits ein weisser oder gelblicher, hinten schwarz gerandeter Fleck; nur ein Vorderaugenschild, 7 obere Lippenschilder; L. 100—130 cm . . Tropidonotus natrix Boie.

— Kopf schlank, ohne Nackenflecke; 2—3 Vorderaugenschilder, 8 obere Lippenschilder; Länge 80—100 cm
Tropidonotus tessellatus Wagl.

I. Ordnung. **Chelonia,** Schildkröten.

Emys europaea Wagl. (Cistudo lutaria Strauch), die europäische Süsswasserschildkröte. Obgleich kein Vertreter dieser Ordnung in freilebendem Zustande im Gebiete vorkommt, sehe ich mich doch genötigt, von der genannten Schildkröte zu sprechen. In Brehm's Tierleben, diesem so weitverbreiteten Buche, findet sich nämlich im VII. Bande S. 55 (2. Aufl.) die auffallende Nachricht, dass „Strauch erfuhr, dass sie in der Gegend von Kreuznach vorkomme“. Nun weiss ich zwar nicht, zu welcher Zeit Strauch hier faunistische Studien gemacht hat oder woher ihm die Nachricht geworden ist, aber eines ist mir bekannt, nämlich, dass die Thatsache unrichtig ist. Mit demselben Rechte hätte Brehm beim Chamaeleon gleichfalls Kreuznach als Fundort angeben können, da mir im Sommer 1880 von den 12 Stück, die ich durch die Freundlichkeit des Herrn Geo Andres aus Alexandrien erhielt, einige weggelaufen waren, denen eine zeitlang der Aufenthalt in unserer Gegend gut gefallen hat und vortrefflich bekommen ist. Mindestens war das aus dem äusserst wohlgenährten Zustande zu erkennen, in dem ich eines derselben später wieder erhielt*). Die obige Nachricht kann sich nur auf einzelne der Gefangenschaft entlaufene Stücke beziehen, wie solche auch mir schon zu verschiedenen Zeiten gebracht worden sind. So wurde mir z. B. ein im Kurgarten gefangenes zum Kauf angeboten, Herr Sanitätsrat Dr. Heussner brachte mir eins von der roten Lay, und von noch anderen wurde mir Kunde, die ich mir fast alle angesehen habe. Es waren nur jüngere Tiere, deren keines 15 cm Länge erreichte und alle wurden sie gefangen nach dem August, nie eher. Der Grund zu dieser auffallenden Thatsache ist der, dass mehrmals zum Kreuznacher Markt (Mitte August) Leute da waren, die eine grosse Menge

*) Siehe Zoologischer Garten 1881, S. 218.

dieser Tiere à Stück 50 Pfg. feil hielten und auch verkauften. Den Tieren hat es aber nicht immer in der Gefangenschaft gefallen, und den Menschen wird ja das langweilige Tier auch bald überdrüssig, so dass wohl meist beiden Teilen mit dem Davonlaufen der Schildkröte gedient war. Daher die irrige Nachricht von dem spontanen Vorkommen von Emys europaea bei Kreuznach.

II. Ordnung. **Sauria,** Echsen.

---

1. Familie. Lacertidae, Eidechsen.

Die Eidechse wird fast im ganzen Nahegebiet mit dem Namen „Grinedis" bezeichnet, nur auf dem rechten Ufer der unteren Nahe im Hessischen heisst sie „Edes" oder „Edis", in und um Simmern ist sie gar zum „Edhas" geworden*). Der erstere Namen kommt aber in mehrfacher Form vor z. B. „Krenedes", „Krinedes", „Kranedes" und „Krenidis". Auch nach Osten zu scheint diese Bezeichnung für das Tier noch verbreitet zu sein, wenigstens muss man das aus Boettgers Aufsatz über den „Grüneder" schliessen. Es ist wohl klar, dass das Wort Edes aus Eidechse, Grinedis aus „grüne Eidechse" entstanden ist, aber man bezeichnet damit nicht nur die wahre grüne Eidechse oder das grüngefärbte Männchen der gemeinen Eidechse, sondern jede, ja, wie oben schon erwähnt, werden sehr häufig sogar die Molche mit darunter verstanden. Die Eidechse gilt bei dem gemeinen Mann überall für ein giftiges Tier. Leider ist davon die Folge, dass das unschuldige und dabei so schöne Tier diesen Irrtum überall mit Verfolgung und Tod büssen muss; selbst die kleine reizende Mauereidechse wird unbarmherzig getödtet, wenn sie sich fangen lässt.

Von grossem Interesse ist es mir gewesen zu erfahren, dass der Bewohner des Hunsrückens das Wort „Grinedis" in sein Scheltwörterlexikon aufgenommen hat: Bei ihm ist ein leicht aufbrausender, zorniger, auch wohl geradezu ein zanksüchtiger Mensch, besonders wenn er klein ist, ein „Grinedis". Mir scheint die Bedeutung des Wortes der Natur hübsch abgelauscht. Ergreift das Tier auch in der Regel beim Nahen des stärkeren Feindes die Flucht, so sperrt es doch das weitgeöffnete Maul dem Angreifer entgegen, wenn es nicht entfliehen kann, und das sieht bei der

---

*) Bei Gessner 1554 heisst das Wort „Adex" und „Heydox".

bedeutenden Grösse des Rachens manchem furchtbar aus, während das Zubeissen doch nur ein bisweilen (Lacerta viridis) stärkeres Kneifen ist. Ich habe das besonders an der grünen und der gemeinen Eidechse in der Gefangenschaft oft gesehen. So oft man mit dem Finger naht, nimmt das Tier eine Kampfstellung ein und sperrt mit dem Maul, eine Lacerta agilis sprang stets auf den Finger los und biss sich fest. Uebrigens geht das Wort „Grinedis“ in dieser übertragenen Bedeutung über die Grenzen des Hunsrückens hinaus; es kommt selbst in benachbarten Gegenden vor, wo die ursprüngliche Bedeutung unbekannt oder verloren gegangen ist. Noch will ich bemerken, dass man das Wort hauptsächlich zur Bezeichnung männlicher Individuen verwendet, wogegen „Krott“ dem weiblichen Geschlechte ausschliesslich zugeeignet zu sein scheint.

---

1. Familie. Lacertidae, Eidechsen.

1. **Lacerta viridis Gessn.,** die grüne Eidechse. Diese prächtige Eidechse kommt im unteren Nahethale nicht selten vor; die Berge auf beiden Ufern zwischen Kreuznach und Münster a. St. beherbergen sie, und zwar der Rotenfels auf seiner Abdachung nach Münster zu am meisten. Bei Langenlonsheim ist sie an einigen Stellen sogar recht häufig. Als mir vor etwa 14 Jahren durch einen Schüler von dort erzählt wurde, sie sei da häufig, hob er meinen starken Zweifel dadurch, dass er mir am folgenden Tage 4 oder 5 Stück, auf dem Kirchhof daselbst gefangen, brachte. Heute scheint sie an dieser Stelle ausgerottet zu sein. Aber an einer andern in der Nähe dieses Ortes, deren genauere Angabe ich im Interesse dieses schönen Tieres vermeide, ist Lacerta viridis noch in Menge zu finden; ich sah dort noch im Sommer 1886 gelegentlich einer botanischen Excursion auf ganz beschränktem Raume in kurzer Zeit 10—15 Stück. Weiter abwärts habe ich sie bei der Burgruine Trutzbingen gesehen, ebenso einmal am Waldrande bei Sprendlingen, also ziemlich weit ab von der Nahe; vom Münsterer Kopf erhielten Mühr und Glaser das Tier. Nach meiner bisherigen Erfahrung sind die Berge bei Kreuznach und Münster die letzte Station im Nahethale; am Lemberg habe ich sie vergeblich gesucht. Schüler aus Ebernburg behaupteten zwar ihr Vorkommen in den Wäldern nach Feil zu; ich habe aber bisher noch kein Tier daher erhalten können.

So leicht das Tier im ausgewachsenen Zustande an seiner herrlichen grünen Farbe und seiner gewaltigen Grösse zu erkennen ist, so schwer lässt es sich in früherem Lebensalter von der folgenden Art unterscheiden. Besondere Schwierigkeit verursacht es, das Weibchen richtig zu bestimmen, da

dies oft gar nicht grün ist, sondern bei bräunlicher Grundfarbe Längsstreifen hat. Oft setzen sich diese aus länglichen, dunklen, fast schwarzen Flecken zusammen und werden ausserhalb von weissen, meist ununterbrochenen Streifen begleitet. Es ist dies die Lacerta bilineata Daudins und die Schinzsche Lacerta bistriata. O. Boettger unterscheidet beide Eidechsen am sichersten durch die Art, wie die Schuppen des Rückens in die der Seiten übergehen: bei Lacerta viridis allmählich, bei Lacerta agilis fast plötzlich. Ein etwas geübtes Auge erkennt das auch leicht, und an allen mir vorliegenden Tieren habe ich es bestätigt gefunden. Ich habe aber in der Form und Grösse des Occipitalschildes noch ein anderes Merkmal zur Unterscheidung, das mich bisher nicht im Stiche gelassen hat. Es ist mir immer auffallend gewesen, dass die Form desselben nicht mit den Zeichnungen Schreibers übereinstimmt, obgleich derselbe 4 Abbildungen der Kopfoberseite giebt. Bei der vorjährigen Revision der hier gesammelten Tiere, soweit ich ihrer noch habhaft werden konnte zum Zwecke dieser Arbeit, fand ich, dass auch nicht bei einem einzigen das Occipitalschild der Abbildung Schreibers entspricht. Die Zeichnungen zeigen dasselbe zu gross und trapezförmig; bei meinen Tieren fehlt es entweder ganz oder ist nur klein und dreieckig. Von 12 untersuchten Stücken hatten 4 kein Occipitalschild, 1 ein kaum sichtbares, die übrigen 7 kleine dreieckige. Von den vorhandenen 8 Occipitalschildern reichen drei mit der vorderen Spitze bis an das Interparietale; bei den 5 andern berühren sich die Parietalen auf weiter Strecke, so dass das Occipitalschild vom Interparietale durchaus getrennt ist. Ich habe bisher nur Tiere aus hiesiger Gegend gesehen; darum nahm ich an, und O. Boettger war derselben Meinung, mein Merkmal sei ein lokales Kennzeichen, und Schreiber, der noch keine Tiere von hier gesehen hat, unbekannt. Nun sehe ich aber, dass Leydig*) dieselbe Bemerkung gemacht hat, dass er dies sogar mit als Kennzeichen der Art aufgenommen hat und das Vorhandensein eines grossen Occipitalschildes mehr als Ausnahme ansieht, obgleich auch er bis dahin keine Kenntnis von dem Vorkommen des Tieres im Nahethal hatte. Ich glaubte darum auch dies Merkmal mit in die Bestimmungstabelle aufnehmen zu dürfen, besonders da ich ein solches Verhalten des Occipitale bei Lacerta agilis noch nie beobachtet habe. — Uebrigens sind mir auch sonst noch Unregelmässigkeiten in der Beschilderung des Kopfes vorgekommen. So fand ich ein-

---

*) Die deutschen Saurier. 1872.

mal zwischen Frontale und Frontonasalen ein eingeschobenes dreieckiges Schildchen. Bei einem andern Exemplar ist an den Hinterecken des Frontale je ein Körnchenschild, zwischen dem ersten und zweiten Supraoculare und Frontale jederseits ein dreieckiges und endlich zwischen den Frontonasalen ein rechteckiges Schildchen eingeschoben. Auch ganz unregelmässige Beschilderung ist mir vorgekommen und zwar bei einigen Männchen; dieselbe macht mir aber ganz den Eindruck, als ob sie durch Verwundung bei heftigen Kämpfen — vielleicht um das Weibchen? — hervorgerufen sei.

Karminrote, langbehaarte Schmarotzer, die mir zur Gattung Ixodes zu gehören scheinen, plagen die grüne Eidechse oft ganz ungeheuer; wiederholt erhielt ich Tiere, deren Trommelfelle und Achselhöhlen dicht damit besetzt waren, und zwar waren welche von der Grösse eines Hanfkornes darunter. Am meisten hatte ein schönes Exemplar, das ich Ende Juni 1887, leider mit abgebrochenem Schwanze, aber in prächtigem Farbenkleide erhielt, darunter zu leiden. Da es vorzüglich frass, so wuchs der Schwanz in 4 Wochen 20 mm lang. Um diese Zeit aber fiel es mir auf, dass das Tier träge wurde, und bald merkte ich, dass der Grund dazu das Vorhandensein solcher Zecken war. Woher sie so plötzlich kamen, konnte ich nicht ergründen, da ihm zum Aufenthaltsort ein leeres Aquarium angewiesen worden war, das noch bis vor kurzem ganz voll Wasser gestanden hatte. Trotz täglichen Absuchens vermehrten sich die Tiere ganz ausserordentlich, so dass täglich 60 und mehr meist ganz kleine, kaum sichtbare gefunden wurden. Später wurde die Zahl zwar geringer, die Individuen selber aber viel grösser. Den ganzen August hindurch fanden sich unter einem als Fangapparat dienenden Stein jeden Morgen 6—10 Stück, obgleich das arme Tier inzwischen in einen andern Behälter gesetzt worden war. Natürlich nahm es sehr ab, da es auch jede Fresslust verloren hatte und starb Mitte September. Der Schwanz hatte sich in den letzten sieben Wochen nur noch um 4 mm verlängert. Noch heute ist es mir unerklärlich, woher die erschreckliche Menge der Plagegeister kommen konnte.

2. **Lacerta agilis Wolf.**, die gemeine Eidechse. Sie ist im ganzen Gebiete zu finden, in der Nähe von Kreuznach sogar häufig. Das Männchen, das von Mai bis Juli durch das glänzende Grün seines Hochzeitskleides auffällt, wird um diese Zeit oft mit der grünen Eidechse verwechselt. Behauptet doch selbst der Lehrer Fr. Koch, der zu vier bei Schreiber in Esslingen erschienenen und zur Anschaffung für die Volksschulen empfohlenen Bildertafeln erklärenden und beschreibenden Text lieferte, dass es gar keine grüne Eidechse gäbe, sondern dass diese nur das Männchen der braunen sei! Es kennzeichnet sich dies jedoch stets durch das braune Rückenband, das nur in sehr seltenen Fällen auf dem Vorderrücken schwindet, von dem aber nach hinten zu stets sichtbare Spuren vorhanden sind. Die schöne Form mit dem rostfarbenen

Rückenstreifen, grünen Seiten und grünlichem Bauche, welche als Seps ruber und als Lacerta erythronotos beschrieben ist, giebt Mühr bei Bingen an; ich habe sie bis jetzt weder dort noch sonstwo im Nahegebiete angetroffen.

Abänderungen in der Beschilderung des Kopfes sind mir auch bei Lacerta agilis aufgefallen. Ein schönes Männchen aus der Gegend von Pfaffenschwabenheim hat ein zwischen die Frontonasalen eingeschobenes rechteckiges Schildchen; bei einem zarten Weibchen ist die Hinterecke des Frontale zu einem fünfeckigen Schildchen umgebildet. Bei demselben Tiere ist auch der Pileus hübsch gefärbt, indem sich von hellbraunem Grunde eine Anzahl dunkelbrauner, symmetrisch verteilter Streifen und Flecken schön abheben, während er sonst meist gleichmässig dunkelbraun gefärbt ist.

3. **Lacerta vivipara Jacq.**, die Bergeidechse. Bei Kreuznach habe ich sie an mehreren Stellen beobachtet; obgleich sie wohl durchs ganze Gebiet verbreitet sein wird, habe ich doch nur noch von ihrem Vorkommen bei Gemünden durch Herrn Lehrer Pfeifer Nachricht erhalten. Ein Exemplar habe ich vom Rotenfels, das sich durch tiefdunkle, schwarzbraune Färbung auszeichnet. Die drei Längsbinden waren beim lebenden Tiere fast schwarz, so dass ich die var. nigra vor mir zu haben glaubte. Doch ist der Bauch zu hell. Die hellen Flecken der Rückenseite sind zwar scharf markiert, aber so klein, wie ich es sonst noch nicht gesehen habe. Männchen mit orangegelber Unterseite sind mir noch nicht vorgekommen.

4. **Lacerta muralis Laur.**, die Mauereidechse. Welchem Bewohner oder Besucher Kreuznachs wäre dies reizende, flinke Tierchen noch nicht aufgefallen, das an warmen Tagen in Menge an den Weinbergsmauern herumklettert und herumspringt! Diese niedlichste unserer Eidechsen, die gleich der grössesten wohl aus südlicheren Breiten bei uns eingewandert ist, erscheint doch im Frühjahr zuerst; sobald die Sonne wieder wärmer zu scheinen anfängt, ist sie da; 1887 wurde sie schon am 1. März am Hinkelstein gesehen! Obgleich Mühr sie nicht bei Bingen anführt, kommt sie nach Glaser doch dort vor; zwischen Bingerbrück und Münster habe ich sie gesehen, ebenso bei Langenlonsheim. Ueberhaupt ist sie da zu finden, wo sich Wingerte an Berglehnen befinden. Bei Kreuznach kann man sie in schönen grossen Exemplaren in der Monau und am Rheingrafenstein sehen, sehr viel nach Winzenheim zu. Oberhalb Kreuznach habe ich sie bei Spon-

heim und beim Schlosse Dhaun beobachtet, von wo aus sie thalaufwärts bis nach Gemünden steigt (Pfeifer). Weiter als Kirn habe ich sie aufwärts im Nahethale nicht gefunden.

An den jungen Tieren, die im Juli und August erscheinen, ist mir vielfach aufgefallen, dass sie sich durch starkglänzende kupferrote Farbe auszeichnen, was weder Leydig noch Schreiber erwähnen.

Auch bei dieser Art zeigen die Schilder des Kopfes oft Unregelmässigkeiten. Mehrmals habe ich zwischen Interparietale und Occipitale ein eingeschobenes Schildchen gefunden, auch zwischen Parietalen und Frontoparietalen kommt dies vor, bei einem meiner Exemplare nur auf der rechten Seite.

---

2. Familie. Anguidae, Schleichen.

5. **Anguis fragilis L.,** die Blindschleiche. Dieses durchaus harmlose Tierchen, welches infolge seiner schlangenartigen Gestalt so oft ein Opfer der unsinnigen Schlangenfurcht Unwissender wird, kommt bei uns in den Wäldern und an mit Buschwerk bestandenen Gehängen nicht selten vor. Es wird aber weniger häufig gefunden, als man nach der Menge, in der es vorhanden ist, annehmen sollte. Das kommt daher, dass es bei Tage in Erdlöchern, unter Steinen etc. verborgen liegt und diese Schlupfwinkel meist nur des abends verlässt, um sich Nahrung zu suchen, Nacktschnecken und Regenwürmer. Aber auch bei Tage kommt es hervor und zwar findet man es dann gerade in der ärgsten Sonnenhitze, aber an Stellen, an denen es nur ein an Suchen gewöhntes und im Finden geübtes Auge entdeckt. Seine Farbe und sein regungsloses Daliegen im Versteck sind sein Schutz.

Inbezug auf die Farbe habe ich bei Kreuznach drei deutlich unterschiedene Varietäten beobachtet:

a) Die typische Art. Sie ist von dunkelbrauner Farbe, die oft nach dem Kupferroten neigt. Ausgewachsene Exemplare sind selten ganz einfarbig, sondern haben meist schwache dunklere Längsbinden; jüngere sind viel heller und haben in der Rückenmitte einen scharf abgegrenzten dunklen Längsstreifen, auch wohl zwei ganz nahe verlaufende. Die Seiten sind auch dunkel und gegen den Rücken hin scharf begrenzt. Die Unterseite ist gleichfalls dunkel, bei älteren Stücken aber werden die Seiten nach dem Bauche zu heller, sodass nur die Mitte desselben dunkel, oft schwarz bleibt.

b) Eine blaugefleckte Abart (var. cyaneopunctata). In der Grundfarbe unterscheidet sie sich nicht wesentlich vom Typus. Der Rücken ist meist einfach braun, welche Farbe nach den Seiten zu allmählich heller wird und endlich in Bleigrau bis Weiss auf dem Bauche übergeht. Die Mittellinie des Bauches ist stets etwas dunkler. Das gleichmässige Braun des Rückens ist jedoch durch prachtvoll kornblumenblaue Punktflecken unterbrochen. Dieselben sind ganz unregelmässig zerstreut, bisweilen sehr dicht gestellt, (dies besonders im vorderen Teile des Rückens) und haben im Durchschnitt etwa 1 mm Durchmesser; doch kommen sie auch kleiner, seltener grösser vor. Bei einem Tiere, das ich bald nach der Häutung tötete, sind die Flecken besonders schön dunkel (auch noch im Weingeist) und in sehr grosser Menge vorhanden. In der Mittellinie des Rückens fliessen sie sogar zu einem nur wenig unterbrochenen Längsstreifen zusammen, der auf der 18. Schuppenreihe beginnt und bis zum Beginne des dritten Drittels zwischen Kopf und After geht. Von hier an vereinzeln sich die Flecken wieder mehr, bis der letzte genau überm After steht. Der Streifen nimmt die beiden mittelsten Reihen der Schuppen ein, neben ihm befinden sich aber noch unregelmässig verteilte weitere Flecken, die sich fast auch noch zu zwei Reihen gruppieren. Es rühren nun diese Flecken, wie ich mich bei allen mir vorgekommenen Exemplaren überzeugt zu haben glaube, nicht von Abreibung der Schuppenoberhaut her, wie dies mehrfach bei der Ringel- und der Würfelnatter von mir beobachtet worden ist, sondern beruhen auf einer Anhäufung von blauem Farbstoff unter der Oberhaut, der durch diese hindurchscheint. Daher kommt es auch, dass derartige Stücke nach der Häutung am prächtigsten aussehen. Kirschbaum erwähnt auch, dass sich bei manchen Exemplaren „blaue Fleckchen zeigen", meint aber, dass sie von der bevorstehenden Häutung herzurühren scheinen. Ebenso waren O. Boettger schon derartige Exemplare aus der Gegend von Frankfurt vorgekommen, aber nachdem ich ihm eines von hier gesandt hatte, schreibt er mir, dass er so schöne nie gesehen habe und dass er jetzt mit Bestimmtheit erkenne, dass die Flecken nicht, wie er vorher wohl geglaubt habe, durch Abschülferung der Oberhaut entstanden sind.

Auch Schreiber führt unter e eine var. auf: corpore supra maculis coeruleis sparso, setzt aber noch hinzu auribus plerumque conspicuis. Es ist das die Otophis Eryx Fitzingers. Deutlich sichtbare Ohröffnungen habe ich aber bis jetzt noch nicht bei den Kreuznacher Tieren finden können, obgleich ich in

den letzten Jahren jedes mir zugängliche darauf hin untersucht habe. Ich kann darum nicht annehmen, dass sich Fitzingers Otophis Eryx auf unsere Blindschleiche beziehen liesse. Zudem sagt Schreiber ausdrücklich, dass diese Abänderung von ihm vorzugsweise an ungarischen und südrussischen Tieren wahrgenommen worden sei, aber nur bei alten vorkomme, was auch von Brehm erwähnt wird.

Nun, das oben genauer beschriebene Stück ist ein noch nicht ganz ausgewachsenes und es ist nicht das einzige junge Tier, das ich in so schönem Kleide in Händen hatte. Endlich macht mich O. Boettger darauf aufmerksam, dass bei den südrussischen Stücken Fitzingers stets eine etwas grössere Anzahl von Schuppenreihen vorkommt als bei den Tieren unserer Gegend. — Auch aus diesem Grunde kann ich sie nicht für die var. e von Schreiber halten, sondern sehe in ihr eine sehr hübsche, wie mir scheint, auf das mittlere Rheingebiet beschränkte Abart.

Auf der Haardt und im Gehölz hinter der Monau ist sie nicht selten zu finden; die Schüler O. Hoerning, Heinr. Mayr und A. Kullmann brachten mir die meisten Exemplare derselben.

c) Eine blaubauchige Abart (var. caeruleoventris). Einige Tiere, die ich von der Haardt erhielt, zeichnen sich durch eine hellhimmelblaue Bauchseite vor den übrigen aus, eine Färbung, wie ich sie noch nirgend erwähnt gefunden habe. Die beiden mittleren Längsreihen der Bauchschuppen sind reinblau, die drei seitlich davonstehenden blau und rosa marmoriert; bei den folgenden Reihen werden die blauen Stellen immer dunkler, die Färbung geht allmählich in das Braune der Seiten über und der Rücken hat ganz die Farbe des Typus. Die Unterseite des Schwanzes ist nur weiss und blau marmoriert. Dass das Blau nicht wie bei der Würfelnatter eine Folge der sich lösenden Epidermis ist, geht daraus hervor, dass die Farbe vor und nach der Häutung eine ganz gleichmässige war.

Die Verbreitung der Blindschleiche ist im ganzen Nahegebiet eine ziemlich gleichmässige; überall ist sie bekannt und überall führt sie denselben Namen. Leider ist aber auch überall noch ihr Schicksal dasselbe: das unschuldige, dabei so nützliche Tier wird als Schlange verfolgt und getötet und dies oft genug auf recht rohe Weise.

III. Ordnung. **Ophidia**, Schlangen.

1. Familie. Colubridae, Nattern.

6. **Coronella austriaca Laur.**, die Schlingnatter oder die glatte Natter. Hat die Ringelnatter eine Krone, so ist die Schlingnatter nur mit einem Krönchen (daher Coronella) geziert. Dieses aber in Gestalt des dunkeln, bisweilen hufeisenförmigen Fleckes auf dem Hinterkopf in Verbindung mit der doppelten dunkeln Fleckenreihe des Rückens, dazu ihr bissiges Wesen ist schuld daran, dass sie so sehr oft für die Kreuzotter gehalten und natürlich statt dieser getötet wird.

Sie kommt in den Wäldern des Nahegebietes überall vor und zwar mit graubrauner Grundfarbe, meist aber mit rötlichem Farbenton. Inbezug auf die Färbung der Kopfoberseite unterscheide ich bei allen ausser dem bekannten erwähnten Hinterhauptsfleck noch 2 mehr oder weniger dunkle Querbinden. Die eine befindet sich am Hinterrande des Frontale und der beiden Supraocularen; sie hat, da das Stirnschild meist nach hinten sehr spitz ist, oft die Gestalt eines schmalen, querverlaufenden Zickzackbandes. Das vordere Querband entsteht durch Dunklerfärbung des Hinterrandes der Praefrontalen und sieht, da das Frontale vorn meist nur einen sehr stumpfen Winkel hat, gewöhnlich wie ein Halbmond aus. In vielen Fällen zieht sich dieser Bogen über die Augen hinweg und verbindet sich mit dem dunklen Streifen, der von der Nase kommend zum Mundwinkel und weiter geht. Bei einigen Tieren zeigte sich diese Binde noch deutlich im Auge, indem die eine Hälfte der Iris gelblich weiss, die andere ganz dunkel war.

Auffallend ist es mir, dass ein so sorgfältiger Beobachter wie Leydig dies nicht erwähnt; ich habe, einmal darauf aufmerksam geworden, diese Zeichnung selbst bei jungen Tieren, bei denen die ganze Kopfoberseite gleichmässig schwarz schien, unter schräg auffallendem Lichte deutlich erkennen können. Der von Leydig beobachtete bläuliche Schimmer auf dem Kopfe tritt besonders bei jungen Tieren sehr deutlich hervor.

Nach Leydig ist die „Grundfarbe des Bauches ein lichtes Grau mit einem Stich ins Bräunliche“. Mir sind vielfach hier Tiere vorgekommen mit dunkelchokoladenfarbener Unterseite. Nach vorn zu wird die Farbe dann etwas lichter und zwar durch viele eingestreute rostgelbe Punkte. Bei manchen Exemplaren nahmen diese nach vorn so zu, dass rostgelb

die vorherrschende Farbe wurde. Der Hals bleibt gewöhnlich weiss, oder er hat gelbliche Flecken, die 4 Rinnenschilder aber fand ich stets ungefleckt. Junge Tiere mit ziegelroter Unterseite kommen hier seltener vor. Was nun die Rückenflecken anbetrifft, so sind bei Kreuznach entschieden solche Tiere vorherrschend, bei denen sich die nebeneinander liegenden Flecken der beiden Reihen im vorderen Teile des Körpers zu Querbinden umbilden. Die Flecken selbst sind meist rostgelb oder rotbraun mit schwarzem Rande und dadurch treten sie so stark hervor. Es kommen aber auch Tiere vor, bei denen sie so matt sind, dass die Oberseite fast einfarbig erscheint.

Coronella austriaca scheint sich sehr spät in die Winterquartiere zurückzuziehen; wiederholt habe ich noch Ende Oktober und später Tiere gesehen oder erhalten.

7. **Calopeltis Aesculapii Bonap.,** (Coluber flavescens Gmel.), die Aeskulapschlange oder gelbe Natter. Das nicht ferne Schlangenbad jenseits des Rheines ist bekanntlich der Ort, wo diese Schlange in Deutschland allein mit Sicherheit aufzufinden ist. Im Jahre 1880 brachte mir ein Arbeiter ein in einer Gerberei hier in Kreuznach gefangenes Exemplar. Meine Freude über diesen Fund wurde aber wesentlich herabgestimmt, als ich bei weiterem Nachforschen zu der Ueberzeugung gelangte, dass das Tier hier in Gefangenschaft gehalten worden und dieser entlaufen war.

8. **Tropidonotus natrix Boie.,** die Ringelnatter. Diese in ganz Deutschland am meisten verbreitete und unter allen daselbst noch am besten gekannte Schlange ist im Gebiete der unteren Nahe verhältnismässig recht selten zu finden. Es findet das seine Erklärung darin, dass sie sumpfige, wasserreiche Gegenden vorzieht, unser Gebiet aber trocken ist und von Jahr zu Jahr durch Drainage noch mehr ausgetrocknet wird. In den Thälern der Seitenbäche ist sie mehr zu finden. In den ersten Jahren meines hiesigen Aufenthaltes ist sie mir auf meinen ausgedehnten botanischen Excursionen nie vorgekommen, und selbst, als mein Interesse für die Reptilien hiesiger Gegend erwacht war und ich mich bemühte, sie aufzufinden, waren meine Bemühungen vergeblich. Da erhielt ich durch Herrn K. Engelmann im Jahre 1874 ein prächtiges Exemplar. Der damalige städtische Förster R. hatte es in der Nähe des Forsthauses gefangen, ihm für mich übergeben und, man sollte es kaum für möglich halten, damit es nicht verhungere, Hafer in die Kiste gelegt!!

Das Vorkommen dieser schönen Schlangenart ganz in der Nähe von Kreuznach war somit konstatiert; jedoch dauerte

es bis zum Jahre 1877, ehe mir ein zweites Exemplar aus der Gegend zu Gesichte kam. Dieses brachte mir der Schüler A. Bischof aus Münster a. St. und zwar war es ein ungewöhnlich starkes Weibchen von über 4 cm Durchmesser. Er hatte es im Huttenthale gefangen, während er ein zweites Exemplar, „das zwar nicht ganz so dick war", nicht hatte erwischen können. Ich habe das Tier einige Wochen in der Gefangenschaft gehalten; während dieser Zeit legte es in einer Nacht dreiundsiebenzig Eier ab, die, entgegen der Regel, nicht perlschnurartig an einander hingen. Obgleich ich seinen Behälter nach meiner Meinung sehr fest verschlossen hatte, ist es mir doch entkommen; ich hätte es wegen seiner Grösse gern in die Schulsammlung genommen. Später wurde mir durch Ph. Andres ein in Kirn gefangenes, kaum dünneres gebracht, leider stark in Verwesung und darum auch nicht zum Aufbewahren geeignet. Auch fing ich einige selber z. B. am Bache am Südfusse des Lembergs. Der für hier interessanteste Fund dürfte wohl der von einem mittelstarken Stücke sein, das im Juni 1887 an der Saliner Brücke gefangen wurde. Im ganzen sind mir in den 17 Jahren meines Hierseins nur 14 Ringelnattern vorgekommen, gewiss eine geringe Zahl, wenn ich bedenke, dass ich in dieser Zeit aus dem Gebiete sicherlich zwischen 300 und 400 Schlangen überhaupt in Händen gehabt habe.

Was die Farbe der bei uns vorkommenden Ringelnattern anbetrifft, so herrscht die reingraue Grundfarbe vor. Das Exemplar von der Saliner Brücke weicht jedoch von den übrigen erheblich ab. Es hatte fast die olivengraue Grundfarbe der Würfelnatter, dazu zeigte es lebend jederzeit nur eine Reihe Flecken, während der obere Teil der Seiten und der Rücken durchaus einfarbig war. Im Weingeist sind jedoch noch ganz schwache Andeutungen zweier weiterer Reihen hervorgetreten. Auch die hellen Nackenflecken „die Krone" oder „das Halsband", diese sichersten Kennzeichen dieser Schlange*), weichen bedeutend ab. Wenn Leydig sagt, dass bei Tieren deutscher Gegenden das Schwarz den hellen Fleck vorn und hinten umgreift, und Schreiber, dass „dieselben Flecken niemals so sehr in die Quere erweitert sind, dass sie in der Mittellinie des Nackens zu einer zusammenhängenden Binde

*) Bekanntermassen ist diese Schlange die „Unke" des Märchens. Interessant war es mir nun, aus der Kirschbaumschen Arbeit zu erfahren, dass dieser Namen in der Lahngegend noch gebräuchlich ist. Auch am Rhein, in der Gegend von St. Goar, unterscheidet man nach der Mitteilung von Noll die Ringelnatter als „Landunke" von der „Wasserunke", der Würfelnatter. Zoologischer Garten 1869.

verfliessen, so macht dies Tier eine Ausnahme von beiden Regeln: der Nackenfleck bildet eine solche zusammenhängende Binde, und von Schwarz vor derselben ist keine Spur zu bemerken. Doch ist dies nicht das einzige Tier, bei dem dies der Fall ist, sondern unter den wenigen, die ich aus dem Gebiet gesehen habe, waren verschiedene ohne das vordere Schwarz, besonders junge Tiere, und bei zweien noch ist die Mitte des hellen Bandes nur um einen Schatten dunkler, der aber nur bei genauer Betrachtung auffällt. — Schliesslich will ich noch bemerken, dass die weisse oder gelbe Farbe der Flecken nicht auf weibliches resp. männliches Geschlecht hindeutet, sondern ganz unabhängig von diesem auftritt.

9. **Tropidonotus tessellatus Wagl.**, die Würfelnatter. Wenngleich ich im Jahre 1874 im „Zoologischen Garten“ schon ausführlich über das hiesige Vorkommen dieser in Deutschland so sehr seltenen Schlange berichtet habe, so will ich doch der Vollständigkeit wegen an dieser Stelle das Notwendigste noch einmal kurz erwähnen.

Im Sommer 1871 bekam ich die Würfelnatter zum ersten Male zu Gesichte, erkannte sie aber nicht, sondern hielt sie für eine Varietät von Tropidonotus natrix. Auch später, als mich meine Untersuchungen darauf hinwiesen, dass es eine andere, mir bisher nicht bekannte, weil in Deutschland bisher nicht vorkommende Schlange sein müsste, konnte ich es nicht für möglich halten, dass hier bei Kreuznach, wo alljährlich so viele Menschen zusammenkommen, das Tier bei seiner Häufigkeit sollte übersehen worden sein. Dass v. Heyden*) die Würfelnatter bei Ems aufgefunden hatte, war ziemlich unbekannt geblieben; wenigstens war in den mir damals zugänglichen Werken nichts davon zu finden, und Nolls Fund**) an der Loreley und bei St. Goar 1869 war dafür ebenfalls noch zu neu. 1874 zeigte ich das Tier auf der Generalversammlung des naturhistorischen Vereines zu Andernach vor. Professor Troschel bestätigte mir zwar, dass es keine Tropidonotus natrix sei, was es aber sei, konnte er nicht angeben; Dagegen erkannte es Dr. K. Koch sofort als die Würfelnatter. Dr. Noll, von ihm davon in Kenntnis gesetzt, besuchte mich, um sich an Ort und Stelle von dieser ihn so sehr interessierenden Thatsache zu überzeugen, und veranlasste mich zu dem oben erwähnten Berichte, dessen nächste Folge war, dass von allen Seiten Bitten um Zusendung von Würfelnattern kamen. Bei Gelegenheit eines Vortrages, den A. Brehm 1881 hier hielt,

*) Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogtum Nassau, Band 16.
**) Zoologischer Garten, Band 10.

erzählte er mir, er habe meine Beobachtungen in die neue Auflage seines Tierlebens aufgenommen. Dass dabei leider das Versehen passiert ist, statt Kreuznach Kreuzburg zu drucken, hat mich vielleicht vor einer Ueberzahl von derartigen Bitten bewahrt.

Inbezug auf ihre **Verbreitung** habe ich seit meiner ersten Veröffentlichung nicht mehr viel neues erfahren. Dass sie wirklich bis Kirn aufwärts steigt, wie ich damals glaubte, ist mir heute sehr zweifelhaft. In den 13 Jahren habe ich unausgesetzt darnach gestrebt, dort ein Exemplar zu sehen oder eins von dorther zu erhalten. Bis jetzt ist es mir nicht gelungen, denn alle mir von dort gesandten „Wasserschlangen“ waren Ringelnattern. Sicher habe ich die Würfelnatter naheaufwärts nur bis in die Gegend von Niederhausen verfolgt. Bei Münster a. St. ist sie nicht selten, je näher aber nach Kreuznach zu, um so häufiger ist sie zu finden, besonders an der Saliner Brücke, nirgend jedoch so vielfach wie im Beltz und an der Elisabethquelle. Wenn v. Heyden in dem angeführten Aufsatze erzählt, dass sie sich in Ems besonders an solchen Stellen aufhalte, wo im Flussbett noch heut warme Quellen entspringen, so hat sie sich hier genau ebensolche Stellen ausgesucht. Vielleicht könnte man sogar daraus folgern, dass dort, nachdem die bekannten Quellen gefasst sind, noch immer andere, bis jetzt unbekannte vorhanden seien!? Unterhalb dieser Gegend kommt sie noch oft vor an Kiskys Wörth und bei den Schneeganßschen Mühlen, ebenso an der alten Nahe; weiter abwärts aber scheint sie seltener zu sein. Es ist mir nur eine einzige Nachricht zugekommen, dass sie bei Laubenheim gesehen worden ist, und Dr. Glaser, Realschuldirektor in Bingen, hat sie dort auch nicht auffinden können. Was nun ihre weitere Verbreitung anbelangt, so ist sie Bewohner des Rheines zwischen Nahe- und Lahnmündung. Dr. Noll fand sie 1869 bei St. Goar und an der Loreley, Dr. Bach 1870 in Boppard, wie mir sein damaliger Schüler, jetziger Lehrer Pfeifer in Gemünden mitteilt, v. Heyden in der Lahn 1819. Ausserdem soll sie in der Mosel vorkommen, wo aber, ist mir nicht bekannt geworden.

Häufigkeit ihres Vorkommens und Grösse. Wer in Leydig's Werk über die deutschen Schlangen die Bemerkung über das Vorkommen der Würfelnatter im Nahethale liest: „die Exemplare von diesem Fundort sind in der naturhistorischen Sammlung des hiesigen rheinisch-westfälischen Vereines aufgestellt“, könnte leicht zu der Meinung kommen, ihr Vorkommen hier sei ein sehr seltenes; denn dort sind nur 2 Tiere

vorhanden. Dass dies nicht der Fall ist, geht schon aus den obigen Mitteilungen hervor. Ich will aber als Erläuterung, in welcher grossen Menge das Tier hier zu finden ist, zu dem Beispiel, das ich im „Zoologischen Garten“ angegeben habe, noch ein zweites bringen. Am 21. Juli 1887 haben die Schüler E. Mors und O. Simon in nicht ganz einer Stunde über 30 Stück gefangen! Es waren meist jüngere und mittelstarke Exemplare, die sie aus ihren Schlupfwinkeln unter den Steinen herausgeholt hatten. — Ich glaube schwerlich zu hoch zu greifen, wenn ich annehme, dass ich allein gegen oder über 300 Würfelnattern in Händen gehabt habe. Von einem Abnehmen seit Bekanntwerden des hiesigen Fundortes kann keine Rede sein; nach Ausspruch der Fischer ist sie im letzten Sommer sogar häufiger als je zu sehen gewesen.

Schreiber giebt als Normallänge 80 cm. an, ebenso Ludwig in „Die Wirbeltiere Deutschlands“. Hier kommen oft Exemplare vor, die diese Länge überschreiten, und solche von Meterlänge habe ich mehrfach in Händen gehabt. Bis zu welcher Stärke diese Schlange hier heranwächst, davon ein Beispiel. Im Jahre 1881 kam ein Mann zu mir und bot mir eine „Wasserschlange“ zum Kauf an. Als er mir sie zeigte, war ich über die sehr bedeutende Stärke ebenso erstaunt, wie es mir leid that, dass ich das Exemplar nicht gebrauchen konnte. Sie hatte einen Durchmesser von fast 5 cm. — ich habe noch keine dickere gesehen — war aber schon sehr bedeutend in Fäulnis übergegangen. Auf meine Fragen erfuhr ich über den Fang folgendes: Er sei ein auf Ackvas Mühle beschäftigter Müllerbursch. Vor 4—5 Tagen habe er dort in der Nahe gebadet und sich dabei eine zeitlang im Wasser in der Nähe des Ufers hingesetzt. Da sei ganz leise etwas an seinen Fuss gekommen. Weil es ihm nun so vorgekommen wäre, als sei es ein Aal, so habe er stille gehalten und der Aal habe sich dann um sein Bein herumgewunden. Als er aber nun zugefasst, habe er einen fürchterlichen Schreck bekommen, denn statt eines Aales habe er eine Schlange aus dem Wasser gezogen. Da er aber glücklicherweise gerade den Kopf gepackt hätte, so habe er sie gleich todtgeschlagen und dann weggeworfen. Nun hätte er gehört, dass ich Wasserschlangen kaufte, und da habe er sie wieder gesucht und bringe sie mir nun. Dass ich sie ihm nicht abnehmen mochte, wollte ihm gar nicht zu Sinne.

Was die **Färbung** der Naheexemplare anbetrifft, so ist zu bemerken, dass sie in zwei Grundfarben vorkommen. Die bei weitem grösseste Zahl der Individuen gehört zur grauen

Farbenreihe. Junge Tiere derselben sind schmutzigweiss mit in 4 Reihen stehenden, abwechselnden, dunkelgrauen Würfelflecken und haben auf dem Kopfe verschiedene dunkle Flecken, deren beständigste zwei vom Hinterkopf divergierend nach hinten verlaufende Streifen sind. Je älter das Tier wird, desto mehr verdunkelt sich die Grundfarbe und um so matter wird die Hinterhauptszeichnung. Bei Tieren mittlerer Grösse (60 cm.) ist erstere meist dunkelgrau, oft mit einem Stich ins Gelbliche. Bei ihnen gerade ist die Würfelung der Oberseite sehr schön zu sehen und die hellen Querbänder an den Seiten treten deutlich hervor. Ganz ausgewachsene Tiere haben eine graugrüne oder olivengraue Farbe und die dunklen Flecken sind sehr wenig deutlich oder scheinen ganz zu fehlen. Von einiger Entfernung aus erkennt man jedoch in den meisten Fällen die charakteristischen helleren Zwischenräume an den Flanken. Solche Exemplare dürften wohl der Schreiberschen concoloren var. a zuzuweisen sein.

Die Minderzahl hat statt der grauen eine schöne braue Grundfarbe und diese ist viel beständiger als die graue. Ausgewachsene braune Tiere sind mir sehr viel seltener vorgekommen als jüngere.

Die Unterseite ist bei allen zweifarbig, schwarz und weiss; jedoch ist das Schwarz nicht immer reinschwarz, sondern oft ein ganz dunkles Blau, und das Weiss ist häufig gelblich oder fast orangefarbig. Diese Farben sind verschiedenartig verteilt. Der Hals ist gewöhnlich ganz hell; etwa auf dem zehnten Schilde beginnt ein dunkler Längsstreifen, anfangs noch oft unterbrochen, bald sehr schmal, bald breiter, meist mit gezacktem Rande. Dadurch wird der übrige Raum in 2 helle seitliche Zonen abgeteilt, die bisweilen noch an den Aussenrändern durch eine schwarze Fleckenreihe eingefasst sind. Es sind mir aber auch schon Tiere vorgekommen, wo eine solche dunkle Längsbinde nicht zu sehen war; es hatten sich dann dunkle und helle Quadrate von der Grösse der Schilderbreite, fast schachbrettartig über die ganze Bauchfläche verbreitet. Wenn Leydig angiebt, dass die Schwanzunterseite n u r schwärzlich sei, so trifft das für die hiesigen Tiere nicht zu. Von ihnen hatten die allerwenigsten der von mir untersuchten eine einfarbige Unterseite, sondern die Würfelung ging bei manchen fast in derselben Schärfe bis zur Spitze, bei den meisten aber wurden die hellen Teile etwas dunkler, waren aber dennoch immer deutlich als hellere zu erkennen.

Ein höchst eigentümliches Aussehen haben manche Tiere dadurch, dass bei ihnen alles Schwarz der normal gefärbten

Exemplare sich in ein oft ganz helles Blau umgewandelt hat. Ich habe dergleichen in früheren Jahren mehrfach gesehen, habe aber kein Gewicht darauf gelegt, weil ich der Meinung war, sie ständen kurz vor der Häutung. Im letzten Sommer erhielt ich von den 31 am 21. August gefundenen mehrere darunter befindliche blaubäuchige. Da ich inzwischen bei der Blindschleiche die var. caeruleoventries aufgefunden und mich bei ihr überzeugt hatte, dass die Farbe vor und nach der Häutung dieselbe war, wurde ich stutzig. Besonders brachte mich der Umstand zu der lange festgehaltenen Meinung, ich hätte eine noch nicht bekannte Farbenvarietät der Würfelnatter vor mir, dass eines der Tiere sich bei mir häutete und auch nach der Häutung der Bauch schön hellblau war. Da er aber im Weingeist später ganz dunkelblau wurde, untersuchte ich die übrigen blaubäuchigen genauer und fand dann, dass meine frühere Ansicht doch die richtige ist. Das Blau wird unzweifelhaft durch „Ueberlagerung des schwarzen Pigmentes von Seiten eines trüben Mittels“*) hervorgerufen, und dieses ist die undurchsichtig werdende Epidermis, vielleicht auch die Luftschicht unter der sich lockernden Oberhaut. Da nicht nur die Unterseite blau ist, sondern auch — und dies fällt besonders bei jüngeren braunen Exemplaren auf — die Flecken zwischen den helleren Querlinien der Flanken, so nehmen sich die Tiere in diesem Zustande sehr hübsch aus und können leicht zu dem obenerwähnten Irrtum Anlass geben.

Die **Beschilderung des Kopfes** weicht oft von der Regel ab; besonders findet man bei jüngern Tieren entweder eine Einschiebung eines oder einiger Schildchen oder eine Verschmelzung mehrerer zu einem. Bei einem Exemplar fand ich aber auch eine Kombination beider Abänderungsformen, indem bei ihm das Frontale mit den beiden Praefrontalen verschmolzen, und an der Stelle, wo die Nähte zwischen Internasalen und Praefrontalen sich kreuzen müssten, ein rautenförmiges Schildchen eingeschoben ist. Am unregelmässigsten aber ist das Zahlenverhältnis bei den Vorder- und Hinteraugenschildchen. Dass die darauf gegründete **Trop. hydrus** Gmel., die noch jetzt vielfach als Varietät angesehen wird, auch als solche durchaus hinfällig ist, kann ich bestätigen. In früherer Zeit von mir daraufhin untersuchte Tiere hatten stets 3 Prae- und 4 Postocularia; ich glaubte darnach, dass hier nur diese Var. vorkomme. Nachdem mir jedoch Strauch's Untersuchungen bekannt geworden waren, habe ich vor

*) F. Leydig, über das Blau in der Farbe der Tiere im Zoologischen Anzeiger 1885.

kurzem alles mir noch zugängliche Material genau angesehen und daraus erkannt, dass es nur ein Zufall sein kann, der mir früher zu den wenigen Zählungen der Augenschildchen stets mit 3 resp. 4 solcher versehene Tiere in die Hände geführt hat. Ich habe jetzt 44 Exemplare untersucht und dabei folgendes gefunden:

	12	hatten	3 Praeocularia,	4	Postocularia
	4	„	3 „	3	„
	2	„	3 „	5	„
	11	„	2 „	4	„
	6	„	2 „	3	„
	2	„	2 „	5	„
und	1	hatte	2 „	u. nur **ein**	einziges Postoculare.

Die übrigen sechs waren auf beiden Seiten verschieden beschildert; das Verhältnis 3 : 4 kam am meisten vor.

Auffallend ist zwar, dass die Zahl der typischen Exemplare viel geringer ist als die der Varietät, ja sogar als die einer Zwischenform; aber immerhin geht aus dem obigen hervor, dass das Zahlenverhältnis der Augenschildchen so schwankend ist, dass man darnach unmöglich eine Varietät aufstellen kann.

Hieran schliesse ich die Erwähnung einer Abnormität oder vielleicht einer Krankheit, die mir an einigen ausgewachsenen Exemplaren aufgefallen ist. Ueber den grössten Teil des Rückens geht genau in der Mitte eine vertiefte, etwas dunklere Linie, deren genauere Untersuchung ergab, dass die mittlere Schuppenreihe wie erkrankt aussieht. Teilweise sind die Schuppen an der Spitze wie zerfressen und daselbst von dunkler, fast schwarzer Farbe; meist aber sehen sie am Seitenrande so aus. Dadurch sind sie auch merklich schmäler, als die andern. Ausserdem treten zwischen dieser schmäleren Schuppenreihe und den beiden Nebenreihen warzenartige dunkle Hautwucherungen hervor. Dass derartige degenerierte Schuppen vielfach bei gefangenen Reptilien vorkommen, ist mir leider zu gut aus der Erfahrung bekannt, ebenso, dass Milben daran schuld sind. Aber die Schlangen, bei denen ich dies beobachtete, waren frisch eingefangen und von Milben habe ich ebensowenig bei ihnen bemerken können, wie von anderen Schmarotzern, die die Veranlassung sein könnten. Zudem ist es bemerkenswert, dass ich derartige Schuppen nur über dem Rückgrat fand.

Zum Schlusse will ich noch einige die **Lebensweise** des Tieres betreffende Ergänzungen meiner früheren Arbeit hinzufügen. An sonnigen Sommertagen ist es an der Elisabeth-

quelle zur Zeit der grössesten Hitze, also zwischen 10 und 3 Uhr, oft zu sehen. Bisweilen liegt es lang ausgestreckt oder mit der hinteren Hälfte aufgerollt auf einem nicht mit Wasser bedeckten Steine des Gefaches, häufiger aber regungslos unterm Wasser, zusammengerollt oder geschlängelt, manchmal auch teilweise unterm Stein. Die Regungslosigkeit ist aber nur Schein, denn die Würfelnatter liegt auf der Lauer. Wehe dem Fischchen, das in erreichbarer Ferne an ihr vorüberschwimmt! Blitzschnell ist es meist gepackt und dann dem sicheren Tode verfallen. Nur einmal habe ich gesehen, dass sie die aufs Korn genommene Beute verfolgte. In den von mir beobachteten Fällen geschah das Zupacken in der Mitte der Bauchseite, während Leydig angiebt, dass es am Kopfe geschähe. Die Schlange schwimmt dann, ihren Raub ganz fest haltend, dem Lande zu, legt sich mit etwa dem vorderen Drittel ihres Körpers aufs Trockene und wirft nun den Fisch so lang seitwärts bis sie ihn am Kopfe packen kann; dann erst beginnt das Verschlingen. Will man dies beobachten, so muss man aber äusserst vorsichtig sein, da sie beim geringsten Geräusch ihre Beute fahren lässt und fortschwimmt. Fängt man sie nach dem Verschlingen derselben, so würgt sie sie, den Rachen mehrmals hintereinander furchtbar weit aufreissend, wieder zurück und speit sie wieder aus. Der Bruder von A. Brehm, der die Würfelnatter in den Teichen am Schlosse Escurial beobachtete, berichtet, dass die Schlangen den gefangenen Fisch über dem Wasserspiegel halten, wenn sie zum Zwecke des Verzehrens dem Lande zuschwimmen. Ich konnte dies bis jetzt nur einmal sehen, in welchem Falle der Fisch, augenscheinlich ein Schneider, dem Tiere verhältnismässig gross zu sein schien und sehr stark zappelte. Leider schwamm das Tier dem entgegengesetzten Ufer zu. Eine hübsche diesbezügliche Beobachtung erzählte mir E. Trautwein, ein Schüler, der sowohl durch seine Neigung, als durch die Lage seines elterlichen Hauses häufig Gelegenheit zur Beobachtung der Würfelnatter hat. Er teilte mir mit, dass er auf einem Steine am Ufer einen „Schlauberger“ (Cobitis barbatula) habe liegen sehen und daneben ein kleines, nicht viel über einen Fuss grosses Schlängelchen, den Kopf auf dem Stein, als ob es den Fisch beobachtete. Er mochte ihr wohl zu gross gewesen sein oder ihr durch seine heftigen Bewegungen entschlüpft sein und hier war es ihr nicht gut möglich, ihn wieder zu ergreifen. Nachdem Trautwein die Schlange gefangen, habe er den Fisch ins Wasser gesetzt und der sei munter davon geschwommen.

In späteren Nachmittagsstunden habe ich die Würfelnatter aber auch anders verfahren sehen, um ihre Beute zu erhalten; sie war dann nicht auf dem Anstande, sondern ging auf die Suche. Ganz langsam und vorsichtig steckt sie dann ihren Kopf unter einen Stein nach dem andern, schwimmt eine Strecke weiter, hält plötzlich ein und bleibt wie versteinert in der Stellung, die sie gerade beim Schwimmen hatte — sie scheint zu horchen! — fährt dann mit dem Suchen unter den Steinen fort, bis sie von den darunter sich aufhaltenden Fischen z. B. Grundeln oder Kaulköpfen einen erbeutet hat. Ich habe diese Art des Fischens mehrmals am Fusse des Rheingrafenstein gesehen. Eine Eigentümlichkeit, die ich selber noch nicht beobachtet, die mir aber der oben erwähnte E. Trautwein so lebendig beschrieben hat, dass ich an der Richtigkeit nicht zweifeln kann, will ich noch erwähnen. Er erzählt, dass er mehrfach Würfelnattern gesehen habe, die sich ganze Strecken weit an der Oberfläche des Wassers treiben liessen. Dabei strecken sie sich ganz gerade aus, halten den Körper so eben unter der Oberfläche, stecken aber Kopf und Schwanz aus dem Wasser hervor.

---

2. Familie. Viperidae, Giftschlangen, Vipern.

Pelias berus L., die Kreuzotter. Obgleich diese in manchen Gegenden Deutschlands noch immer häufige Giftschlange im Gebiete nicht vorkommt, habe ich sie doch mit in die Bestimmungstabelle aufgenommen. Ich hielt dies für zweckdienlich, weil mir vielfach die Meinung entgegengetreten ist, sie sei hier zu finden, und weil nach meinen Erfahrungen fast überall eine völlige Unkenntnis von ihrem Aussehen herrscht. Bei der grossen Gefährlichkeit ihres Bisses ist es ja auch zu verstehen, wenn man jede Schlange aus Furcht, es könne eine Kreuzotter sein, ohne langes Besinnen einfach totschlägt. Warum aber sollen wir den Gerechten mit dem Gottlosen verderben? Warum nun gar die Unschuldigen ausrotten, wenn nicht einmal ein einziger Bösewicht darunter vorhanden ist? Und dass dies letztere hier bei uns der Fall ist, glaube ich mit grössester Sicherheit aussprechen zu können.

In den ersten Jahren meines Hierseins habe ich eifrig nach dem Tiere gesucht, weil mir von vielen Seiten versichert wurde, es käme hier vor und weil mir auch die Gegend für sein Vorkommen durchaus geeignet schien. Als ich aber nie auch nur eine Spur davon entdeckte, wurde ich misstrauisch gegen diese Versicherungen und suchte den Berichten mehr

auf den Grund zu kommen. Da merkte ich denn sehr bald, dass auf alle nichts zu geben war, da die meisten Menschen aus Furcht vor dem Biss es gar nicht wagen, eine Schlange genauer anzusehen; überall erfuhr ich, dass die Schlingnatter gemeint war, wenn der Ausdruck Otter nicht überhaupt für „Schlange“ zu nehmen war. Sowohl durch ihr bissiges Wesen als durch den dunkeln Fleck auf dem Kopfe und die beiden besonders bei jüngeren Tieren sehr hervortretenden Fleckenreihen auf dem Rücken, ist die Schlingnatter zu der zweifelhaften Ehre gekommen, für die Kreuzotter zu gelten und statt ihrer büssen zu müssen. Einige mir noch gegenwärtige Fälle mögen dies zeigen. Vor Jahren übersandte mir Herr Landrat Agricola eine Schlange, die ihm von Arbeitern als eine echte Kreuzotter gebracht worden war: es war die Schlingnatter. Frau Boecking sandte mir eine auf der Gräfenbacher Hütte gefangene und daselbst in Spiritus aufbewahrte Kreuzotter, die sich als eine junge Schlingnatter entpuppte. Ein Schüler brachte mir aus Ottweiler die Nachricht mit, dass auf dem Baltesbacher Hofe dort in der Nähe eine Kreuzotter gefangen worden und jetzt im Besitze der Ottweiler Schule sei. Herr Rektor Viehl, den ich um Auskunft darüber ersuchte, schreibt mir folgendes: „Nach Aussage des Herrn Kollegen Sauer ist die beim Wegebau in der Nähe des Baltesbacher Hofes gefundene angebliche Kreuzotter, wie Sie richtig vermutet haben, eine Schlingnatter. Ich habe mir selbst das Tier angesehen und, obwohl Laie, gefunden, dass Ihre mir angegebenen Kennzeichen der Schlingnatter ganz genau auf das hier aufbewahrte Exemplar passen; namentlich ist der dunkle Streifen, der von dem Mundwinkel durchs Auge geht, sehr deutlich erkennbar.“ Wie in diesen so hat sich in allen den Fällen, wo es mir möglich gewesen ist, die fragliche Kreuzotter zu sehen, herausgestellt, dass sie mit der Schlingnatter verwechselt worden war.

Jetzt galt es, den Nachrichten in der Litteratur, die das Vorkommen der Kreuzotter in der Gegend behaupten, auf den Grund zu gehen. Da fand ich drei Stellen. Zunächst wird im 38. Bande der Verhandlungen des naturhistorischen Vereines für Rheinland und Westfalen berichtet, dass Herr Oberförster Melsheimer in Linz bei Aufzählung der Orte, wo die Kreuzotter in der Rheinprovinz vorkommen soll, auch die Umgegend von Kreuznach nennt. Allerdings fügt er gleich hinzu, er habe sich selbst noch nicht von der Richtigkeit aller dieser ihm gemachten Angaben überführen können. Auf meine Anfrage bei ihm erhielt ich folgende Antwort: „— Als ich vor mehr als 30 Jahren in der Gegend von Stromberg forst-

lich beschäftigt war, hat man mir daselbst versichert, die Kreuzotter komme bei Kreuznach vor; doch weiss ich mich nicht mehr zu besinnen, mit wem ich damals darüber sprach." Nun, meine Erkundigungen, auch die, welche ich noch infolge dieser Notiz bei vielen alten Leuten hier einholte, haben meine Ansicht bestätigt, dass die Kreuzotter im Gebiete nicht vorkommt. Niemand konnte mir Sicheres sagen, und von Verletzungen durch eine Schlange hat niemand jemals etwas gehört.

Die zweite Nachricht, die ich fand, steht in der Mührschen Fauna. Nach ihm kommt sie im Morgenbachthale vor, „wo sie Herr Wagner schon öfters angetroffen und gefangen hat". Um zu erfahren, wo ich Herrn Wagner aufsuchen könnte, wandte ich mich an Herrn Mühr, z. Z. Seminardirektor in Bensheim. Derselbe schreibt mir, dass der 1868 verstorbene Herr Wagner „ein Entomologe ersten Ranges war, der nie etwas über ein Insekt sprach oder schrieb, wenn er es nicht in seinem ganzen Leben und Treiben gründlich beobachtet hatte. Dass ein solcher Mann auch der übrigen Tierwelt nicht gleichgültig gegenüberstand, ist selbstverständlich; ich hatte daher auch keine Ursache, an der bestimmten Behauptung Wagner's, dass er im Morgenbach eine Kreuzotter angetroffen, zu zweifeln". Damit war aber mein Zweifel noch nicht gehoben und ich beschloss, an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen und zwar bei den urteilsfähigsten Bewohnern des Morgenbachthales und seiner Umgebung, nämlich den Förstern. Herr Schmidt im Jägerhaus verneint ganz entschieden ihr Vorkommen. Er teilte mir mit, es sei ihm in den 42 Jahren seines dortigen Aufenthaltes niemals eine Kunde gekommen, dass jemand von einer Schlange gebissen worden sei, auch nicht aus der Zeit vor seinem Amtsantritt, und er habe doch gewiss viel Gelegenheit, mit Leuten zu verkehren, denen das beim Holzsammeln etc. leicht passieren könnte. Herr Förster Dammel von Heiligkreuz sprach sich genau so aus. Von dem Puricellischen Oberförster Herrn Klein und von Herrn Sahleck, der früher in jener Gegend Förster war, habe ich genau dieselben Nachrichten. Ich glaube deshalb berechtigt zu sein, die Wagnersche Beobachtung für einen Irrtum zu halten. Auch der frühere Realschuldirektor in Bingen, Herr Dr. Glaser, der die Mührschen Arbeiten später ergänzt und teilweise fortgeführt hat, spricht sich im Programm von 1880 in demselben Sinne aus.

Die dritte Nachricht, auf die ich stiess, erschütterte meine Ueberzeugung etwas. In Kirschbaums Reptilien u. s. w. findet sich nämlich die Bemerkung, dass Pelias berus bei Bingen von Herrn Senator v. Heyden beobachtet worden ist. Diesem

Mann aber, der bei Ems die Würfelnatter entdeckt, Schlangenbad die Aesculapschlange zuerst richtig erkan. muss man es auch wohl zutrauen, eine Kreuzotter erk. zu haben. Wenn die Beobachtung auch etwa um das Ja. 1819 wie die bei Ems gemacht worden wäre, so sagte ich mir nun, so würde dies ein Beweis sein, dass das giftige Reptil in früherer Zeit wirklich hier gewesen ist, zumal Römer-Büchner*) auch angiebt, dass sie „nicht selten bei Mainz hinter Weisenau an den Kalksteinbrüchen" vorkomme. Ich wandte mich mit der Bitte um Auskunft, wenn es möglich wäre, an Herrn Major Dr. v. Heyden, den Sohn des Senators. Dieser teilte mir nun freundlichst folgendes mit: „— Was nun das von ihm behauptete Vorkommen der Vipera berus bei Bingen betrifft, so möchte ich bitten, darauf kein weiteres Gewicht mehr zu legen, da sich das Vorkommen dort nicht weiter bestätigt hat. Ich erinnere mich deutlich, wie mein Vater mir erzählte, er habe auf dem Wege zum Rochusberg die Vipera berus zusammengerollt liegen gesehen. Ein Belegstück findet sich aber nirgends, und ich habe auch in seinen hinterlassenen Papieren keine Notiz darüber vorgefunden. Es ist also doch möglich, dass eine Verwechselung vorliegt".

Wie ich vermutet hatte, liegt die Beobachtung sehr weit zurück, da sie „gegen 1820 gemacht worden sein muss". Ich halte es darnach für wahrscheinlich, dass die Kreuzotter früher bei Bingen vorgekommen ist; dass sie auch im Morgenbachthale gewesen sei, glaube ich jedoch auch darnach nicht annehmen zu dürfen. Bei Bingen hat die Kultur der Rebe sie verdrängt, im Morgenbachthale aber sind die Verhältnisse heute noch dieselben wie zu Anfang des Jahrhunderts. Zudem ist Herr Wagner erst seit 1834 in Bingen ansässig gewesen. Und wenn er seine Beobachtungen auch gleich in den ersten Jahren gemacht hätte, so wäre das doch ungefähr in der Zeit gewesen, aus der der Förster Schmidt hätte Nachrichten erhalten müssen. Mir ist das sicherste Zeichen des Vorkommens einer Giftschlange die Nachricht von einem Bisse derselben. Da ich aber nie solche, nicht einmal eine unsichere, von irgend einer Seite auftreiben konnte, so sage ich noch einmal: **Die Kreuzotter kommt in der Gegend der untern Nahe nicht vor.** Auch nicht an der obern. Herr Professor Steinhäuser in Birkenfeld gab mir die Versicherung, dass das Fürstentum sie nicht beherberge, und auch Barnstedt führt sie in seiner Beschreibung des Grossherzoglich

*) Steine und Tiere in dem Gebiete der freien Stadt Frankfurt, 1827.

.gischen Fürstentums Birkenfeld nicht an. Ebenso sie nach Medicus*) in der benachbarten Pfalz. Im ssischen kommt sie jetzt sicherlich auch nicht mehr bei Mainz vor, und ob dies früher der Fall war, ist auch ganz zweifelhaft, da nach der Meinung des verstorbenen Senators v. Heyden auf Römer-Büchners Aufzeichnungen gar kein Gewicht zu legen ist, weil sich dieser selbst nie mit Naturwissenschaften abgegeben habe. Ueberhaupt sind auch in der ganzen Rheinprovinz nur wenige Stellen von ihr heimgesucht, von denen zwei, Bad Bertrich und die Gegend von Wesel auch zu streichen sein dürften. Was den ersteren Ort anbetrifft, so soll zwar dort um 1820 ein Landmann an einem Schlangenbisse gestorben sein, und Badegäste haben oft genug von Giftschlangen, die bei Bertrich vorkommen sollen, erzählt. Der Oberlehrer Schnur, über den mir von kompetenter Seite mitgeteilt worden ist, dass er nur auf paläontologischem Felde bedeutend war, will dort vor etwa 30 Jahren eine Varietät der Kreuzotter gesehen haben. Zufällig wurde auch mir vor 23 Jahren von einem Badegaste eine „Giftschlange" von dort mitgebracht; es ist aber eine grünliche Farbenvarietät der Schlingnatter, die ich noch heut aufbewahre. Inbezug auf die Gegend von Wesel hegte ich eigentlich keinen Zweifel, dass das Tier dort vorkomme; dennoch schrieb ich deswegen an Herrn Prof. Dr. Meigen in Wesel. Seine Auskunft lautet folgendermassen: „. . . . . ich kann Ihnen nur sagen, dass das Gerede von dem Vorkommen der Kreuzotter hierselbst, namentlich im Diersfordter Walde mir zwar vielfach zu Ohren gekommen ist, eine wirkliche Kreuzotter aber, die in hiesiger Gegend gefangen sein sollte, noch nicht vor die Augen, häufig genug dagegen die Coronella austriaca". Also auch hier wieder dieselbe Verwechselung!

Wirklich und zweifellos konstatiert ist das Vorkommen von Pelias berus in der Rheinprovinz nur in der Gegend von Neschen an der Wied, Buchholz (Bürgermeisterei Neustadt und Asbach) und von Trier; von letzterem Orte bewahrt die Sammlung des naturhistorischen Vereines in Bonn 2 Exemplare von Besselich auf. Ausserdem ist einmal ein weibliches Exemplar bei Pfaffendorf oberhalb Ehrenbreitstein gefangen worden, welches Melsheimer in der Herbstversammlung des naturhistorischen Vereines zu Bonn 1881 vorgezeigt und besprochen hat**).

*) Bavaria IV. Band. **) Verhandlungen Band 38 S. 74.



Nachträge und Verbesserungen.

Zu S. 4: Familie Percoidei, Barsche.

Ende Februar d. J. wurden von Münsterer Fischern im Rheine bei Bingerbrück mehrere Exemplare des Sander oder Zander **(Lucioperca Sandra Cuv.)** gefangen. Dieser Fisch, ursprünglich im Rheine nicht heimisch, ist in den letzten Jahren an mehreren Stellen eingesetzt worden*), und es scheint, als ob die Bemühungen, diesen Fisch des nordöstlichen Deutschlands im Rheingebiet einzubürgern, von Erfolg gewesen sind, da von mehreren Stellen (Trier, Linz) sein Vorkommen in grösseren Exemplaren gemeldet wird. Darnach ist anzunehmen, dass er sich auch bald in der Nahe zeigen wird.

Zu S. 25: In der für die Amphibien benutzten Litteratur ist vergessen aufzuführen: **E. Schreiber, Herpetologia Europaea.**

S. 45 Z. 10 muss es heissen: Verhandlungen.

---

*) Zoologischer Garten 1885 S. 63 und 352, 1888 S. 2.

John Stuart Mill's Lehre von der Erziehung.*)

John Stuart Mill ist neben Herbert Spencer zweifellos der bedeutendste unter den englischen Philosophen unseres Jahrhunderts. Er lebte von 1806 bis 1873. Sein Name ist auch in Deutschland weiten Kreisen bekannt geworden, nicht aber in gleicher Weise die Ideen, welche von diesem merkwürdigen Manne ausgegangen sind. Uns selber war John Stuart Mill lange Zeit nicht viel mehr als ein Name. Auf der Universität hörten wir einiges von seiner induktiven Logik, durch die er in Deutschland manche eifrige Anhänger gefunden hat. Am häufigsten hört man seinen Namen in Verbindung mit der Nationalökonomie nennen. Erst seitdem wir in die Lage gekommen sind, die englischen Philosophen besonders hinsichtlich ihrer Bedeutung für die Erziehung durchzuarbeiten, sind wir auch den Werken dieses Autors näher getreten. In dieser Arbeit werden wir versuchen, diejenigen Gedanken aus den Werken John Stuart Mill's mitzuteilen, welche für die Erziehung von Bedeutung sind. Bei der Zusammenstellung dieser Gedanken schliessen wir uns, wo es angeht, der Darstellung des Verfassers genau an. Dabei legen wir teilweise die englischen Ausgaben zu Grunde; wo es uns nicht möglich war, den englischen Text zu erhalten, haben wir die deutsche Ausgabe der gesammelten Werke John Stuart Mill's, die unter der Redaktion von Prof. Theodor Gomperz (Leipzig, Fues's Verlag) erschienen ist, benutzt. Von besonderer Wichtigkeit für die vorliegende Arbeit ist die Selbstbiographie des englischen Autors, die uns in der vorzüglichen Uebersetzung von Dr. Carl Kolb vorgelegen hat. Es ist eins der anziehendsten und gehaltvollsten Bücher, die wir seit langer Zeit gelesen haben. Vielleicht giebt es keine zweite Schilderung, die in

*) Beilage zu dem Programm des Kgl. Gymnasiums zu Kreuznach. Ostern 1890. No. 440.

gleicher Weise die geistige Entwicklung eines bedeutenden Mannes so klar und anschaulich wiedergiebt, wie diese. Es ist der Zweck dieser Programmarbeit, die Aufmerksamkeit auf John Stuart Mill hinzulenken; sollte es uns gelingen, zum wirklichen Studium dieses Mannes anzuregen, so haben wir erreicht, was wir wollten. Leider finden bei uns die ernsteren geistigen Bestrebungen der Engländer sehr oft nicht die Beachtung, die ihnen wohl zukommt.

John Stuart Mill ist ein durchaus englischer Denker. Es ist ihm wie den meisten englischen wissenschaftlichen Denkern gar nicht so sehr wie den deutschen Gelehrten darum zu thun, ein wohl ausgearbeitetes System seiner Wissenschaft mit Abteilungen und Unterabteilungen herauszuarbeiten. Er hat sich zuweilen sehr bestimmt gegen den leidigen Hang zum Schematisieren und Systematisieren in der Wissenschaft ausgesprochen. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, dass die englischen Gelehrten, weil sie nicht in dem Masse wie die deutschen stets nach einem systematischen Aufbau ihrer Ideen streben, deshalb unwissenschaftlich verfahren; nur ist das System als solches bei ihnen Nebensache. Man vergleiche einmal John Locke, der in Deutschland von allen englischen Pädagogen am meisten gelesen wird, mit Herbart, der von unseren eigenen pädagogischen Schriftstellern jetzt im Vordergrunde des Interesses steht: wie ist bei jenem alles so einfach, natürlich, im besten Sinne des Wortes realistisch, wie schliesst er sich an die Welt an, wie sie wirklich ist, wie hat er stets die Menschen im Auge, wie sie wirklich sind, und andererseits, wie ist bei unserem deutschen Philosophen alles so abstrakt, alles so schwer verständlich ausgedrückt, wie alles einem theoretischen System zuliebe so eingezwängt und künstlich verarbeitet. Bei John Stuart Mill finden wir keine systematische Pädagogik. In verschiedenen Schriften, welche über die mannigfaltigsten Dinge handeln, hat er seine Ansichten über die Erziehung ausgesprochen; so werden wir denn manches in den Bereich unserer Betrachtung ziehen müssen, was nicht zu dem gehört, was man in Deutschland Pädagogik nennt. Pädagogik als selbständige Wissenschaft ist dem Engländer fast ein unbekannter Begriff, kaum wagt er das entsprechende Wort in seiner Sprache anzuwenden. Und nur wenige englische Lehrer mögen sich in ihrer Gemütsruhe durch methodische Fragen haben stören lassen.

John Stuart Mill ist einer der vielseitigsten Denker der neueren Zeit; er ist nicht das, was man einen Polyhistor nennt, aber ein philosophischer Kopf, der fast das gesamte Wissen unserer Zeit überblickt, zum Teil beherrscht und es in eigen-

artigster Weise mit seinem Verstande durchdringt. In der exakten Philosophie und in der Nationalökonomie hat er Hervorragendes geleistet; seine litterarischen und historischen Aufsätze und seine Reden werden ihm stets einen ehrenvollen Platz in der Litteratur seines Landes sichern; dazu kommt noch, dass er während langer Jahre seine besten Kräfte den Pflichten eines schwierigen Amtes widmen musste. Es scheint fast, als ob diese vielseitige Beschäftigung nur dazu beigetragen habe, dass er seine Kräfte voll entwickeln konnte; ja er spricht es zuweilen deutlich aus, dass es der Natur des menschlichen Geistes am entsprechendsten wäre, wenn er zwischen verschiedenartigen Arbeiten abwechseln könnte, anstatt dass er sich lange andauernd in eine einzige Sache vertiefte. Durch den Reichtum und die Tiefe der Gedanken, welche er auf so verschiedenen Gebieten zu Tage gefördert hat, muss er die Bewunderung aller erregen, selbst derjenigen, welche seinen Ansichten widerstreben. In seiner Selbstbiographie giebt John Stuart Mill uns ein anschauliches Bild seiner geistigen Entwicklung und seiner wissenschaftlichen und öffentlichen Thätigkeit. Wie viele grosse Männer hat er das Glück gehabt, einen vortrefflichen Vater zu besitzen, der einer der geistig bedeutendsten Männer seiner Zeit in England war; und um so glücklicher war dieses für ihn, als sein Vater, James Stuart Mill, die ganze Erziehung seines Sohnes leitete und ihn zu seinem wirklichen geistigen Erben machte. Mit innigster Dankbarkeit gedenkt John Stuart Mill stets seines Vaters, dessen Hoffnung, dass er später in seinem Sohn einen würdigen Nachfolger finden wird, er fast übertroffen hat. Der Vater verwandte auf die Erziehung des Sohnes die denkbar grösste Mühe, wie wir dies ausführlich in der „Selbstbiographie“ lesen können. So blieb denn John Stuart Mill das Schulleben erspart, das ja für den Durchschnittsknaben durch die notwendige Zucht und Ordnung von wohlthätiger Wirkung ist, das aber bei ausserordentlichen Menschen nur zu oft geeignet ist, die eigene selbständige Art zu unterdrücken. So konnte er sich schneller entwickeln und sich ganz in die Ideen, in welche sein Vater ihn hineinzuführen versuchte, hineinleben; schon sehr frühe fing er an, selbständig zu arbeiten und zu forschen, und zwar in einem Alter, wo andere Knaben noch sorgfältig geleitet werden müssen. Frohe, sorglose Knabenjahre, welche für viele die köstlichste Erinnerung für das ganze Leben sind, scheint ihm diese Erziehung nicht geboten zu haben.

Mill gehört zu den wenigen englischen Denkern, die sich gegenüber den Anhängern der Hegel'schen Philosophie, welche

in England das Feld behaupten und gegenüber der allmächtigen hochkirchlichen Orthodoxie ihre Selbständigkeit bewahrt haben. Auf den englischen Universitäten kennt man nichts von der Freiheit der deutschen Universitäten; das Prinzip der freien Forschung ist dort noch nicht, wie bei uns, zur allgemeinen Anerkennung und praktischen Anwendung gelangt. Die englischen Universitäten sind noch immer von der Kirche und den jeweiligen Regierungen abhängig. Sehr selten sind daher die grossen englischen Denker unserer Zeit Lehrer an den Universitäten; meist sind sie Privatgelehrte, wie Charles Darwin und Herbert Spencer, oder haben, wie Mill, eine andere Beschäftigung als Lebensberuf. Mill hatte sehr lange eine einflussreiche Stellung in dem Dienst für Indien inne. Durch den praktischen Wirkungskreis, welchen ihm dieses Amt anwies, behielt Mill ein klares, offenes Auge für die Thatsächlichkeiten des Lebens, ebenso wie durch das scharfe, englische Parteileben, an dem er regen Anteil nahm. Eine Zeit lang hatte er einen Sitz im englischen Parlament. Die englischen Verhältnisse und seine Landsleute beurteilt er sehr unparteiisch, wie selten ein Engländer. In Allem ist er ein durchaus ehrlicher Philosoph, dem es bitterster Ernst mit der Wahrheit ist. Da er nicht wegen eines gut dotierten Lehrstuhles schrieb, konnte er um so selbständiger vorgehen, ohne auf irgend welche überlieferte und durch blosse Autoritäten gestützte Ansichten Rücksicht nehmen zu müssen. In seinem ganzen Denken schrickt er vor keiner Folgerung zurück; rückhaltlos und entschlossen geht er in seinen Schlüssen gegen alle vorgefassten Meinungen vor und zwingt den Leser ihm zu folgen. Er ist kein negativer Philosoph, kein grüblerischer Geist, der sich in blosse Spitzfindigkeiten und leere Nichtigkeiten verliert, der sich mit langen Untersuchungen über die Schlechthinnigkeit und Anundfürsichlichkeit der Dinge beschäftigt. Die Philosophie ist ihm die Wissenschaft vom Menschen als einem intellektuellen, moralischen und sozialen Wesen. Auf den Menschen bezieht sich auch seine ganze Philosophie, die er eine utilitarische nennt. Sie beruht ganz und gar auf der Erfahrung. Genaue und anhaltende Beobachtung liegt allem zu Grunde, was er geschrieben hat. Seine Philosophie ist eine wirkliche Philosophie für das Leben. Hier finden wir die beste Anregung zu ernster Arbeit, Trieb zu hochherziger Entschliessung und eine moralische Kraft, die ihresgleichen sucht. Er ist kein verbitterter oder sentimentaler Pessimist, sondern ein gesunder, kräftiger Optimist. Als solcher zeigt er sich in einigen Gedanken, welche er in seiner Selbstbiographie aus-

spricht und welche die Grundlage seiner Lebensphilosophie geworden zu sein scheinen. Da berichtet er, wie er in seiner Jugend kein geringeres Ziel hatte, als ein Reformator der Welt zu werden. Aber einst fragte er sich, ob er dann, wenn er wirklich alle seine Pläne, die er zur Hebung der Menschheit gefasst hatte, erfüllt sähe, wirklich glücklich sein würde. Eine Stimme im Inneren sagte ihm darauf leise, aber bestimmt und deutlich: nein. Das versetzte ihn in eine lange qualvolle Stimmung, aus der er sich erst befreite, nachdem er zu folgenden Gedanken kam, die nach unserer Meinung auch von praktischem Wert für den Erzieher wie für jeden thätigen Menschen sein können, da sie durchaus einfach und natürlich sind: Glück hielt Stuart Mill stets für den wahren Wertmesser für alles Thun und für den Hauptzweck des Lebens. Aber man dürfe niemals das Glück als solches suchen; denn sowie man sich frage: bist du glücklich? höre man sofort auf, es zu sein. Man müsse, meint er, das Glück in einem Aussending erstreben. Nur die Menschen seien glücklich, welche ihr ganzes Sinnen und Trachten auf etwas anderes richten und darin ganz aufgehen, dergestalt, dass ihr ganzes Bewusstsein von sich selber, das ganze Denken an das eigene Ich und über die eigene Lage völlig zurücktrete. Man muss den Sinn auf etwas anderes richten als auf das eigene Glück: auf das Glück der anderen, auf die Veredelung der Menschen, wie dies besonders der Erzieher und Lehrer thun muss; ja man könne ganz glücklich sein, wenn man völlig in einer Beschäftigung aufgehe, die nur wegen ihrer selbst oder wegen eines idealen Zweckes betrieben werde. Habe man aber eine solche Beschäftigung, dann reichen die Freuden und Erholungen des Lebens aus, um das Leben angenehm zu machen; sowie diese aber Hauptzweck des Lebens werden, befriedigen sie niemanden völlig. An einem Aussending möge man seine Kräfte versuchen und auf das höchste anspannen, dann brauche man sich nicht durch Grübeln das Leben zu verbittern, dann wehe einem sogar die Luft, die man atme, Glück zu.

Die Darstellung Mill's ist einfach und klar, ohne jedes rhetorische Beiwerk; oft sogar hart und mathematisch nüchtern; nur selten strömt ihm die innere Empfindung über; dann aber wird seine Sprache weich und mild wie die eines Dichters. Dabei darf man nie der Thatsache vergessen, und Mill bittet sehr ernstlich darum, dass man sie stets bei Betrachtung des von ihm Geleisteten erwähne, nämlich dass seine Werke nicht von ihm allein herrühren, sondern in gleichem Masse ihren Ursprung seiner Frau verdanken. Manches hat er mit seiner

Frau so gearbeitet, dass er selbst nachher nicht scheiden konnte, was ursprünglich sein oder seiner Frau geistiges Eigentum war. Seiner Frau vor allem verdankt er die Fähigkeit, dasjenige klar und bestimmt auszudrücken, was andere in schwer verständlicher Form schon gesagt haben.

Wenn wir im Folgenden die Bedeutung John Stuart Mill's für die Erziehung betrachten, so glauben wir besonders betonen zu müssen, das manches von dem, was er sagt, sich direkt auf England bezieht und so auch nur für England gilt, und sich nicht ohne weiteres auf die Verhältnisse eines anderen Landes übertragen lässt. Grade bei Mill, der in allem, was er schreibt, von den Thatsachen ausgeht, ist dies zu beachten. Sehr oft und scharf wendet er sich gegen die englischen Schulverhältnisse, die wohl selten ein Engländer so verurteilt hat wie er. Aber in seinen absprechenden Urteilen geht er vielfach zu weit. Ihm schwebt bei der Erziehung ein Ideal von Bildung vor, das für einzelne philosophische Köpfe wohl geeignet sein mag, das aber für den mittleren Durchschnitt der Menschen kaum passen dürfte. Wir werden später sehen, welche ungeheuren Wirkungen er allein von der intellektuellen Bildung der Menschen erwartet. Er glaubt, dass die Regeneration der besseren Klassen Englands hauptsächlich von einer vollkommeneren intellektuellen Bildung ausgehen müsse. Das Bild, welches er von diesen Klassen in verschiedenen seiner Schriften entwirft, ist sicherlich zu düster gehalten; wenn er denselben die schärfsten Vorwürfe bezüglich ihres ganzen Charakters und ihres Wollens macht, wenn er sie einer fast eulenartigen Furcht vor dem Lichte der Wahrheit bezichtigt, so ist das übertrieben. Und wenn die reichen und mittleren Klassen Englands wirklich so entnervt wären, dann ist doch fraglich, ob die intellektuelle Bildung allein ausreichen wird, um eine Besserung eintreten zu lassen. Aber beide Mills, Vater und Sohn, hatten von jeher einen Zahn auf diese Klassen und deren zähes Festhalten an alten Ansichten, wie ihnen auch besonders die veralteten aristokratischen Einrichtungen ihres Landes zuwider waren. Mit vielen Ansichten, welche John Stuart Mill in Bezug auf die sittliche Hebung des englischen Volkes hegt, wird er wenig Anklang bei seinen konservativen Landsleuten finden; noch weniger aber mit einigen praktischen Vorschlägen. Schon vor langer Zeit, als man in England noch gar nicht an die Einführung der allgemeinen Bildungspflicht dachte, die man dort jetzt wenigstens ernsthaft erörtert, war Mill ein entschiedener Verteidiger dieser Pflicht; schon sehr frühe, als man in ganz England in poli-

tischen Dingen noch den Theorien von der möglichst grossen Freiheit des Individuums anhing, hatte er die Ueberzeugung gewonnen, dass der Staat das Recht habe, von seinen Unterthanen einen gewissen Grad von Bildung zu verlangen. Obgleich die englische Regierung seit einigen Jahren ausserordentlich viel für den Unterricht der unteren Volksklassen thut, darf sie doch nicht daran denken, die allgemeine Schulpflicht als Gesetz einzuführen, denn die grosse Masse des englischen Volkes hat gegen die allgemeine Schul- wie auch gegen die allgemeine Wehrpflicht eine eingefleischte Abneigung. Man braucht nur eine Parlamentsrede zu hören, wie die eines Abgeordneten, Mr. Leatham, um zu erkennen, wie noch immer der alte freie, angelsächsische Geist mit seinem fast trotzigen Unabhängigkeitsgefühl lebt, der sich mit aller Gewalt gegen jede Schranke stemmt, welche ihm staatliche Autorität setzen will. Mr. Leatham sagte bei Gelegenheit einer Sitzung, in der über die allgemeine Schulpflicht geredet wurde, das Folgende: „Es ist allerdings etwas Grosses, immer einen Schutzmann zu finden, wenn man seiner bedarf, und das ganze Leben hindurch genau kontrolliert zu werden; aber das Land, dem wir angehören, ist gross geworden trotz dieses Systems, trotz dieser Grundsätze, und wir sind noch blind und altfränkisch genug, uns zu freuen, dass wir keine gedrillte Nation sind, dass wir nicht von der Wiege bis zum Grabe registriert und inspiziert und klassifiziert werden, dass noch jedes Engländers Haus sein „Castle“ ist; wir sind noch immer so thöricht und so voller Vorurteile, uns zu freuen, dass wir noch frei sind, ja frei, vieles zu thun, was nicht gut für uns ist, und viele Dinge zu lassen, die gut für uns sind; aber gerade in dieser Freiheit besteht das Leben. Und es ist dieses freie Leben, welches bei all unserer vermeintlichen Inferiorität in vielen Dingen in uns das Gefühl erzeugt, dass es etwas Edleres und Stolzeres ist, ein Engländer zu sein, als ein Bayer oder gar vielleicht ein Würtemberger.“ Ohne Zweifel hat dieser Redner mit diesen Ausführungen die starke Majorität des englischen Volkes auf seiner Seite. Aber es sind geradezu Mill'sche Gedanken, mit denen der Redner der kleinen Minorität, Mr. Mundella, den wir selbst vor einigen Jahren im englischen Parlament hörten, die Gründe Leatham's zurückwies und für die allgemeine Schulpflicht eintrat; er zeigte den Missbrauch, den man hier mit dem Begriffe Freiheit triebe, widerlegte die irrige Auffassung der deutschen Verhältnisse und hob ausdrücklich hervor, dass die allgemeine Schulpflicht eine notwendige Folge der Reformation sei. Wie viele der Mill'schen Vor-

schläge, welche, als er sie vorbrachte, nur sehr wenige Anhänger zählten, an welchen er deshalb aber nur um so zäher festhielt, so hat auch jetzt die Idee der allgemeinen Schulpflicht viele Anhänger in England gewonnen, und manche halten die praktische Durchführung nur noch für eine Frage der Zeit.

Ausführlicher behandeln wir in dieser Arbeit das, was Mill selbst in seinen Schriften ausführlich behandelt hat: die Erziehung im allgemeinen; dann die Bedeutung des Unterrichtes in der Philosophie und den klassischen Sprachen für die Erziehung. Da er kein Pädagoge als solcher ist, der in systematischer Weise seine Wissenschaft behandelt hätte, so hat er viele Fragen gar nicht erwähnt oder nur ganz flüchtig berührt. So erklärt er sich einmal kurz und bestimmt gegen jeden besonderen Unterricht in Geschichte und Geographie, denn die notwendigen Kenntnisse aus diesen Gebieten könne sich jeder strebsame junge Mann allein aus sich selbst aneignen. Aehnlich drückt er sich über die Kenntnis des Französischen und Deutschen aus; er will keinen Engländer für einen wohlgebildeten Menschen halten, der nicht diese beiden Sprachen näher kennt, aber er betrachtet sie nicht eingehend als notwendige Bestandteile der Erziehung. — Wir wenden uns nun zu den Ansichten Mill's über die Erziehung im allgemeinen.

In Stuart Mill's „System der induktiven Logik“ befindet sich ein Kapitel, welches er benennt: „Von der Ethologie oder der Wissenschaft von der Bildung des Charakters.“ Seit Herbart trennt man auch in Deutschland scharf zwischen Erziehung und Unterricht. Die Erziehung hat es besonders mit der Bildung des Charakters zu thun. Jetzt beginnt man immer mehr den Unterricht in den Dienst der Erziehung zu stellen; daher die Lehre vom erziehenden Unterricht, von der in der deutschen Pädagogik jetzt so viel Aufhebens gemacht wird. Seit Wiese's Deutschen Briefen über Englische Erziehung wissen wir, dass der Engländer schon seit langer Zeit stets das grösste Gewicht auf die eigentliche Erziehung gelegt hat; er will vor allem, dass seine Söhne einen festen, bewussten Charakter haben, dass sie im besten Sinne des Wortes „Gentlemen“ werden sollen. Viel weniger Gewicht als der Deutsche legt der Engländer auf die Aneignung von Kenntnissen. So kommt es, dass der Engländer fast immer von „Education“, Erziehung, und seltener von „Instruction“, Unterricht spricht. In Deutschland ist es eher umgekehrt, da man mehr Gewicht auf das Unterrichten als auf das Erziehen legt.

Stuart Mill sucht die Grundlagen zu der neuen Wissenschaft der Ethologie auf; Ethologie leitet er von ἦθος ab, welches dem Worte „Charakter“ besser entspreche, als irgend ein anderes Wort. Grade wie der Name Psychologie für die Wissenschaft von den Gesetzen des Geistes angewendet wird, so würde Ethologie der Name für die Wissenschaft sein, welche lehrt, wie der Charakter sich aus einer Reihe von physischen und moralischen Umständen bildet. Auf diese neue Wissenschaft muss sich nun die ganze Kunst der praktischen Erziehung gründen. Es ist dabei im Auge zu halten, dass nicht allein die Bildung des Charakters der einzelnen Menschen, sondern auch die Bildung des Charakters ganzer Nationen und grosser Gemeinschaften berücksichtigt werden muss. Mill hebt aber ausdrücklich hervor, dass, wenn auch einmal die Gesetze, nach denen der Charakter sich bildet, in möglichst genauer und ausführlicher Bestimmtheit aufgefunden worden seien, man doch nicht immer in der Lage sei, einen Charakter völlig vorher zu bestimmen, selbst wenn man die einzelnen Umstände, unter welchen der Charakter sich entwickelt, sehr genau kennen würde. Aber sehr oft kann auch ein Wissen, das nur Anspruch auf Wahrscheinlichkeit macht, von grossem praktischen Wert sein; und das werde bei der Ethologie der Fall sein. Die Wahrheiten dieser Wissenschaft würden sich wie empirische Gesetze verhalten; sie würden nicht sagen, dass etwas immer ganz gewiss eintreffen muss, sondern sie können nur behaupten, dass eine bestimmte Ursache in dieser oder jener Weise wirken wird, wenn sie ungehindert wirken kann: z. B. gilt es als ausgemacht, dass körperliche Stärke den Menschen mutig macht, nicht aber, dass jeder Mensch, der körperliche Kräfte besitzt, in dem Masse seiner Kräfte mutig sei; ebenso glauben wir, dass jemand, der an einer Streitfrage Interesse hat, geneigt ist, sich ein parteiisches Urteil zu bilden, nicht aber, dass ein solcher dieses immer und überall thun müsse. In diesen Sätzen werden nur gewisse Bestreben, dass etwas geschehen wird, ausgedrückt. — Die Ethologie würde in mancher Hinsicht das Gegenstück zur Psychologie sein. Die Psychologie sucht die Gesetze des Geistes auf und bestimmt dieselben näher, während die Ethologie die Wirkung dieser Gesetze unter den verschiedensten Verhältnissen nachweist. Die Psychologie ist schon jetzt eine wirkliche Wissenschaft, während die Ethologie dies noch werden muss; sie muss sich auf die Gesetze der Psychologie stützen, wenn sie systematisch durchgearbeitet werden soll. Stuart Mill hält es für möglich, schon jetzt allgemeine Gesetze für die Charakterentwicklung aufzustellen,

nach denen sich dann die verschiedenen Charaktertypen ergeben müssen, wenn eine Reihe von Umständen vorliegt. Der Hauptgegenstand dieser Wissenschaft würde sein, den Ursprung aller Eigenschaften menschlicher Wesen, die für uns von Interesse sind, nachzuweisen; durch welche Umstände dieselben also zu erzeugen, zu vermeiden oder auch bloss zu verstehen sind. Die Ethologie würde in der That die Grundlage zu der praktischen Erziehung sein; diese letztere wäre dann eine Art Uebertragung der Gesetze der Ethologie auf die Praxis, für die man ein einfaches System von Vorschriften ausarbeiten müsste. — Stuart Mill ist sich der Mängel der neuen Wissenschaft klar bewusst. Er weiss, dass es sehr schwierig sein wird, die Gesetze der Charakterbildung zu erforschen, da man hierzu eine hinreichend grosse Anzahl menschlicher Wesen von der Kindheit bis zum Alter genau zu beobachten hätte. Wenn man aber einen Fall mit wissenschaftlicher Genauigkeit durchführen wollte, so müsste man die geringsten Empfindungen und alle Eindrücke, welche das Kind empfangen, selbst bevor es sprechen konnte, alle Begriffe und Vorstellungen, die sich bei ihm entwickelt haben, alle Umstände und Verhältnisse, die auf dasselbe eingewirkt haben, genau kennen. Dass dieses aber unmöglich ist, liegt auf der Hand, da ganz unbedeutende Umstände und Eindrücke, die man sehr leicht übersehen könnte, einen ungeheuren Einfluss auf die Bildung des Charakters haben können. So wird nicht viel anders übrig bleiben als die einfache Beobachtung. Und stets wird es sehr schwierig sein, den wirklichen Charakter eines Menschen, selbst wo man alle Einflüsse und Einwirkungen möglichst genau kennt, richtig zu bestimmen; man braucht ja nur daran zu denken, wie die allernächsten Freunde eines Mannes über ganz wesentliche Charaktereigenschaften desselben so oft ganz anderer Meinung sind. Aber das kann man erreichen, dass man sagen kann, unter welchen Umständen gewisse besondere geistige Eigenschaften oder Mängel am häufigsten existieren. Dafür giebt Stuart Mill ein Beispiel an, das auch als solches noch für seine Denkweise bezeichnend ist: er glaubt, dass die wichtigsten Unterschiede in dem Charakter der Männer und Frauen künstliche seien, entstanden durch die Verschiedenheit der Erziehung, der Beschäftigungen und der ganzen sozialen Stellung. Wenn man nun annehmen darf, dass die Bildung dieser Verschiedenheiten des Charakters nach ganz bestimmten Gesetzen geschähe, so wäre vielleicht der Schluss auch ein richtiger, dass diese Verschiedenheiten, wenn beide Geschlechter gleiche Freiheit und die gleiche unabhängige soziale Stellung besässen,

was in einer nicht sehr entfernten Zeit der Fall sein dürfte, entweder ganz verschwinden oder sich doch sehr verändern würden.

Hier müssen wir einiges erwähnen, was wir der Selbstbiographie Stuart Mill's entnommen haben. In diesem Buche giebt nämlich der Verfasser eine sehr ausführliche Schilderung der verschiedenen Einflüsse, durch die sein eigener Charakter bestimmt worden ist; dann wendet er auch die Gesetze, die bei der Ethologie zu berücksichtigen sind, auf seinen eigenen Entwicklungsgang an. Schon in früher Jugend hat er ernstlich diese Ideen in den Bereich seiner Betrachtungen gezogen. Eine ganze Zeit hindurch, erzählt er, verfiel er sogar in eine Art von Trübsinn, der dadurch entstand, dass die Lehre von der philosophischen Notwendigkeit wie ein Alp auf seinem ganzen Leben lastete; unter dieser Lehre verstand er die Annahme, wonach er der hilflose Sklave von vorhergegangenen Umständen sei und sein Charakter wie der aller Menschen notwendig durch Verhältnisse gebildet werde, an denen der einzelne aus sich selber gar nichts machen und ändern könne. Dieser Gedanke machte Stuart Mill ernste Sorge, der er sich erst durch die Ueberlegung entledigen konnte, dass, wenn auch der Charakter durch die Umstände gebildet werde, so doch unsere Begierden viel thun können, um diese Umstände zu gestalten; mit anderen Worten: dass der freie Wille des Menschen unsere künftigen Gewohnheiten durch Beeinflussung der Umstände in hohem Grade zu ändern vermag. Daher auch der unerschütterliche Glaube Mill's an die Möglichkeit, den moralischen und geistigen Zustand der Menschen durch die Erziehung zu verbessern und zu vervollkommnen. Im Gegensatz zu gewissen deutschen Philosophen der neuesten Zeit hält er mit aller Entschlossenheit an der Ansicht fest, dass durch die Erziehung sich alles erreichen lasse; er kann nicht müde werden, diesen Gedanken in seinen Schriften hervorzuheben. Er betont auch, dass schon sein Vater für diese Lehre mit aller Energie eingetreten sei; ähnlich wie früher bei uns Pestalozzi, der diesen Gedanken mit der ganzen Kraft seines Wesens und mit vollster Ueberzeugung vertreten und in mannigfachster Weise durchgearbeitet hat.

Wenn wir Stuart Mill's Charakterentwicklung betrachten, wie er sie selbst beschreibt, so finden wir, dass die nachhaltigste Einwirkung von seinem eigenen Vater ausgegangen ist. Vielleicht würde es für die praktische Erziehung von dem grössten Werte sein, wenn man mehr Schriften besässe, in welchen bedeutende Männer ihre Erziehung und ihre ganze geistige

Entwicklung in gleich genauer Ausführlichkeit geschildert hätten. Das könnte die wirkliche Erziehung mehr fördern und ihr richtigere Wege weisen, als viele von den sogenannten wissenschaftlich-pädagogischen Arbeiten, die jetzt in Deutschland den Markt zu beherrschen drohen.

Die moralische Einwirkung, welche der Vater Stuart Mill's auf ihn ausübte, war eine ganz gewaltige. Die Grundsätze, zu denen sich sein Vater bekannte, waren rein philosophische, die sich ihm aus dem Studium der griechischen Philosophen ergaben. Sokrates war ihm stets ein Vorbild praktischer Tugenden, dem man nacheifern müsste. Diese Tugenden hielt ihm sein Vater oft vor Augen: Gerechtigkeit, Mässigkeit, Wahrheitsliebe, Beharrlichkeit, die vor keiner Mühe und Arbeit zurückschrickt, Eifer für das Gemeinwohl, Würdigung der Person nach ihren Verdiensten und der Dinge nach ihrem Wert, ein Leben der Thätigkeit im Gegensatz zu jeder verweichlichenden Ruhe und Trägheit. Sein Vater fasste diese Lehren in kurze Vorschriften zusammen, prägte sie bei jeder Gelegenheit dem Sohne ein, und wandte sie als Ermahnung, oft auch als strengen Tadel und als Ausdruck der Verachtung an.

Mehr noch als durch diese unmittelbaren Vorschriften wirkte sein Vater durch das hohe, edle Beispiel, das er dem Sohne durch sein eigenes Verhalten gab. Und so wird es immer sein: eine streng sittliche Persönlichkeit, ein fester Charakter wird stets auf alle diejenigen, zu denen er in einem näheren Verhältnis steht, einen veredelnden, erziehenden Einfluss ausüben, der tiefer und nachhaltiger wirken wird, als es Vorschriften je können. In Ausdrücken der innigsten Dankbarkeit spricht Stuart Mill stets von seinem Vater. Ihm scheint der Vater alles gewesen zu sein, während er seiner Mutter aus Gründen, die wir nicht kennen, gar nicht gedenkt. Wenn ihm nun der gemütliche Einfluss der Mutter gefehlt hat, so ist vielleicht der Schluss gerechtfertigt, dass daher der nüchterne, verstandesmässig trockene Ton rührt, der einen Grundzug in den Werken Stuart Mill's bildet. So blieb es nicht aus, dass der Sohn sich ganz die Lebensanschauungen des Vaters aneignete. Die persönlichen Eigenschaften desselben waren vorzugsweise stoisch; seine Moral dagegen fand ihren Ausdruck in der des Epikur, insofern sie eine utilitarische war, die das Gute und das Schlechte an den Handlungen darnach beurteilte, wie sie imstande sind, Vergnügen oder Schmerz zu bereiten. Aber er hielt sehr wenig vom eigentlichen Vergnügen; er glaubte sogar, dass die meisten Verirrungen der

Menschen daher rührten, dass sie das Vergnügen zu hoch schätzten; den Wert des Lebens stellte er überhaupt nicht hoch, zumal wenn die Frische und Empfänglichkeit der Jugend vorüber sei. Das Ideal seines Vaters war die Mässigkeit im allgemeinen Sinne des Wortes; der Hauptzweck jeder Erziehung müsse daher sein, zur Mässigkeit zu erziehen und alle Leidenschaften und heftigen Begierden zu dämpfen.

Wie in dieser Weise sein Vater direkt seine Ansichten und seinen Charakter bestimmte, so hat später von allen neueren Philosophen der französische Positivist August Comte namentlich in ethischen Anschauungen die Denkweise Stuart Mill's beeinflusst. In einem Aufsatz über die späteren Forschungen Comte's entwickelt Mill im Anschluss an Comte seine eigenen ethischen Ansichten, die in einigen Beziehungen denjenigen Comte's entgegengesetzt sind. Hier spricht er das Moralgesetz aus, wie es nach seiner Ansicht für die ganze Menschheit gültig sein müsste; er ist in seinen Anforderungen bescheiden; er glaubt, dass ein solches Gesetz nicht mehr verlangen dürfte, als dass die Menschen verhindert würden, anderen Schaden zu thun, oder das Gute zu unterlassen, was sie zu leisten unternommen haben. Das ist sehr nüchtern und prosaisch; und doch muss man Stuart Mill beipflichten, wenn er sagt, dass bei solcher Anforderung die Menschen am weitesten gelangen würden, denn wenn dem natürlichen Thatendrang der Menschen alle schädlichen Richtungen verschlossen sind, so werde er sich in die heilsamen ergiessen. Aber Mill weiss ganz genau, dass ausserdem der moralische Wert sich bis zum erhabensten Heroismus steigern lässt; und diese höheren Grade soll man durch jede positive Ermunterung fördern, aber nicht in eine wirkliche Verpflichtung verwandeln. Keine Mühe dürfe zu gross sein, um den Wunsch zu wecken und die Gewohnheit zu entwickeln, anderen und der Welt überhaupt zu nützen; weit über die Grenzen, welche die direkte Pflicht vorschreibt, werde man eine positive Tugend im Auge halten, wo von jeder Rücksicht auf Belohnung oder persönliche Anerkennung keine Rede mehr sein werde. Damit nähert er sich dem vielgenannten Altruismus Comte's, nach welchem jeder in seinem ganzen Denken und Handeln mehr an die anderen und deren Bestes denken soll, als an sich selber; nur dass er diese Anforderung als ein ideales Ziel betrachtet, dem die Menschheit in der individuellen wie der Massen-Erziehung nachstreben soll. Mit grosser Vorliebe entwickelt Mill in verschiedenen Schriften seine Ansichten über die Erziehung zum Heroismus. Er glaubt, dass eines Tages die

Jugend wieder systematisch zur Kasteiung angehalten werde, und dass sie, wie im Altertum, gelehrt werde, ihre Gelüste zu beherrschen, Gefahren zu trotzen und freiwillig Schmerzen zu ertragen, und zwar alles dieses einfach als pädagogische Uebung. Er erkennt deutlich, dass in England wenigstens, wo nicht mehr jeder Bürger zum Soldaten erzogen wird, manches dadurch wohl gewonnen, aber auch sehr viel verloren worden sei; denn nirgendwo anders als im Heeresdienst biete sich eine solche Gelegenheit, männliche Tugenden, wie Entschlossenheit, Mut, Ausdauer, Eintreten des einen für den anderen zu entwickeln.

In einem Aufsatz über „Civilisation“ spricht Stuart Mill auch über die Erziehung zum Heroismus. Hier zeigt er, wie mit der zunehmenden Civilisation die persönliche Sicherheit und das Wohlbefinden des Einzelnen allerdings zunehmen, dabei aber die menschliche Vervollkommnung nicht gleichen Schritt hält; im Gegenteil: weil eben der Einzelne sich sicherer und behaglicher fühle, und weil die Bedeutung des einzelnen Individuums gegenüber derjenigen der Masse abnehme, so verringere sich die individuelle Thatkraft, und vor allem, da die Gelegenheit zur Bethätigung fehle, gehe die heroische Lebensauffassung fast ganz verloren. Er sagt: der Heroismus besteht wesentlich darin, dass man um eines würdigen Zweckes willen bereit ist, das Schmerzliche oder Unangenehme zu leiden und zu thun, vorzüglich aber zu thun, und wer sich die Fähigkeit dafür nicht frühzeitig aneignet, wird nie ein grosser Charakter werden. Bei der verfeinerten Klasse, bei der ganzen Schicht der Gesellschaft, die man in England unter dem Namen Gentlemen umfasst, hat sich allmählich eine Art moralischer Verweichlichung eingeschlichen, die zu jedem Ringen untauglich macht. Sie schrecken vor jeder Anstrengung, vor allem, was lästig und unangenehm ist, zurück. Dieselben Ursachen, welche sie träge machen und ihren Unternehmungsgeist lähmen, geben ihnen allerdings in der Regel stoische Fassung, wenn es gilt, unvermeidliche Uebel zu ertragen. Aber Heroismus ist eine thätige, nicht eine leidende Eigenschaft, und überall, wo es nötig ist, den Schmerz nicht bloss zu tragen, weil man nicht anders kann, sondern ihn freiwillig aufzunehmen, werden wir von den Männern unserer Tage nicht viel erwarten dürfen. Sie mögen sich keiner Anstrengung unterziehen, keinen Spott und kein Gerede böser Zungen ertragen; sie haben nicht die Kühnheit, irgend jemand aus dem Kreise ihres geselligen Verkehrs etwas Unangenehmes zu sagen, und selbst wenn eine Nation hinter

ihnen steht, wagen sie nicht der Gefahr zu trotzen, dass irgend eine kleine Coterie, in der sie sich zu bewegen pflegen, sie mit kaltem Blick betrachten könnte. Die Schlaffheit und Mutlosigkeit ist als charakteristisches Zeichen eines ganzen Zeitalters eine neue Erscheinung, aber mit einigen Modifikationen, die sie durch den verschiedenen Charakter der einzelnen Nationen erfährt, ist sie eine natürliche Folge des Fortschritts der Civilisation, und wird fortdauern, bis ihr ein System der Erziehung gegenübertritt, das geeignet ist, ihrem Einfluss entgegen zu wirken.

An sich selber mag Stuart Mill den wohlthätigen Einfluss einer strengen und gewissenhaften Zucht, wie sie ihm sein Vater angedeihen liess, erfahren haben. Dadurch bekräftigte sich die Ansicht bei ihm, dass Knaben durch blosse Ueberredung und gute Worte überhaupt nicht bewogen werden können, sich mit Kraft und Ausdauer auf harte, nüchterne und trockene Studien zu verlegen. Er glaubt mit Recht, dass, weil Kinder viel thun und viel lernen müssen, strenge Zucht und der Hinblick auf Züchtigung nicht als Sporn entbehrt werden kann. Er erkennt die Berechtigung der neueren Erziehungsmethoden an, wonach man der Jugend das Lernen möglichst interessant und leicht zu machen sucht; allein er fürchtet, dass eins der Hauptziele der Erziehung geopfert werde, wenn nur das noch gelernt zu werden brauche, was leicht und interessant sei; so werde ein Geschlecht herangezogen, das unfähig sei, in Dingen, die ihm nicht angenehm sind, etwas zu leisten. Man könne in der Erziehung das Element der Furcht nicht entbehren, aber sie darf nicht vorwiegen; denn wenn die Furcht bei einem Kinde derart überwiegt, dass bei ihm die Liebe und das Vertrauen zu denjenigen erstickt wird, auf deren Rat es sich auch später noch rückhaltlos sollte verlassen können, so wird ein Uebel geschaffen, das von grosser Bedeutung ist.

Bei Stuart Mill lässt sich die Erziehung nur im allgemeinsten Sinne des Wortes auffassen; es wäre geradezu falsch, wollte man bei ihm, der Nationalökonom ist und das Leben und Treiben der Völker im Grossen betrachtet, nur dasjenige über Erziehung betrachten, was dazu nach der gewöhnlichen pädagogischen Auffassung gehört. Wie wir schon gesehen haben, geht er bei seinen Erörterungen über die Erziehung oft von derjenigen des einzelnen zu der ganzer Völker über. Und so glauben wir berechtigt zu sein, hier von seinen Ansichten über politische Erziehung handeln zu dürfen.

Schon zu der Zeit, in der die herrschenden Kreise in England und zahlreiche Männer fast in allen Ländern Europas noch in den Lehren des reinsten Manchestertums befangen waren, sah Stuart Mill mit voller Klarheit, dass das vollständige freie Sichgehenlassen nicht der letzte Schritt in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft sein werde; er war frühe überzeugt, dass die freie individuelle Konkurrenz erschöpft sei, und dass durch dieselbe sich in vielen Dingen ein Zustand entwickelt habe, der ganz unerträglich sei. Sehr oft hebt er die Gefahren hervor, welche der immer zunehmende Industrie- und Handelsgeist und welche die demokratischen Staatsformen, bei der die Masse allmählich das einzelne Individuum in seiner Bedeutung unterdrücken werde, für den Charakter im Gefolge haben können. Wenn er auch stets der Ueberzeugung war, dass dasjenige, was individuelle Konkurrenz thun kann, sie auch am besten zu thun pflegt, so glaubt er doch, dass eben individuelle Konkurrenz nicht alles thun kann. Und das gilt besonders von den Einrichtungen der Erziehung; darüber entwickelt Stuart Mill fast preussische Ansichten, wenn man so sagen darf: die Regierung selbst und damit aber die intelligentesten Männer des Staates könnten am besten beurteilen, was zu lehren notwendig sei; das könne aber unmöglich die Masse des Volkes. Das sind Ansichten, welche denjenigen, die jetzt noch in England die herrschenden sind, völlig widerstreiten. Denn die Ansichten von Freiheit, welche der Engländer auf dem Gebiete der Politik und des Handels und Verkehrs besitzt, hat er auch auf Erziehung und Unterricht übertragen. In England besteht, wie erwähnt, bis jetzt noch kein Bildungszwang, wie kein Zwang zum Waffendienst, während man für Deutschland vielleicht behaupten darf, dass diese beiden grundlegenden Pflichten des Bürgers dem Gemeinwesen gegenüber jetzt als so selbstverständliche angesehen werden, dass sie über jeder ernsthaften Erörterung stehen.

Die Gedanken Stuart Mill's über die politische Erziehung des Bürgers stammen im Grunde aus den Anregungen, welche er aus dem Studium der Schriften Wilhelm von Humboldt's empfangen hat. Für diesen Denker unseres Vaterlands hegte er stets eine nahezu unbegrenzte Ehrfurcht. Auf Wilhelm von Humboldt ist eins der wichtigsten Bücher Stuart Mill's, „On Liberty", zurückzuführen. In dieser Arbeit, an der auch seine Frau einen grösseren geistigen Anteil als an irgend einer anderen hat, erörtert er in klassischer Form die Freiheit des einzelnen wie die ganzer Völker. Wie Wilhelm von Humboldt

verlangt Stuart Mill, dass die Menschen sich möglichst frei entwickeln, dass sie ihre Kräfte nach allen Seiten hin entfalten können. Der grosse, leitende Gedanke, auf dem die ganze Entwickelung des einzelnen Menschen wie ganzer Völker beruhe, der allerdings Jahrtausende lang nur auf wenige Denker beschränkt blieb, aber niemals ganz verschwand, ist nach Mill: das Recht der moralischen wie geistigen Natur, sich in ihrer eigenen Weise zu entwickeln. Auf dem Kontinent ist dieser Gedanke besonders durch Pestalozzi in Fluss gekommen und in die weitesten Kreise gedrungen; und bei den meisten grossen Denkern Deutschlands findet sich der Gedanke von dem Recht und der Pflicht der Selbstentwickelung in der verschiedensten Weise ausgedrückt. In England und in Amerika ist die Lehre von der Individualität oder, wie man sie auch genannt hat, von der Souveränität des Individuums mit grosser Begeisterung aufgenommen und in der Politik eine Grundlehre geworden.

Stuart Mill wendet sich in diesem Buch auch gegen die falsche Auffassung der Freiheit, namentlich dagegen, wie man in England die Rechte des Staates gegenüber den Eltern und deren Kinder betrachtet. Die Eltern oder vielmehr der Vater, denn dieser hat ja alle Rechte in der Hand, gilt so sehr als unumschränkter Herr über seine Kinder, dass er auf keinen Fall gestatten mag, dass die Regierung in seine Rechte auf die Kinder eingreife. Wohl erkennt man jetzt auch in England an, dass der Staat das unbestrittene Recht hat, von jedem menschlichen Wesen, das in seinen Grenzen geboren wird, eine gewisse Bildung zu verlangen, dass es weiter eine der wichtigsten Pflichten der Eltern ist, dass sie ihren Kindern eine Ausbildung zu teil werden lassen, vermöge deren sie ihre Stelle im Leben ausfüllen können. Aber andrerseits duldet man kein Einschreiten des Staates, dass er den Vater dazu zwinge, den Kindern eine solche Ausbildung zu geben. Stuart Mill geht in den Anforderungen des Staates an die Bürger noch viel weiter, als sie in Deutschland in voller Form schon bestehen: er will nicht nur den Bildungszwang, d. h. also Schulzwang; er fordert sogar, dass der Staat das Heiraten verhindere, wo nicht genügende Aussicht vorhanden sei, die Kinder zu ernähren und ihnen die nötige Bildung angedeihen zu lassen. Er hält es für eine Art von sittlichem Verbrechen, wenn einem Kinde das Dasein gegeben werde, und die Eltern desselben nicht hoffen dürften, demselben die nötige körperliche und geistige Ausbildung zuteil werden zu lassen. Der Staat hat nach seiner Ansicht nicht allein das Recht, die

nötige Bildung zu verlangen, sondern auch das Recht, von den Eltern zu fordern, dass diese Bildung entweder ganz oder zum grössten Teil auf ihre Kosten geschehe. Aber darauf besteht ganz entschieden Stuart Mill, und darin zeigt er sich als echter Engländer, dass die Regierung kein Monopol aus der Erziehung mache; sie dürfe niemanden zwingen, dass er sich besonders an ihre Lehrer halte, und dürfe denjenigen, welche in ihren Schulen ausgebildet sind, keine besonderen Vorteile einräumen. Eine solche Regierung, fürchtet er, könne leicht einen zu grossen Einfluss auf das Volk und dessen ganzes Denken ausüben; dadurch aber, und besonders, wenn noch die fähigsten und intelligentesten Köpfe des Landes direkt im Dienste der Regierung ständen, würden alle individuellen Kräfte in einen Zustand der Erschlaffung geraten, jedenfalls aber nicht den Grad der Anspannung und Kraft erreichen, wie es in freieren Verhältnissen möglich sein würde. Der Staat dürfe wohl bestimmte Kenntnisse verlangen, aber es sei ganz unzulässig, wenn er noch vorschreiben wolle, wie und von wem dieselben zu erlangen seien. Ein gute Regierung werde ihre Unterstützungen immer in der Art gewähren müssen, dass dadurch alle individuellen geistigen Anstrengungen ermuntert und genährt werden; sie müsse dahin streben, alles, was die Unternehmungen der Einzelnen hindert und entmutigt, zu beseitigen, und alles, was sie erleichtert, zu befördern; ihre Unterstützungen sollten stets so eingerichtet sein, dass sie für die Unterthanen ein Lehrkursus in der Kunst sind, grosse Aufgaben durch individuelle Thätigkeit und freiwilliges Zusammengehen zu erfüllen. Wenn auch in vielen Fällen die einzelnen Individuen, so führt er ungefähr in seinem Buche über die Freiheit aus, dieselbe Sache nicht so gut thun können, wie die Regierung und ihre Vertreter, so sei es trotzdem wünschenswert, dass dieselbe Sache von ihnen und nicht von der Regierung gethan werde, weil dies ein Mittel sei, die geistigen Kräfte der Unterthanen anzuspornen, um ihr Urteil zu schärfen und sie mit den Dingen genauer bekannt zu machen, mit denen sie zu thun haben. Das wäre erst die wahrhaft nationale Erziehung des Bürgers; dadurch würde der einzelne aus dem engen Kreise seiner persönlichen Interessen herausgerissen und an das Verständnis allgemeiner Interessen gewöhnt. So lernen die Bürger aus öffentlichen oder halb öffentlichen Gründen handeln, sie sehen allgemeine Ziele, die für alle gelten, welche sie einigen, anstatt sie zu trennen. Ohne solche Gewohnheiten und Richtung der Kräfte könne auf die Dauer keine freie Verfassung bestehen, kein Volk sich lange

auf einer hohen Stufe von Ansehen und Macht behaupten; denn der Wert eines Staates bestehe in dem Wert der einzelnen Individuen, welche denselben bilden. Mit Nachdruck hebt dann Stuart Mill hervor, dass ein Staat, welcher seine Bürger zu Zwergen macht, damit sie in seinen Händen gefügige Werkzeuge selbst für gute Zwecke werden, welcher die geistige Spannkraft und Arbeitslust einer guten Verwaltung nachstellt, finden wird, dass mit kleinen Menschen nichts wahrhaft Grosses geleistet werden kann, und dass die Vollkommenheit der Verwaltungsmaschinerie am Ende wenig nützt, wenn die vitale Kraft fehlt, welche jene treiben muss.

In der Rezension eines Werkes über die Demokratie in Amerika, in der sich Stuart Mill als ein etwas sehr begeisterter Bewunderer des grossen nordamerikanischen Staatswesens zeigt, obwohl er für die Schattenseiten desselben durchaus nicht blind ist, spricht er ähnliche Gedanken über Erziehung aus, wie die vorhin erwähnten. Er betont hier, dass Bücher und Reden allein keine Erziehung ausmachen, dass das Leben eine Aufgabe und nicht ein Lehrsatz sei, und dass man nur durch Handeln zu handeln lerne. Was man in Schulen lernen könne, sei wichtig, aber es reiche allein nicht aus: denn der Hauptzweig der Erziehung menschlicher Wesen ist ihre gewöhnliche Beschäftigung, die entweder in den Arbeiten ihres individuellen Berufes oder in einer Verrichtung von allgemeinem Interesse besteht, bei der sie mitzuwirken haben. Aber die gewöhnliche private Beschäftigung der meisten Menschen ist handwerksmässige Arbeit; sie wird meist so betrieben, dass die Menschen ihre ganze Aufmerksamkeit und alles Interesse nur auf sich selbst und ihre Familie, als einen Anhang des eigenen Selbst, konzentrieren, und so ganz gleichgiltig gegen höhere Ziele und edlere Interessen werden. Dagegen muss gewirkt werden; deshalb gebe man dem einzelnen etwas für das Publikum zu thun, man lasse ihn Gemeinderat, Geschworenen oder Wähler werden, und seine Gedanken werden bis zu einem gewissen Grade seinem engen Kreise entrückt. So wird er mit mannigfacheren Arten der Thätigkeit und umfassenderen Erwägungen vertraut; so lernt er, dass es neben den Interessen, die ihn von seinen Mitbürgern trennen, auch noch solche giebt, die ihn mit ihnen verbinden, dass das allgemeine Beste nicht nur auch ihm zu statten kommt, sondern auch zum teil von seiner Bemühung abhängt. Nach Stuart Mill's Ueberzeugung wird der Geist eines handeltreibenden Volkes in der Hauptsache überall dort knechtisch und niedrig sein, wo der Gemeingeist nicht durch eine ausgedehnte Be-

teiligung des Volkes an dem Detail des Regierungsgeschäftes Pflege und Aufmunterung findet, und der fromme Wunsch einer allgemeinen Verbreitung von Einsicht und Aufklärung unter den mittleren und niederen Klassen kann nur durch die allgemeine Verbreitung einer Teilnahme an öffentlichen Verrichtungen und einer Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten verwirklicht werden.

Wenn es hiernach den Anschein haben kann, als wenn Stuart Mill ein eifriger Anhänger demokratischer Staatsformen wäre, so muss dagegen ausdrücklich erklärt werden, dass er die Form der Regierung stets nur für eine Frage der Zeit, des Ortes und der Umstände gehalten hat; und die politischen Verfassungen beurteilt er mehr nach ihrem Wert für die Moral und Erziehung als für die materiellen Interessen. — Obwohl jetzt in England das politische Leben fast ganz von den Reichen bestimmt wird und obwohl diese jetzt leider teilweise noch in dem Unterricht und der geistigen Hebung der Volksmassen einen Abbruch ihrer Interessen sehen, weil dadurch das Volk befähigt werde, ihr Joch abzuschütteln, so werden, wie Stuart Mill voraussagt, doch später auch in England die reichen Klassen einsehen, dass es durchaus in ihrem Interesse liegt, die Volksbildung zu fördern und dadurch wirklich unheilbringenden Irrtümern, wie denjenigen, welche zur Verletzung des Eigentums führen, vorzuarbeiten; denn die Reichen haben dann am meisten von den Armen zu fürchten, wenn diese ununterrichtet bleiben. Er glaubt, dass man in Preussen praktisch eine bessere Regierung habe als in England, man sorge dort mehr für die geistige Hebung des Volkes als unter dem repräsentativen System Englands; nur in einem gebildeten Volke liege die Bürgschaft für eine gute Regierung; so lange man aber so wenig Gewicht auf die Erziehung lege, habe man auch die Unwissenheit und damit die Brutalität der Massen zu fürchten.

Mill's eigenartige soziale Ethik zeigt sich auch noch in folgenden Gedanken: durch Erziehung und Gewöhnung müssten die Menschen wieder lernen, auch für allgemeine Zwecke zu arbeiten, nicht bloss, wie bisher, für selbstsüchtige Interessen; durch Erziehung und Gewöhnung könne auch der gemeine Mann dahin gebracht werden, dass er für sein Land jäte und grabe und webe, wie er es jetzt schon gelernt habe, für sein Vaterland zu kämpfen. Allerdings wird das noch sehr lange dauern, denn das Interesse am Gemeinwohl ist gegenwärtig eine sehr schwache Triebfeder. Wenn aber einst durch den täglichen Gang des Lebens der Gemeinsinn wieder in Thätig-

keit gerufen und durch das Verlangen nach Auszeichnung und die Furcht vor Schande angespornt werde, so könne es auch möglich sein, alle wieder, und auch den gewöhnlichen Mann, zur heroischen Opferwilligkeit und eifrigen Anstrengung für das Gemeinwohl zu bringen; denn die eingefleischte Selbstsucht, welche den Grundzug der jetzigen Gesellschaft bildet, habe nur deshalb so tiefe Wurzeln geschlagen, weil sie durch die ganze bestehende Einrichtung des bürgerlichen Lebens aufrecht erhalten werde.

Wenn wir uns nun zu der Betrachtung der Ansichten über die intellektuelle Bildung, wie sie Stuart Mill an den verschiedensten Stellen in seinen Schriften ausspricht, zuwenden, so können wir uns hier der allgemeinen Bemerkung nicht enthalten, dass er den Wert und die Wirkung dieser Bildung ganz auffallend hoch anschlägt. Besserung der moralischen wie der materiellen Lage der einzelnen wie der Gesamtheit erwartet er von einer vollkommneren intellektuellen Bildung. Diese Anschauung kann sich dadurch bei ihm entwickelt haben, dass er, wie schon angedeutet wurde, selbst bei seinem Vater einen so eigenartigen Bildungsgang durchgemacht hat, in welchem er in ziemlich einseitiger Weise eine reine Verstandesausbildung erhielt, durch welche das Gemüts- und Empfindungsleben des Kindes fast ganz unterdrückt worden zu sein scheint. Schon als junger Knabe musste er viele Studien in Angriff nehmen, mit denen sich gewöhnlich erst das reifere Alter zu beschäftigen pflegt. Dadurch aber war es unmöglich, dass er mit Knaben seines Alters näheren Verkehr haben, sich an deren Spielen beteiligen und in ihre Sinnesweise hineinleben konnte. Sein ganzes Leben konzentrierte sich, wie er dies in seiner Selbstbiographie so anziehend beschreibt, auf die Studien und seine Bücherwelt; Kopf und Hand wurden dadurch zu jeder praktischen Thätigkeit des Lebens ganz ungeschickt. — Der harte, nüchterne Geist, dem es freilich nicht an einem gewissen Schwung und an einer tiefen, anhaltenden Begeisterung für die hohen Ziele, denen er nachstrebt, fehlt, zeigt sich in allen seinen Schriften, besonders in denjenigen über Volkswirtschaft. Da sieht man wieder, wie er die Instinkte und Empfindungen gar nicht achtet, und doch bestimmen diese weit mehr das Treiben der Menschen, als Stuart Mill annimmt. Wohl hat er vollkommen Recht, wenn er behauptet, dass die menschliche Civilisation ein Kampf gegen die Instinkte ist, und dass sie eben nur deshalb möglich sei, weil der Mensch, entgegengesetzt dem Tier, nicht notwendig seinen Instinkten zu folgen braucht. Aber er geht

wohl zu weit in einer praktischen Anwendung dieser Ansichten, wonach er z. B. den arbeitenden und unvermögenden Klassen einfach die grösste Enthaltsamkeit in der Ehe empfiehlt, damit sie nicht mehr Kinder haben, als sie selbst ernähren und erziehen können, und damit sie so ihre eigene Lage verbessern. Diese Ansichten kommen uns in Deutschland seltsam vor. Auch glauben wir, dass ein jugendfrisches, kräftiges Volk wenig nach derartigen Theorien fragt, welche mehr für Völker passen, die sich in einer Art Greisenalter befinden, in welchem die langsame Reflexion vorwiegt und das gesunde, natürliche Empfinden abhanden gekommen ist. Auf der natürlichen Vermehrung des Volkes und den dadurch notwendigen schärferen Anstrengungen, um den Zuwachs zu ernähren, beruht vielleicht in erster Hinsicht mit der Fortschritt eines Volkes überhaupt. Jedenfalls glauben wir, dass die sorgfältigste Ausbildung des menschlichen Geistes nicht die Folge haben wird, dass das ganze Empfindungsleben des Menschen vom Verstand allein gelenkt wird.

In den wenigen Schriften, welche Stuart Mill über Erziehung geschrieben und in den zerstreuten Bemerkungen, welche er sonstwo über diesen Gegenstand macht, hat er stets die Bildung des englischen Gentleman im Auge, also desjenigen, der nicht im frühen Alter seinen Bildungsgang abbrechen muss, sondern sich, wie der Engländer sagt, eine liberale, und nach deutscher Ausdrucksweise eine höhere Bildung aneignet. Das ist eine Eigentümlichkeit fast sämtlicher bedeutenden englischen Denker, welche über Erziehung geschrieben haben, von Bacon und Locke herab bis auf Herbert Spencer und Stuart Mill: dem Engländer scheint es demnach fast unmöglich, sich zu einem höheren Standpunkt in der Erziehung hinaufzuarbeiten und allgemein menschliche Betrachtungen anzustellen, wie es Pestalozzi und die besten der deutschen Pädagogen gethan haben. Pestalozzi hat gerade immer die grosse Masse des armen, niedrigen, in seinem Elend versunkenen Volkes im Auge; die Arbeit seines ganzen Lebens hat er für die Hebung und Veredelung der grossen Massen eingesetzt. In England tritt dieser Begriff des Gentleman, auf den sich fast die ganze englische pädagogische Litteratur bezieht, auch im ganzen Leben äusserst scharf in den Vordergrund, derart, dass man hier wohl die Redensart anwenden kann, dass dort der Mensch erst mit dem Gentleman anfängt. Wenn nun selbst ein Denker wie Stuart Mill, dem man ein warm fühlendes Herz für die grosse Masse der Menschen nicht absprechen kann, für deren geistige Bildung kaum ein Wort

hat, so kann man ersehen, wie der Engländer in seinen Betrachtungen immer vom Thatsächlichen ausgeht, wie er schliesslich ganz im Konkreten stecken bleibt und sich nur schwer zu allgemeinen Anschauungen hinaufarbeiten kann. So versteht man es auch, dass die ganze englische Denkweise, auch die philosophische, eine empirische ist. Daher bleibt so vieles, was Engländer geschrieben haben, nur auf ihr eigenes Land beschränkt.

Stuart Mill urteilt oft sehr scharf und abfällig über die englischen Bildungsverhältnisse. Dabei hat er gewöhnlich die grossen öffentlichen Schulen und Universitäten im Auge, auf denen der englische Gentleman seine Bildung erhält. Er hegt nicht, wie die meisten Engländer unseres Jahrhunderts, eine so grosse, oft übertriebene Ehrfurcht vor der Vergangenheit, vor alten Einrichtungen im Staat, in der Religion und in den Schulen. Er legt an die Verhältnisse einen reinen, oft zu konsequenten Verstandesmassstab an, und gelangt dabei zu Schlüssen, die schwerlich bei seinen Landsleuten allgemeine Zustimmung finden werden. Grade den grossen öffentlichen Schulen und Universitäten Englands mit ihren vielen altertümlichen Einrichtungen und Gebräuchen ist es in erster Linie zuzuschreiben, dass diese Ehrfurcht vor der Vergangenheit besteht, dass der Engländer so zäh am Althergebrachten festhält, dass er besonders in religiösen Dingen so hoch konservativ ist. Ueber vieles will der Engländer, wie richtig gesagt worden ist, gar nicht grübeln und denken, sondern er will handeln und praktisch thätig sein; zweifeln und grübeln aber mögen Völker, die Zeit dafür haben und nicht zu handeln verstehen. Stuart Mill hat jedoch wenig Sinn für die Vorzüge der englischen Schulen, die wieder gerade von Deutschen in vollem Masse anerkannt werden. Er würde kaum dem bekannten Ausspruche Wellington's zustimmen, der da sagte, dass die Schlacht bei Waterloo auf den Spielplätzen der englischen öffentlichen Schulen gewonnen worden wäre: Worte, welche an den jetzt mit Unrecht so viel bespöttelten Ausspruch vom preussischen Schulmeister, der Königgrätz gewonnen hat, erinnern, nur dass es in England wieder der Gentleman, bei uns der Mann des Volkes ist, um den es sich handelt. Wer die Arbeit Dr. E. Bernard's, meines Vorgängers im Amte: „Mitteilungen aus dem englischen Schulleben", Programm des Kreuznacher Gymnasiums 1881, liest, der sieht, dass noch jetzt auf den englischen höheren Schulen weniger Wert auf die Aneignung von Kenntnissen, das Hauptgewicht aber auf Ausdauer, Mut, Unterordnung im Spiele, Entschlossenheit, Selbst-

verleugnung und körperliche Geschicklichkeit gelegt wird. Das sind Eigenschaften, deren Wert man auch bei uns erkennt, die aber ebenso wie die rein geistigen Kräfte einer systematischen Pflege bedürfen, um sich gehörig zu entwickeln; es hat in der That und Gott sei Dank den Anschein, als wenn man jetzt bei uns in diesen Dingen vom Reden und Schreiben zum Handeln übergehen wollte.

Stuart Mill seinerseits betrachtet das System der öffentlichen Schulen, wie es in England seit Jahrhunderten gehandhabt wird, mit einem Gefühl, das, wie er sagt, dem äussersten Abscheu nicht mehr sehr fern liegt. Er ist fest davon überzeugt, dass die Wiedergeburt des individuellen Charakters der gebildeten und reichen Klassen nur durch Veränderung des Systems der grossen Erziehungsanstalten und Universitäten herbeigeführt werden kann; aber er weiss, dass obwohl dieses eine Sache grösster Dringlichkeit ist, doch für dieselbe jetzt noch nicht viel geschehen kann, da sowohl Wille als auch die Einsicht in den massgebenden Kreisen fehlen; er weiss, dass alles, worauf nach seiner Ansicht das Heil der nächsten und aller kommenden Generationen beruht, das Unglück hat, den verbreitetsten Ansichten seiner Zeit zu widerstreben.

In einer längeren Rezension über einen Vortrag, den ein englischer Gelehrter, Professor Sedgwick, über die Studien an der Universität Cambridge gehalten hat, beklagt Mill, dass England nicht mehr wie früher an der Spitze der Wissenschaften stehe und nicht mehr in jenen Studien, durch welche grosse Geister gebildet werden, einen hervorragenden Platz behaupte. Das rühre aber daher, weil man es nicht mehr für den Zweck der höheren Erziehung halte, dass der Zögling in den Stand gesetzt werde, selbst über das urteilen zu können, was wahr und was unrecht sei, sondern man sorge nur noch dafür, dass man ihm die Ansichten seiner Lehrer einimpfe; man bilde Jünger, aber nicht wahre Denker und ernste Forscher heran. Gegen dieses eingewurzelte Vorurteil, gegen diesen tiefgehenden Irrtum müsse aber jeder ernste Reformator des englischen Erziehungswesens mit aller Macht ankämpfen. Ausserdem rügt er noch die Mängel, welche der nivellierende Einfluss des demokratischen Regiments überhaupt und thatsächlich in England hat, wie der allgemeine Massstab des menschlichen Geistes dadurch herabgedrückt werde, ja wie es bei vielen als das Zeichen eines grossen Geistes gelten müsse, dass er mit den Meinungen der Menge übereinstimme. Dagegen müssen die Universitäten helfen, denn hier sollen Geister herangebildet werden, welche ihren Bürgern auf den Bahnen der Tugend,

der Einsicht und der Förderung der allgemeinen Wohlfahrt als Führer zu dienen geeignet sind. Das sei der edlere und wichtigste Zweck, weshalb Universitäten bestehen sollen. Viele von den harten Vorwürfen Stuart Mill's mögen nicht mehr gelten, aber einige sind jetzt noch von Bedeutung. Er hält die französischen und deutschen Universitäten den englischen als Muster vor; er wünscht, dass die Begeisterung für umfassende Forschung, wie sie dort herrsche, auch die englische studierende Jugend durchglühe. Mit aller Kraft dringt er darauf, dass endlich das Prinzip des dogmatischen Unterrichts mit der Wurzel ausgerissen werde. Und so sind die Worte aufzufassen, die er in dem schon erwähnten Aufsatz über Civilisation ausspricht: „Der wahre Grundstein einer auf die Heranbildung grosser Geister berechneten Erziehung muss die Anerkennung des Grundsatzes sein, dass es ihre Aufgabe ist, den höchsten überhaupt möglichen Grad geistiger Kraft hervorzurufen und die intensivste Liebe zur Wahrheit einzuflössen, und zwar ohne die mindeste Rücksicht auf die Resultate, zu denen die Thätigkeit dieser Kraft führen kann, selbst auf die Gefahr hin, dass der Schüler zu Meinungen gelangt, die denen seiner Lehrer diametral zuwiderlaufen. Wir sagen dies, nicht weil wir Meinungen für unwichtig halten, sondern gerade weil wir ihnen eine unermessliche Bedeutung beilegen; denn in dem Masse, als es uns gelingt, einen höheren Grad geistiger Kraft, eine stärkere Liebe zur Wahrheit hervorzurufen, steigert sich auch die Gewissheit, dass im Ganzen und Grossen, was auch in irgend einem besonderen Falle geschehen mag, wahre Meinungen das Ergebnis sein werden; und die Entwickelung geistiger Kraft und werkthätiger Liebe zur Wahrheit wird gleich sehr unmöglich, wenn man dem Forschenden seine Resultate vorschreibt und ihn von vornherein davon in Kenntnis setzt, man erwarte, dass er zu diesen Resultaten gelange.“ —

Wie erwähnt, erwartet Stuart Mill von einer richtigen intellektuellen Bildung nicht weniger als alles, da nach seiner Ansicht Unwissenheit und Unbildung die Hauptquelle aller gesellschaftlichen Uebel sind. Wenn diesem Uebel aber abgeholfen werden soll, so muss die Anregung dazu von den gebildeteren und unterrichteteren Menschen ausgehen. Körperliche Leiden merkt der Mensch recht bald, nicht leicht kann er sich über dieselben hinwegtäuschen; aber geistige Mängel empfindet der Leidende in der Regel fast gar nicht. Und wenn er die Folgen derselben fühlt, so schreibt er diese doch ganz anderen Gründen als seiner Unwissenheit zu. Daher müssen die gebildeteren und unterrichteteren Menschen sich

unablässig bemühen, ihren Mitmenschen jene Mängel zum Bewusstsein zu bringen und ihnen gleichzeitig die Mittel zur Abhilfe an die Hand zu geben. Das wichtigste Mittel ist natürlich der Unterricht; aber auch Schriften, Reden u. a. müssen hier mitwirken.

Um einen vollkommneren Unterricht an den höheren Schulen und Universitäten zu ermöglichen, wünscht Stuart Mill einen weit wirksameren und gründlicheren Unterricht in den Klassikern und der Logik als den bisherigen, und diesen Studien will er noch andere hinzufügen, welche dem sogenannten Geschäft der Welt noch ungleich ferner, desto näher aber der Stärkung und Erweiterung der geistigen Fähigkeiten und der Veredelung des Charakters des Individuums stehen. Die Sorge für die empirische Kenntnis, welche die Welt verlangt und welche das Betriebskapital aller auf Geldgewinn gerichteten Bestrebungen ist, können wir ruhig der Welt überlassen; er ist zufrieden, wenn es der Erziehung gelingt, der Jugend einen Geist einzuflössen, und Gewohnheiten in ihr heranzubilden, die es ihr leichter machen werden, auch solche Kenntnisse zu erlangen und gut zu gebrauchen. Menschen seien erst Menschen, bevor sie Advokaten oder Aerzte oder Kaufleute oder Industrielle sind, und wenn man die Jugend zu tüchtigen und verständigen Menschen mache, so werden sie sich selber zu tüchtigen und verständigen Aerzten und Anwälten machen. Wohl weiss Stuart Mill, dass diese Ansichten über Menschenbildung nicht die Ansichten der grossen Menge sind, aber er glaubt, dass es die Ansichten der besten und weisesten Männer aller Parteien sind.

In den Erörterungen über seine eigene Erziehung spricht Stuart Mill es aus, dass die Knaben und Jünglinge in ihren geistigen Anlagen gewöhnlich nicht gekräftigt würden, sondern man stopfe sie mit allerlei trockenem Wissen und kahlen Thatsachen voll, man fülle ihren Geist bis zur Hoffnungslosigkeit mit den Meinungen anderer Leute, und das solle dann ein Ersatz für eigenes, mühsames Nachdenken sein. Daher werden so viele, auch die Söhne ganz ausgezeichneter Väter, weiter nichts als Papageien, die bloss nachsprechen, was ihnen vorgeredet worden ist; sie seien nicht im stande, ihren Verstand anders zu gebrauchen, als sie gelehrt worden sind. Sein Vater duldete niemals, dass irgend ein Lehrgegenstand zur blossen Gedächtnisübung herabsank, sondern immer wurde er zuerst als Verstandesübung benutzt. Niemals wurde ihm gesagt, was er selber finden konnte, und wenn er noch so lange sich daran abplagen musste; immer musste er zuvor seine Kraft

an dem Gegenstand erschöpfen. Er gesteht, dass er selbst sich sehr oft ganz ungeschickt dabei benommen habe, dass er viel öfter das Falsche als das Richtige getroffen habe. Allerdings stellte der Vater oft äusserst hohe Anforderungen an den Sohn. Mit Recht aber meint Mill dazu, wenn man Jünglinge nie über Gegenstände befragte, die über ihren Horizont gingen, wenn sie sich nie an die Lösung von Fragen machten, die sehr schwer, ja zu schwer für sie seien, so würden sie nie das leisten, was sie in Wirklichkeit leisten könnten, und würden niemals zu einem klaren Bewusstsein über ihre eigene geistige Kraft kommen. Stuart Mill erzählt als Beispiel, wie sein Vater einmal ganz zornig geworden wäre, als er die alte Redensart gebrauchte: es könne in der Theorie etwas richtig sein, was in der Praxis nicht richtig sei; darauf hin sollte er, der dreizehnjährige Junge, das Wort „Theorie“ definieren. Als ihm dieses nicht gelingen wollte, setzte ihm sein Vater sehr ernsthaft auseinander, wie ganz falsch es wäre, wenn man von einem Widerspruch zwischen Theorie und Praxis redete; das rühre nur daher, dass man nicht darüber nachgedacht habe, was eigentlich Theorie sei.

Stuart Mill hat auf Grund seiner eigenen Erfahrung und psychologischen Untersuchungen eine äusserst hohe Ansicht von der Aneignungsfähigkeit des menschlichen Geistes entwickelt. Er geht nach unserer Ansicht darin viel zu weit; und er würde zu ganz anderen Resultaten gekommen sein, wenn er selbst Lehrer gewesen wäre; da schrumpfen sehr bald solche hohe Meinungen zusammen. Die hohen Anforderungen, welche er demgemäss in der intellektuellen Bildung an den menschlichen Geist stellt, zeigen sich auch in einer Rektorats-Rede, die er als Ehrenrektor an der St. Andrews-Universität in Glasgow gehalten hat. Da spricht er über den Bildungswert der klassischen Sprachen einerseits und der modernen Wissenschaften andererseits, oder in anderer Gegenüberstellung der litterarischen Bildungsfächer und der exakten Wissenschaften. Die Lösung dieses alten Streites, der auch in England mit grosser Heftigkeit geführt wird, ist für ihn eine sehr einfache. Er sagt: „Die Frage, ob man unseren Geist mit den Klassikern oder mit den Wissenschaften (darunter versteht der Engländer die exakten Wissenschaften) nähren soll, scheint mir, ich gestehe es, sehr ähnlich einem Streite darüber, ob Maler die Zeichnung oder das Colorit studieren, oder um ein alltäglicheres Bild zu brauchen, ob ein Schneider Röcke oder Hosen machen solle. Ich kann darauf nur mit der Frage antworten: Warum nicht beide? Kann irgend eine Erziehung

eine gute genannt werden, welche nicht Litteratur und Wissenschaft zugleich in sich begreift? Wenn man auch weiter nichts sagen könnte, als dass die wissenschaftliche Erziehung uns denken lehrt, und die litterarische Bildung unsere Gedanken auszudrücken — bedürfen wir da nicht beider? und ist nicht jeder ein armseliges, verkümmertes, einseitig zugestutztes Fragment eines Menschen, dem es an einem von beiden fehlt? Wir sind nicht zu der Frage genötigt, ob es wichtiger für uns ist, die Sprachen zu erlernen oder die Wissenschaften." — Wenn es möglich wäre, einen solchen Bildungsgang wirklich gründlich zu gestalten, so wäre die Frage nach dem Bildungswert der humanistischen und der realen Fächer auf sehr einfache Weise gelöst. In der That hält es Stuart Mill auf Grund seiner Anschauungen vom menschlichen Geiste für widersinnig, dass die Knabenjahre ganz in der Erwerbung einer unvollkommenen Kenntnis von zwei toten Sprachen aufgehen müssen. Er zweifelt sehr, dass die Lernfähigkeit des menschlichen Geistes mit der Lehrfähigkeit, wie man sie in englischen Schulen finde, gemessen werden dürfe. Es wäre ihm lieber, wenn die Reformer des Unterrichtes ihre Angriffe gegen die schändliche, ja verbrecherische Trägheit und die verkehrten Methoden der Schulen, welche vorgeben, zwei Sprachen zu lehren und sie nicht lehren, richteten. Aber wenn Stuart Mill auch die neueren Wissenschaften gelehrt wissen will, so hält er doch mit Entschiedenheit an der Ansicht fest, dass diese Studien nicht an die Stelle der Logik und Psychologie und der Klassiker treten können. Einen ausführlichen Lehr- und Studienplan hat Mill nicht ausgearbeitet; das Zusammenhängendste, was er darüber geschrieben, befindet sich in der erwähnten Rektoratsrede. Uns scheinen die Gründe, mit welchen er für das Studium der Logik und Psychologie und der Klassiker eintritt, oft so treffend und überzeugend und dadurch so wichtig zu sein, dass wir dieselben hier in Kürze zusammenstellen.

Wenn wir das betrachten, was Stuart Mill über den Unterricht in Logik und Psychologie geschrieben hat, so müssen wir uns stets vor Augen halten, dass er als Philosoph reiner Empiriker ist. Alle Kenntnisse, alles Wissen leitet er aus der Erfahrung ab. Die Natur und die Gesetze der Dinge an sich oder der verborgenen Ursachen der Phänomene, die der Gegenstand unserer Erfahrung sind, scheinen ihm durchaus ausserhalb des Bereichs menschlicher Fähigkeiten zu liegen. Er kann nicht glauben, dass irgend etwas anderes Gegenstand unserer Erkenntnis sein kann als unsere Erfahrung, und dass irgend welche Gefühle, Ideen oder Fähigkeiten in dem mensch-

lichen Geiste vorhanden sind, die nicht auf die Erfahrung zurückzuführen seien. Darin ist er Nachfolger seiner beiden grossen Vorgänger Bacon und Locke. Mit aller Kraft bekämpft er die aprioristische, oder wie er auch sagt, die deutsche Anschauung, welche auf den englischen Universitäten die herrschende ist, wonach also der menschliche Geist, unabhängig von Beobachtung und Erfahrung, Wahrheiten aufnehmen könnte. Diese aprioristische Denkweise ist nach Stuart Mill die tiefste und erste Hauptstütze für falsche Lehren, schlechte Einrichtungen und die schlimmsten Vorurteile der Menschen; erst wenn jene Grundlage erschüttert sei, könne man mit Erfolg auf einen wirklichen Fortschritt der Menschheit rechnen. Das wichtigste philosophische Werk Stuart Mill's, das System der induktiven Logik, hat u. a. auch den Zweck, zu beweisen, dass alle Wahrheiten, selbst die sogenannten notwendigen Wahrheiten der Mathematik nur aus der Erfahrung und der Assoziation herstammen können. Besonders durch dieses Werk hat sich Stuart Mill als Philosoph die verdiente Anerkennung bei den deutschen Gelehrten erworben. Stuart Mill selbst sieht die Schwierigkeiten am deutlichsten, die einer allgemeinen Anerkennung seiner philosophischen Grundanschauungen entgegenstehen; und besonders gilt dies für England, wo die leitenden Kreise oft sogar mit Geringschätzung diese Lehren betrachten. Mit Stolz jedoch nennt sich Stuart Mill selbst einen „Utilitarier“, da er glaubt, dass die von ihm vertretenen Ideen von wahrhaftem Nutzen für die Menschen seien. Es fehlt ihm nicht an echter Begeisterung; und von selbstloser Hingabe an den Gedanken und von wahrem Idealismus finden wir bei ihm, dem Empiriker, mehr, als bei vielen anderen, die es leicht haben, sich mit ihrer eigenen idealen Gesinnung zu brüsten, da sie sich der herrschenden Richtung anschliessen. Er steht hoch über der Erregung und Verbitterung des Kampfes, hoch über dem Gezänk der Parteien. Das erkennt man in allen seinen Schriften. In einem Aufsatze über den englischen Dichter Coleridge, einem Anhänger der Kant'schen Philosophie, charakterisiert er die beiden uralten Richtungen der philosophischen Denker, die realistische und die idealistische, wie sie sich gegenseitig befeinden: beide werfen sich gegenseitig geistige Verschrobenheit vor; Sensualismus sei das gewöhnliche Schmähwort, mit dem die eine, Mystizismus dasjenige, mit welchem die andere der beiden Philosophieen bezeichnet werde. Die einen glauben ganz aufrichtig, dass es ihren Gegnern nur darum zu thun sei, alle Bande moralischer und religiöser Verpflichtung zu zerreissen, während die anderen

ebenso fest überzeugt seien, dass ihre Widersacher entweder ins Irrenhaus gehören, oder dass sie in schlauester Weise den Hierarchieen oder Aristokratieen schnöde Kupplerdienste leisteten. Stuart Mill fügt hinzu, dass die Personen auf beiden Seiten, welche mit solchen Anschuldigungen am freiesten seien, selten zu denen gehören, welche die wirklichen Schwierigkeiten der Frage am besten verständen, aber selbst die besonnenen Männer auf beiden Seiten pflegten die Tendenzen der entgegengesetzten Meinung keineswegs mild zu beurteilen, wenn sie sich auch nicht zu solchen Extremen fortreissen liessen.

Für die Erziehung stellt Stuart Mill den Wert einer philosophischen Bildung sehr hoch. Die höchste Stufe, ja die Krone und Vollendung einer höheren Erziehung muss nach seiner Ansicht ein philosophisches Studium sein, besonders dasjenige der Art und Weise, wie die menschliche Erkenntnis vom Bekannten zum Unbekannten vorschreitet. Vor allem muss Logik und Psychologie gelehrt werden.. Die Logik hält er für das Werkzeug der Pflege und Förderung der Wissenschaften, die Psychologie für die Wurzel, aus der sie alle entstehen. Durch nichts könne eine so gleichmässige Ausbildung und Anspannung der Kräfte erzielt werden, wie durch das philosophische Studium.

Stuart Mill beklagt es sehr, dass bisher die Erziehung, und das gilt namentlich wieder für die englischen Universitäten, in dem Einprägen von Meinungen anderer bestanden habe, sodass die Kunst, selbst denken zu lernen, zurückgedrängt worden wäre. Das ist in England so schlimm, dass Stuart Mill einmal alles Ernstes die Frage aufwirft, ob vielleicht unter den jetzigen Verhältnissen der Mangel an dem, was man jetzt Bildung nenne, dem Geiste weniger Eintrag thue, als diese verkehrte Bildung. Ein richtig geleiteter Unterricht in Logik und Psychologie könne hier nur Abhilfe schaffen und wieder selbständig denkende Männer hervorbringen. An sich selbst hat er den Wert eines solchen Unterrichtes erfahren. In seinem ganzen Bildungsgang, sagt er, habe nichts so sehr zur Entwicklung seiner Denkfähigkeit beigetragen, wie gerade die Beschäftigung mit der Schullogik. Worin er zuerst dabei zu einiger Uebung gelangte, das war die Zergliederung eines falschen Schlusses. Solche Uebungen legte ihm sein Vater schon in frühen Jahren vor; er wurde strenge angehalten, sie oft vorzunehmen. Die geistige Thätigkeit, welche durch diese rein logischen Uebungen hervorgerufen wird, hält er für ganz unersetzbar; nichts sei so wie dieses geeignet, exakte Denker heranzubilden, die im stande seien, den einzelnen Worten und

Sätzen eine bestimmte Bedeutung beizulegen, und die sich durch keinerlei unbestimmte und zweideutige Ausdrücke beirren lassen. Diesen Einfluss schätzt er viel höher als den vielgerühmten der mathematischen Denkprozesse. Vor allem aber sei die Schullogik das vorzüglichste Eingangsstudium für jedes weitere philosophische Studium, denn sie macht nicht die Voraussetzung, welche bei jungen Leuten schwer zu erfüllen ist, dass man nämlich durch eigene Erfahrung und Ueberlegung sich wichtige Gedanken und Vorstellungen angeeignet habe. Ehe noch das Denkvermögen weit vorgeschritten ist, setzt nach seiner Ansicht die Schullogik den Lernenden instand, undeutliche Gedanken zu durchschauen, das Richtige daran zu erkennen und Widersprüche aufzulösen. Vielen sonst ganz tüchtigen Männern, welche solche Uebungen nicht angestellt haben, gehe diese Kunst aber ganz ab. Wer aber in die Lage kommt, mit einem Gegner zu streiten, der braucht nur seine eigenen Schlussfolgerungen aus einfachen Sätzen, die sicher und klar sind, abzuleiten und hat dann nicht mehr nötig, sich weiter um das Räsonnement seines Gegners zu kümmern. Und in anbetracht dessen, wie leicht die Theorie des Schliessens sei und wie kurze Zeit genüge, um sich eine gründliche Kenntnis der logischen Grundsätze und eine Geschicklichkeit in ihrer Anwendung zu verschaffen, gebe es gar keine Entschuldigung, wenn jemand sie zu studieren unterlasse, der in irgend einer geistigen Thätigkeit Erfolg haben wolle. Die Logik zwingt uns, unsere Meinungen in bestimmte Sätze und unsere Schlüsse in bestimmte Glieder zu kleiden. Daher solle man, wenn man wissen wolle, ob man richtig denke, die Gedanken in Worte kleiden, denn dann ist man gezwungen, sich bewusst oder unbewusst logischer Formen zu bedienen. Wenn viele Leute sagen, dass die Logik nichts zum Denken helfe, so haben sie allerdings insofern recht, als sie nicht sowohl im stande ist, uns den rechten Weg zu lehren, als uns vor dem falschen Wege zu bewahren. Aber in den Operationen des Geistes ist es ja stets viel leichter, den falschen Weg zu gehen als den richtigen, sodass man wohl sagen kann, dass der Hauptunterschied zwischen einem Denker und einem anderen darin bestehe, ob sie sich schwerer oder leichter irre führen lassen.

In der Psychologie muss man nach Stuart Mill vor allem den Schüler dazu anleiten, sein eigenes Bewusstsein zu befragen, sich selbst zu beobachten, mit sich selbst Versuche anzustellen; denn durch kein anderes Verfahren könne er jemals viel über den menschlichen Geist erfahren. Unser

eigenes Selbst müssen wir durch Nachdenken ergründen. Locke's Versuch über den menschlichen Verstand ist dasjenige Werk, woraus die englische studierende Jugend hauptsächlich ihre Belehrung über die Wissenschaft des menschlichen Geistes schöpft. Vor diesem Werk hat Mill eine besonders hohe Achtung; er nennt es den Anfang und den Grundstein aller modernen analytischen Psychologie; von dem Verfasser desselben spricht er stets mit tiefer Ehrfurcht: er lobt seinen edlen Eifer für die Wahrheit, seinen schönen und rührenden Ernst, den er nicht nur für sich selbst an den Tag lege, sondern mehr als irgend ein anderer philosophischer Schriftsteller seinem Leser einzuflössen vermöge. Aber trotzdem bedauert er sehr, dass selbst ein solches Buch jetzt in England fast das einzige Werk sei, aus dem die Jugend ihre Kenntnis der Psychologie schöpfe; denn diese Wissenschaft nehme jetzt in sehr vielen Fragen eine ganz andere Stellung ein als zu der Zeit Locke's. Mill ist der Ansicht, dass die Psychologie, soweit sie ein Gegenstand allgemeiner Erziehung sein solle, nur in ihren einfachsten und klarsten Gesetzen, z. B. denen der Gedankenassoziation gelehrt werden dürfe. In diesen Gesetzen zeige sich die Psychologie als eine ebenso positive und sichere Wissenschaft, als es auch vielleicht die Chemie sei. Und wenn irgend etwas verdiene, vom Menschen studiert zu werden, so sei es doch seine eigene Natur und die seiner Mitmenschen. Das wirkliche Studium aller höheren philosophischen Fragen, wie z. B. derjenigen, ob Zeit und Raum wirkliche Existenzen oder nur Formen unserer Anschauungen seien, müsse natürlich denjenigen überlassen bleiben, die sich diesen Spekulationen ausschliesslich widmen. Nichtsdestoweniger aber gehöre es doch zu einer höheren geistigen Bildung, zu wissen, dass solche Fragen existieren; und wenn eine solche richtig geleitet würde, müsse sie auch die höheren Bestrebungen anfeuern und die Anstrengungen derjenigen unterstützen, welche dazu bestimmt sind, als Denker die Menge zu überragen.

In seiner Wertschätzung der Psychologie steht Stuart Mill in völligem Gegensatz zu Comte. Dieser verwirft die Psychologie als Wissenschaft ganz und gar, er ist der Ansicht, dass wir über die Gefühle nur sehr wenig und über den Intellekt gar nichts durch Selbstbeobachtung wissen können. Damit steht Comte ungefähr auf demselben Standpunkte wie unter den neueren Forschern Wundt, der es auch für unmöglich hält, Kenntnis des menschlichen Geistes dadurch zu erlangen, dass wir uns selbst beobachten. Comte setzt an Stelle der Psychologie die Phrenologie, die allerdings als

positive Wissenschaft ausgebildet werden müsse; Wundt ist der Begründer der physiologischen Psychologie, die sich auf Experimente gründet. Wundt meint, es wäre kaum denkbar, dass je der Beobachter zugleich das beobachtete Objekt sein könne. Aber wer so denkt, vergisst, dass wenn wir die geistigen Thätigkeiten anderer beobachten und darnach unsere Schlüsse ziehen, wir dieses doch auf Grund derjenigen Kenntnis thun, die wir von unserem eigenen Selbst haben. Mill giebt auch zu, dass es wahr sei, dass sich die Aufmerksamkeit schwächt, indem sie sich teilt, und dadurch entstände bei der psychologischen Beobachtung eine ganz besondere Schwierigkeit; allein eine Schwierigkeit brauche doch nicht gradezu eine Unmöglichkeit zu sein. Und dann könne man eine Thatsache durch die Vermittelung des Gedächtnisses studieren, nicht aber in demselben Augenblick, in welchem sie wahrgenommen werde, sondern in dem nächstfolgenden. Ist der Eindruck noch frisch im Gedächtnis und reflektieren wir dann gleich darüber, so erhalten wir das Richtigste, was wir über die geistigen Prozesse wissen können.

Mit ganz besonderer Ausführlichkeit hat Stuart Mill den Wert der klassischen Sprachen für die Erziehung behandelt. Obwohl er den Wert derselben äusserst hoch schätzt, enthält er sich doch stets aller allgemeinen, übertriebenen, verschwommenen Lobesredensarten, aller der wenig sagenden Redewendungen von formaler Bildung und Gymnastik des Geistes, die man bei uns in Deutschland so häufig hört und die, wie schon Herbart sagte, oft an Charlatanerie grenzen. So wenig wir England's Schulverhältnisse als solche und besonders im Vergleich zu unseren deutschen zu rühmen vermögen, so ist es insofern doch sehr glücklich daran, als es nicht an den leidigen Berechtigungsfragen krankt, durch welche in Deutschland die Fragen über den Bildungswert der einzelnen Fächer so leicht in ganz falsches Licht gestellt werden. So hoch Stuart Mill den Wert der klassischen Studien, wenn sie in rechter Weise betrieben werden, auch stellt, so wenig würde es doch möglich sein, aus seinen Schriften zu beweisen, dass dieselben die einzigen seien, welche zu einer höheren Geistesbildung führen. Obwohl wir die praktische Seite dieser Frage, die jetzt so viel erörtert wird, hier nur flüchtig berühren können, so können wir doch nicht umhin, unser Bedauern darüber auszusprechen dass nach den jetzigen Verhältnissen in Deutschland sehr viele Schüler aus gebildeten Kreisen gezwungen sind, die beiden alten Sprachen zu lernen, wenn sie auch zu ganz anderen Berufsarten als den gelehrten übergehen. Obwohl man diesen

Missstand an massgebender Stelle vollkommen klar erkennt, obwohl jedermann weiss, dass Deutschland nicht mehr das Land der Gelehrten, was es früher war, ist, noch auch sein will, sondern dass es jetzt ganz andere grosse Aufgaben zu erfüllen hat, als ehemals, so scheut man sich doch davor, energische, durchgreifende Massregeln zu ergreifen und lässt es noch bei Worten bewenden. Aber wahr ist und bleibt, was neulich bei einer Besprechung der bekannten Preyer'schen Vorschläge angeführt wurde, dass die Schule sich nach den Bedürfnissen des Lebens richten müsse, nicht aber die Schule das Leben bestimme; und so werden denn auch unsere Schuleinrichtungen sich demgemäss einst verändern.

Stuart Mill ist nicht Philologe. Aber gerade deshalb haben seine Betrachtungen über den Bildungswert der klassischen Sprachen einen ganz besonderen Reiz. Seine Gründe gewinnen noch an Wert, weil er in seinem gesamten Denken ein so nüchterner, rein empirisch urteilender Mann ist, der es als Prinzip hinstellt, immer und überall bei den scheinbar klarsten und einfachsten Gedanken nach den Gründen zu fragen, der, wie schon gesagt, einer der unerbittlichsten Gegner aller Lehren und Anschauungen ist, die sich nur auf Autorität gründen. Ausserdem gilt noch für Deutschland, dass viele Denker, welche wie Mill einer empirischen Denkweise anhängen, sehr oft geradezu Gegner der klassischen Sprachen als Unterrichtsmittel sind; bei Stuart Mill ist das Gegenteil der Fall. Wir haben nur den Wunsch, dass einmal ein klassischer Philologe, der Interesse an philosophischen und pädagogischen Untersuchungen hat, alle Schriften Stuart Mill's in bezug auf die beiden alten Sprachen durcharbeitete und die Resultate übersichtlich zusammenstellte. Wir selbst sind gezwungen, uns ziemlich kurz zu fassen, wenn wir die Gedanken Mill's über diesen Gegenstand hier mitteilen.

Stuart Mill lernte die beiden klassischen Sprachen in dem Unterrichte, den er durch seinen Vater erhielt. Dieser belästigte ihn nicht viel mit grammatischen und rein sprachlichen Uebungen, sondern hielt ihn von vorneherein streng zur Lektüre der klassischen Autoren an, die ihm besonders des Gedankeninhaltes wegen als das Wichtigste hingestellt wurden. Schon mit vierzehn Jahren schloss der Unterricht, den sein Vater leitete, ab, und er begann nun sich selbst, hauptsächlich durch eigenes Schreiben zu bilden. Aber bis zu diesem frühen Alter hatte Stuart Mill die alten Schriftsteller in einer Weise durchgearbeitet und sich deren Inhalt angeeignet, wie es im wirklichen Schulunterricht kaum und dann vielleicht nur in

viel späteren Jahren geschehen kann. Er urteilt wohl von sich zu bescheiden und denkt von der Bildungsfähigkeit der Knaben im allgemeinen zu günstig, wenn er in seiner Selbstbiographie meint, dass man Kindern der Regel nach schon in sehr frühen Jahren solche Kenntnisse mitteilen könnte, die man gewöhnlich für die Beschäftigung reiferer Jahre aufbewahrt. Er glaubt, dass die Zeit der kostbarsten Jahre, während deren man der Jugend „das bischen Lateinisch und Griechisch“ einpaukt, ganz kläglich verschwendet würde, wodurch viele sich jetzt veranlasst fühlten, den falschen und voreiligen Schluss zu ziehen, dass man die alten Sprachen ganz aus dem Bildungsgange der Jugend streichen müsste. Das hält er für ganz verkehrt. Aber er ist der Ansicht, dass in dem Gelingen seines Bildungsplanes, der ihn seinen Genossen ein Vierteljahrhundert voraus gebracht hätte, nichts besonders Auffälliges liege. Er hätte in den meisten Fähigkeiten wie einem raschen Auffassungsvermögen, gutem Gedächtnis und besonderer Energie eher unter als über dem Durchschnitt gestanden, jeder mittelmässig beanlagte Knabe könnte dasselbe leisten wie er. Aber sehr selten wird wohl ein Knabe einen Vater finden, wie den James Stuart Mill, der nicht allein die Fähigkeiten, sondern auch Zeit und Lust hat, sich in so eingehender Weise mit seinem Sohne zu beschäftigen. Und wenn sich James Stuart Mill so sehr der Erziehung seines Sohnes annahm, dann ist wohl der Schluss ein gerechtfertigter, dass der Sohn die nötigen ausserordentlichen Fähigkeiten besass, auf welche diese eigenartige Erziehung sich gründete.

Nach diesem Unterricht haben sich denn auch seine Ansichten über die Lehrmethode der alten Sprachen gebildet und später durch psychologische Ueberlegung befestigt. Er zeigt sich so als ein Anhänger der induktiven Lehrmethode im Sprachunterricht. Er hofft, dass wenn ein Knabe Latein und Griechisch nach demselben Prinzip lernen würde, wie so manche Menschen jetzt moderne Sprachen lernen, indem er nämlich durch Praxis und Wiederholung erst einige Vertrautheit mit dem Wortschatz gewönne, bevor er durch grammatische Regeln in Anspruch genommen werde, so würde ein Schulknabe, wie sie durchschnittlich sind, lange vor dem Alter, mit welchem die Schulzeit endet, im stande sein, einen gewöhnlichen lateinischen oder griechischen Klassiker in Prosa oder Versen fliessend und mit verständigem Interesse zu lesen, würde eine genügende Kenntnis des grammatischen Baues beider Sprachen besitzen und überdies noch Zeit haben, sich einen reichen Vorrat positiver Kenntnisse anzueignen. Er

glaubt, dass die grammatischen Regeln mit zehnfach grösserer Leichtigkeit aufgefasst würden, wenn die Fälle, in denen sie Anwendung finden, dem Geiste bereits geläufig sind. So würde bei richtiger Methode auch Zeit für andere wichtige Lehrfächer gewonnen. Und hier spricht er wieder seine Ansicht über die Aneignungsfähigkeit des menschlichen Geistes, die man gewöhnlich für eine viel zu enge halte, aus. Er hält es für das Richtigste und Natürlichste, wenn der gebildete Mensch die genaue Kenntnis eines oder weniger Dinge mit einer allgemeinen Kenntnis vieler Dinge, die aber wohl zu scheiden sei von einer oberflächlichen Kenntnis, verbinde. Damit aber rechtfertigt er doch in gewisser Hinsicht wieder die Zeit und Mühe, welche auf die alten Sprachen verwendet würden, da diese ja im Unterricht grade das eine Ding sein sollen, von dem eine genaue Kenntnis verlangt wird.

Stuart Mill ist kein Freund der äusseren Uebungen und Fertigkeiten, die mit dem Unterricht der klassischen Sprachen schon seit langer Zeit verbunden werden, obwohl er der Ansicht allerdings ist, dass zu einer gründlichen Kenntnis einer fremden Sprache die Grammatik nicht zu entbehren sei und dass die Grammatik auch eine Art Logik sei, durch deren Gesetze und Regeln die Formen der Sprache mit den allgemeinen Formen des Denkens in Uebereinstimmung gebracht werden. Er tadelt strenge die geschäftige Trägheit der englischen Schulen; dort werde noch immer sehr viel Zeit damit verschwendet, dass man lerne, schlechte griechische und lateinische Verse zu schreiben. Er fragt hier, ob denn wirklich alle ernste und wichtige Arbeit in der Welt gethan sei, dass man die Zeit und Kraft mit solchen nugae difficiles verschwenden könne. Auch will er nichts von den selbständigen Aufsätzen in der lateinischen Sprache wissen; denn die unglücklichen Schulknaben, die selbst keinen Gedanken auszudrücken haben, könnten solche Aufsätze höchstens durch erborgte Redensarten zusammenstoppeln. Das einzige, was er empfiehlt und wovon er sich wirklichen Nutzen für die Kenntnis der fremden Sprachen verspricht, sind Rückübersetzungen übersetzter Stellen aus guten Schriftstellern, woran sich noch Uebungen im Sprechen anschliessen könnten. Diese Frage der Methode des klassischen Unterrichts berührt Stuart Mill auch noch in der Besprechung der Arbeit eines englischen Gelehrten, des Professor Sedgwick, welche über die Studien an der Universität Cambridge handelt. Da bedauert er vor allem, dass Professor Sedgwick über die wesentlichsten und überzeugendsten Gründe, welche dafür sprechen, den klassischen

Sprachen einen hervorragenden Platz in der allgemeinen Erziehung anzuweisen, kein Wort verliert. Aber er pflichtet Professor Sedgwick bei, wenn dieser seine Stimme dagegen erhebt, dass auf den englischen höheren Schulen zu viel Wortkritik getrieben würde, derart, dass man oft kaum noch an die Werke selber und deren Gedankeninhalt denke, so bedeutend diese auch sein mögen; es sei schliesslich dahin gekommen, dass man blosse Wortstudien treibe und sich um den Sinn wenig kümmere, und so achte man bei dem Studium der klassischen Litteratur mehr auf die Schale als auf die Frucht.

Immer wieder betont Stuart Mill in seinen Schriften die Wichtigkeit des Gedankeninhaltes der klassischen Schriftsteller. Daher kann es nicht Wunder nehmen, wenn er die Bedeutung der griechischen Schriftsteller für die geistige und sittliche Bildung des Menschen weit höher schätzt als die der römischen. Seinem ganzen Charakter als philosophischer Denker gemäss stellt er Plato und dessen Wirkung am höchsten. Die gewöhnlichen prosaischen Schulschriftsteller und Dichter erwähnt er kaum. Er beurteilt die griechische Litteratur und das griechische Volk vor allem nach der Bedeutung für die Philosophie. Griechenland ist nach seiner Meinung durch die herrliche Entfaltung des spekulativen Denkens ebenso wie durch seine Freiheit für die Welt das geworden, was nach einem Ausspruch des Perikles Athen für Griechenland war — eine Schule der Erziehung. In dem Aufsatze über „Aelteste griechische Geschichte und Sage“ nennt Stuart Mill die griechische Geschichte ein Heldengedicht, dessen handelnde Personen Völker seien; keine andere Geschichte biete in gleichem Masse eine so reiche Fülle von Folgen für das jetzt lebende Geschlecht. Die wahren Vorfahren der europäischen Nationen seien nicht diejenigen, aus deren Blut sie hervorgegangen, sondern diejenigen, von denen sie das reichste Teil ihres Erbes überkommen haben. Er steht nicht an zu behaupten, dass die Schlacht bei Marathon selbst als ein Ereignis der englischen Geschichte weit wichtiger sei, als sogar die folgenschwere Schlacht bei Hastings; denn wäre der Ausgang jener Schlacht ein anderer gewesen, so würden die Britten und die Sachsen vielleicht jetzt noch in ihren Wäldern umherschweifen. Wenn hier Stuart Mill eine im Grunde richtige Idee in stark paradoxer Weise ausdrückt, so muss man ihm im Folgenden doch zustimmen, wenn er behauptet, dass mit Ausnahme des Christentums die Griechen fast in allem, worauf die moderne Welt stolz sei, den Anfang gemacht haben; den richtigen Massstab für dieses Volk dürften nicht die erreichten Resultate, sondern die zur Erreichung

erforderlichen Kräfte und Anstrengungen geben. Das führt er mit folgenden Worten aus: „Sie waren das erste Volk, das eine historische Litteratur besass, die in ihrer Art, wenn dies auch nicht die höchste Art ist, ebenso vollkommen war, wie ihre Redekunst, ihre Poesie, ihre Plastik und ihre Baukunst. Sie waren die Begründer der Mathematik, der Physik, des induktiven Studiums der Politik, von dem wir schon in Aristoteles ein so frühes Beispiel finden, der Philosophie der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens. Nach jeder dieser Richtungen thaten sie die ersten Schritte, welche die unerlässliche Voraussetzung für alle weitere Entwicklung bildeten, Schritte, welche nur von Geistern gethan werden konnten, die ihrem innersten Wesen nach befähigt waren, alles zu leisten, was seither erreicht worden ist. Mit einem religiösen Glauben, der der Spekulation ausserordentlich ungünstig war, weil er eine fertige übernatürliche Erklärung der Naturerscheinungen lieferte, haben sie doch zuerst Gedankenfreiheit begründet. Sie zuerst befragten mit ihren Verstandeskräften Natur und Welt und wussten Antworten zu erhalten, die durch kein altbegründetes System des Priestertruges eingegeben waren, und ihrem freien und kühnen Geist der Spekulation, der sie in seinen Resultaten überlebte, war es vorbehalten, nachdem sie schon über sechzehn Jahrhunderte als Volk zu existieren aufgehört hatten, das Joch eines anderen knechtenden Systems volksmässiger Religion zu brechen. Zwei Jahrhunderte nationaler Existenz hatten für alle diese Dinge ausgereicht, und es ist traurig daran zu denken, wie wenig im Verhältnis die zwanzig und mehr Jahrhunderte, die seitdem verflossen, geleistet haben“.

In dem Erziehungsgang Stuart Mill's, wie ihn sein Vater leitete, spielt die Litteratur der Griechen eine Hauptrolle. Und dadurch, dass er an sich selbst den erhebenden und klärenden Einfluss der griechischen Schriftsteller erfahren, und weil dieses in den frischesten und für Eindrücke jeder Art empfänglichsten Jahren der Jugend geschah, mag seine Neigung und Vorliebe für die Griechen frühe die ersten und festesten Wurzeln geschlagen haben. Grade die Art und Weise, wie er mit seinem Vater die griechischen Schriftsteller las, und die er so anziehend in seiner Selbstbiographie beschreibt, scheint uns von Interesse und vielleicht auch von einigem Nutzen für den Unterricht zu sein. Er begann, wie erwähnt, mit dieser Lektüre sehr frühe; trotzdem aber scheute sein Vater nicht vor den schwierigsten Schriftstellern zurück. Denn es kam ihm auf den Gedankeninhalt an, und zwar so

sehr, dass die Schwierigkeit der Form und der Sprache nicht als Hindernis betrachtet wurde. Damit berühren sich diese Ideen wieder mit denjenigen Herbart's, der auch wollte, dass dasjenige Buch, welches durch seinen Inhalt das grösste Interesse errege, und böte es auch noch so viele und grosse Schwierigkeiten, gelesen werden müsste. Aber auch seine Ansichten gründen sich wie diejenigen Stuart Mill's auf Erfahrungen, die in dem Unterricht eines einzigen Lehrers mit einem oder höchstens zwei Schülern gemacht wurden; wenn nun ein solcher Unterricht, wie auch der in Rede stehende, ein lange andauernder ist und sich so zwischen Lehrer und Schüler ein näheres geistiges Verhältnis bilden kann, so wird da vieles möglich sein, was im Schulunterricht sich nicht durchführen lässt. Der Vater Mill's erteilte seinem Sohne Unterricht mit all dem Ernst und der Energie, die ihn bei allem, was er that, auszeichneten. Sehr frühe las er mit ihm die griechischen Redner und unter diesen am sorgfältigsten Demosthenes. Dabei richtete sein Vater die Aufmerksamkeit des Sohnes nicht bloss auf die Grundsätze der Gesetzgebung und der Regierung, sondern er zeigte auch, wie der Redner es verstand, die wichtigsten Gedanken vorzubringen, indem er dieselben erst dann aussprach, wenn die Zuhörer durch den vorhergehenden Teil der Rede darauf vorbereitet waren; wenn er eben dieselben Gedanken zu einer anderen Zeit ausgesprochen hätte, würden sie auf heftigen Widerspruch gestossen sein. Dann las Stuart Mill mit seinem Vater noch einige Dialoge Plato's durch. Sein Vater sagte ihm oft, dass er keinem Schriftsteller so viel für seine eigene geistige Ausbildung verdanke, wie grade diesem griechischen Autor, und deshalb empfahl er ihn auch besonders denjenigen, welche zu studieren anfingen, sehr angelegentlich zum Studium; denn es gäbe nichts Vorzüglicheres als die sokratische Methode, wie sie Plato in seinen Dialogen zur Anwendung bringt, um Irrtümer zu vermeiden, um Widersprüche aufzudecken und um allen leeren Redensarten auf den Grund zu gehen. Von Plato könne man vorzüglich lernen, wie man einem Gedanken bestimmten und klaren Ausdruck zu geben habe. Allgemeine Sätze würden hier durch besondere Beispiele auf ihre Wahrheit geprüft und abstrakte Begriffe auf ihre wahre Bedeutung hin untersucht. Er betonte, dass es bei dieser Lektüre hauptsächlich darauf ankomme, den Gedankengang der Dialoge genau zu betrachten; wenn dieses aber in richtiger Weise geschehe, so könne dieses wie nichts anderes ein präzises Denken hervorrufen. Von sich selber gesteht Stuart Mill, dass ihm die Art zu denken, wie sie sich hier zeigt, derart in

sein Fleisch und Blut überging, dass sie ein Teil seines eigenen Ichs wurde. — In einem längeren Aufsatz, den Stuart Mill über Plato geschrieben hat, hebt er die Ansicht als eine seiner wichtigsten hervor, wonach das einzige Mittel, den Geist der Menschen aus seinem verworrenen Zustand zu befreien und ihn zu wahrer Erkenntnis zu bringen, die Dialektik im Sinne Plato's sei. Nur durch diese könne man auch wirklich wissen, was Gerechtigkeit und Tugend seien; und wer dieses nicht wisse, könne auch nicht wahrhaft gerecht und tugendhaft sein. Damit berühren wir eine der Grundlehren Plato's, mit welcher er mit der Ansicht einiger neueren Philosophen, die auch für die Erziehung von Bedeutung sind, übereinstimmt, wonach nämlich die Tugend ein Zweig der Einsicht oder Erkenntnis ist. Durch Plato hat sich bei Stuart Mill die Ueberzeugung gefestigt, dass es eine der grössten Aufgaben des menschlichen Geistes sei, die allgemeinen Ausdrücke des Lebens der unnachgiebigsten Prüfung zu unterziehen und die Ideen, welche zu Grunde liegen, ans Licht zu bringen. Und selbst wenn man die wahre Kenntnis nicht erreiche, so sei es schon kein kleiner Gewinn, den Menschen ihre Unwissenheit in den wissenswertesten Dingen zum Bewusstsein zu bringen, sie mit Scham und Unbehagen über ihren Zustand zu erfüllen und ihnen einen Stachel in die Brust zu senken, der alle ihre geistigen Fähigkeiten wachruft, um die wichtigen Aufgaben zu lösen und nimmer zu rasten, bis die wahren Lösungen, soweit diese möglich, erreicht sind. Die Dialoge Plato's bilden nach seiner Ansicht eine Schule des präzisen Denkens, der sich heute noch in der ganzen philosophischen Litteratur kein anderes Werk auch nur annähernd vergleichen lasse. Hier werde man zu einer gründlichen Sichtung von eingewurzelten und durch lange Gewöhnung vertraut gewordenen Ansichten angeleitet, was allerdings für einen gewöhnlichen Verstand äusserst abstossend sei. In solcher Weise hat auch Grote in seiner Geschichte Griechenlands über Plato gesprochen; in seinem Aufsatze „Plato“ geht Stuart Mill von den Ideen dieses Historikers aus. Er teilt mit ihm die Bewunderung Plato's. Wie jener rechnet auch er die Schriften dieses Philosophen zu den kostbarsten geistigen Schätzen, welche das Altertum hinterlassen hat. Nicht allein aber durch die strenge Dialektik ist Plato so bedeutend; bei ihm finden sich schon Grundsätze, an denen noch immer alle diejenigen festhalten, welche zur Veredlung der Menschheit beitragen wollen. So hebt Stuart Mill hervor, dass bei Plato schon deutlich der Satz ausgesprochen wäre, dass die Pflicht um ihrer selbst willen in uneigennütziger

Weise erfüllt werden müsse; das sei etwas höheres als die Hintansetzung selbstischer Rücksichten auf Grund eines entfernteren selbstischen Interesses. — Vor allem aber habe Plato in sich den Charakter eines grossen Lehrers zur Vollendung gebracht: und zwar dadurch, dass er das, was er selber fühle, mit einer Gewalt, die keiner jemals übertroffen, auch seine Leser fühlen machen kann. Durch alle diese Eigenschaften gehöre Plato zu jenen, welche grosse Männer bilden durch die Vereinigung von sittlicher Begeisterung und logischer Zucht; die edelste Begeisterung für das Suchen wie für die Anwendung der Wahrheit durchdringe diesen Schriftsteller.

Keinen anderen klassischen Autor hat Stuart Mill mit solcher Ausführlichkeit und Hingebung behandelt wie Plato. Und wenn er so Plato für den wichtigsten und wirkungsvollsten Schriftsteller hält, so erkennt er doch auch die Bedeutung der anderen klassischen Autoren an. Thukydides, Aristoteles, Demosthenes, Horaz, Tacitus und Quintilian sind ihm eine Fundgrube der besten Gedanken der alten Welt. Der reiche Schatz der Erfahrung im menschlichen Sein und Verhalten, welchen diese scharfsinnigen und beobachtenden Geister jener Jahrhunderte, in ihren Beobachtungen durch die grössere Einfachheit der Sitten und des Lebens unterstützt, in ihren Schriften niederlegten, behalte jetzt noch fast seinen ganzen Wert. Hier sei eine feste Grundlage für jede ethische und philosophische Bildung zu finden. Würden nur die Sprachen und die Litteratur des Altertums so gelehrt, dass die glorreichen Bilder, die sie vorführen, in lebenswarmer Wirklichkeit vor dem Auge des Lernenden stünden, dass sie nicht als eine fremdartige Substanz auf dem Boden des Geistes liegen bleiben, sondern von diesem aufgesogen und ein Teil seiner selbst würden, so glaubt er, würden diese Studien noch unendlich mehr leisten, als sie bisher geleistet hätten. In den militärischen und ackerbauenden Republiken des Altertums, da zeige sich grade das Bild jener Tugenden, die der jetzigen handeltreibenden Gesellschaft am leichtesten abhanden zu kommen pflegten. Menschennaturen würden uns in grösserem Massstab vorgeführt, mit weniger Wohlwollen, aber mehr Patriotismus, weniger Empfindsamkeit, aber mehr Selbstbeherrschung, eine Welt, in der vielleicht ein geringeres Durchschnittsmass, aber glänzendere individuelle Beispiele von Tugend zu finden wären, weniger Güte im Detail, aber mehr Grösse und ein lebendigeres Gefühl für Grösse, mehr was dazu beitrage, die Einbildungskraft zu erheben und eine hohe Vorstellung von den Fähigkeiten der Menschen zu geben.

Ferner hält Stuart Mill das Studium der alten Sprachen für das wichtigste litterarische Bildungsmittel. Er behauptet, dass die vollendetsten Kompositionen, welche der menschliche Geist hervorgebracht habe und zu denen der moderne Mensch mit hoffnungsloser Bewunderung emporschaue, hier zu finden seien; schon daher könne man sie in der Erziehung nicht entbehren. Aber er geht wohl hier etwas einseitig vor, denn er setzt mit diesen Ideen stillschweigend voraus, dass bei einer höheren, oder wie der Engländer sagt, bei einer liberalen Erziehung, der Mensch zum Schriftsteller oder Redner erzogen werde. Das ist ein Irrtum, der vielen Gedankengängen von bedeutenden Männern, die über Erziehung geschrieben haben, zu Grunde liegt, und den kein anderer so energisch zurückgewiesen hat wie Herbart. Aber so formvollendet die Schriften der Alten auch seien, so glaubt Stuart Mill doch, dass, was den Stoff betreffe, die neuere Dichtung der alten unendlich überlegen sei, grade wie die moderne Wissenschaft der alten; denn die neuere Dichtung und die neuere Wissenschaft dringe tiefer in die Natur der Dinge ein, und der moderne Geist habe Tiefen in der menschlichen Seele entdeckt, von welchen die beiden alten Völker sich nichts träumen liessen. Wenn aber in der Besprechung von Professor Sedgwick's Vortrag über die Studien an der Universität Cambridge angeführt wird, dass dieser in einem fort die Schriften des klassischen Altertums als Vorbilder und Muster empfiehlt, zeigt Stuart Mill dagegen, dass dieses nichts anderes heisse, als den Missbrauch klassischer Studien preisen. Er tadelt strenge die Versuche direkter Nachahmung, die dem wahren Nutzen dieser Studien nur geschadet hätten. Dann spricht er Gedanken über den Stil aus, mit denen er gewiss manchem aus der Seele redet und die wir zum Schluss hier wörtlich anführen: „Es ist die unausbleibliche Folge der Nachahmung von Mustern, dass die Form den Inhalt in den Hintergrund drängt. Die Nachahmung der klassischen Autoren hat im ganzen modernen Europa dem Geschmack in bezug auf litterarische Schöpfungen eine falsche Richtung gegeben; sie hat den blossen Stil ohne Rücksicht auf die Ideen zu einem Gegenstand sorgsamer Pflege und hohen Ruhmes gemacht, während doch keiner von den grossen Alten den Stil anders als in vollkommener Unterordnung unter den Inhalt denken konnte. Die Alten hätten sich, wenigstens nicht in den guten Zeiten ihrer Litteratur, ebenso wenig etwas von einem abstrakten Stil träumen lassen, wie von einem abstrakten Rock, da das Verdienst des Stils in ihren Augen eben nur darin bestand, dass er sich dem Gedanken auf das

genaueste anschmiegte. Ihr erstes Ziel war immer, sich durch ein genaues Studium ihres Gegenstandes einen Vorrat von Ideen zu sichern, welche verdienten, ausgedrückt zu werden; ihr zweites Bestreben ging dahin, Worte zu finden, welche geeignet waren, diese Gedanken mit der höchsten Genauigkeit wiederzugeben; erst wenn sie mit diesen Punkten im Reinen waren, dachten sie an den Schmuck der Rede. Deshalb wächst ihr Stil, mag er nun schmuckreich oder einfach sein, immer naturgemäss aus dem Charakter ihres Gedankenganges hervor und kann von Jedem, dessen Ideenkreis von dem ihrigen abweicht, zwar bewundert aber nicht nachgeahmt werden. Professor Sedgwick hätte ganz im Gegenteil seinen Schülern die Weisung geben sollen, gar keinen Vorbildern zu folgen, sich in gar keinem Stil zu versuchen, sondern es ihren Gedanken zu überlassen, sich den Stil zu bilden, der ihnen am angemessensten ist, und die Aehnlichkeit mit den Alten nicht in der Nachahmung ihrer Manier, sondern in der gleichen Beherrschung ihres Gegenstandes, in der gleichen Ausbildung ihrer Fähigkeiten und in der gleich sorgfältigen Ausarbeitung ihres Werkes zu suchen. Alle Nachahmung des Stils eines bestimmten Autors, dessen Gedanken man sich nicht ebenfalls ganz angeeignet hat, führt zu blosser Künstelei und Manieriertheit."

Druck von R. Voigtländer in Kreuznach.

Wirbeltierfauna

von

Kreuznach

unter Berücksichtigung des ganzen Nahegebietes

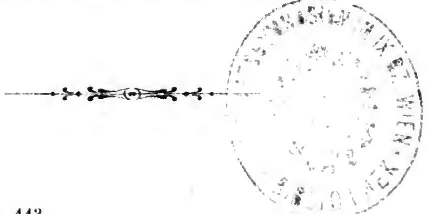
von

Gymnasiallehrer Ludwig Geisenheyner.

II. Teil:

Säugetiere.

Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Kgl. Gymnasiums
zu Kreuznach. Ostern 1891.



1891. Programm Nr. 443.

Kreuznach.
Buchdruckerei R. Voigtländer.
1891.

Gmo

Die vorliegende Fortsetzung meiner Wirbeltierfauna behandelt nicht, wie es die rechte Reihenfolge erfordert hätte, die Vögel, sondern die Säugetiere. Da ich mich bei dem fast gänzlichen Mangel an litterarischen Vorarbeiten allein auf meine eigenen Beobachtungen angewiesen sehe, so wollen mir diese für die so grosse Klasse der Vögel noch nicht ausreichend erscheinen.

Auch für die Säugetiere habe ich ausser der Arbeit von Mühr und einigen Notizen Kochs, Fledermäuse betreffend, nichts das Gebiet direkt Betreffendes gefunden. Infolge zahlreicher Briefe und Anfragen, die ich nach allen Gegenden des weiteren Gebietes richtete, habe ich jedoch soviel Material zusammengebracht, dass ich glaube, auch diesem zweiten Teil meiner Arbeit die Bemerkung „mit Berücksichtigung des ganzen Nahegebietes“ mit Recht vorsetzen zu dürfen.

Ganz besonders erfreuten mich durch eingehende Erfüllung meiner Bitten um Auskunft die Herren Prof. Dr. Noll in Frankfurt, Oberförster Roth auf Entenpfuhl und Lösch in Stromberg, Pfarrer Metz in Offenbach, Rektor Merck in Meisenheim, Lehrer Debus in Ottweiler, Diehl in Ausweiler, Pfeifer in Gemünden und Zelter in Staudernheim. Allen diesen Herren sowie dem Herrn Geheimen Regierungsrat Agricola, durch dessen freundliche Verwendung mir das statistische Material zuging, das meinen Zahlenangaben bei den Haustieren zu Grunde liegt, gestatte ich mir hier an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

Aus diesem Briefwechsel ist mir aber auch die Thatsache klar geworden, dass über die kleinen Säugetiere selbst in den Kreisen, in denen man das Gegenteil vermuten sollte, eine sehr grosse Unkenntnis herrscht. Möchte doch die dem Werkchen beigegebene Bestimmungstabelle, auf deren Ausarbeitung ich grosse Sorgfalt verwendet habe, auch ihren Zweck erfüllen, den ich besonders darin suche, zur genaueren Kenntnis der Kleinsäuger beitragen zu helfen und dadurch ein grösseres Interesse für diese so oft übersehenen Tiere hervorzurufen.

Dass ich auch wie im ersten Teile den deutschen Volksnamen meine Aufmerksamkeit zugewendet habe, dürfte ein Blick auf das Namensverzeichnis darthun, das eine ganze Anzahl wenig bekannter und doch hier allgemein verbreiteter Namen aufweist.

Kreuznach, im März 1891.

L. G.

Register der deutschen Namen.

Klasse Säugetiere, **Mammalia.**

Litteratur.

1. **Mühr,** „Die Fauna der näheren Umgegend von Bingen“. Programm der Realschule zu Bingen. 1866.
2. **C. Koch,** „Die Chiropterenfauna des Pollichiagebietes“ in Pollichia 1866, Band 22—24.
3. **C. Koch,** „Das Wesentliche der Chiropteren“ im 17. u. 18. Heft der Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogtum Nassau.
4. **A. Römer,** „Verzeichnis der im Herzogtum Nassau vorkommenden Säugetiere und Vögel“ in demselben Heft der Jahrbücher etc.
5. **F. C. Noll,** „Eine Jagd auf Rheinfels“, im „Zoologischen Garten“. 1871.
6. **M. Schäfer,** Moselfauna. Trier 1844.
7. **H. Ludwig,** „Die Wirbeltiere Deutschlands“. Hannover 1884.
8. **J. H. Blasius,** „Naturgeschichte der Säugetiere Deutschlands“. Braunschweig 1857.

Bestimmungstabelle.

1. Die Endglieder der Zehen sind mit Nägeln oder Krallen besetzt: **Unguiculata** 2
   — Die Endgl. d. Zehen tragen Hufe: **Ungulata** 53
2. Der Körper ist mit Flughäuten versehen, die sich sowohl zwischen den Teilen der Vordergliedmassen als auch zwischen diesen und Rumpf und zwischen den Hintergliedmassen ausbreiten . . . . (Fledermäuse) 3
   — Körper ohne Flughaut 15
3. Die Nasenlöcher sind mit häutigen Anhängen umgeben, Ohren ohne Ohrdeckel 4
   — Die Nasenlöcher ohne solche Hautwülste, Ohren mit Ohrdeckel 5
4. Die Flughaut endet dicht vor der Ferse; Körperlänge 6+$3^1/_2$ cm*; Spannweite 33 cm. Grosse Hufeisennase, Rhinolophus ferrum-equinum.

*) Bei Angaben der Körperlänge bezeichnet die 2. Zahl die Schwanzlänge.

— Die Flugh. endet etwas hinter der Ferse am Fusse; Länge 4 + 3 cm; Spannweite 23 cm
Kleine Hufeisennase, Rhinolophus hippocrepis.

5. Die Ohren sind auf der Mitte des Scheitels miteinander verwachsen; Nasenlöcher oben auf der Schnauzenspitze . 6
— Ohren deutlich getrennt; Nasenl. nach vorn gerichtet . . 7

6. Spornbein ohne seitlichen Hautlappen; Backenzähne $\frac{5}{6}$; Länge $4^1/_2 + 4$ cm; Spannweite 24 cm; Ohrenlänge 3,3 cm
Grossohr, Plecotus auritus.
— Spornbein mit einem abgerundeten Hautlappen; Backenz. 5/5; Länge 4 + 5 cm; Spannweite 27 cm; Ohren 1,4 cm
Mopsfledermaus, Synotus barbastellus.

7. Spornbein mit einem Hautlappen; Backenzähne $\frac{4}{5}$ oder $\frac{5}{5}$ 8
— Spornb. ohne Hautlappen; Backenz. $\frac{6}{6}$ 12

8. Backenzähne $\frac{5}{5}$; Länge $6^1/_2 + 5^1/_2$ cm; Spannweite 35 cm
Spätfliegende Fledermaus, Vesperugo serotinus.
— Backenzähne $\frac{4}{5}$ 9

9. Ohrdeckel über der Mitte am breitesten; der erste obere Backenzahn von aussen nicht sichtbar 10
— Ohrd. unter der Mitte am breitesten 11

10. Der zweite obere Schneidezahn doppelt so dick als der erste; Haare einfarbig rötlichbraun; Länge $7^1/_2 + 4$ cm; Spannweite 38 cm
Frühfliegende Fledermaus, Vesperugo noctula.
— Die oberen Schneidez. gleichstark; Haare zweifarbig, und zwar schwarzbraun mit helleren Spitzen; Flughaut unterseits am Arm entlang dicht behaart. Länge 5,7 + 3,8; Spannweite 28 cm
Rauharmige Fledermaus, Vesperugo Leisleri.

11. Flughaut hinten mit hellem Rande. Länge 3,7 + 3,3; Spannweite 18 cm
Zwergfledermaus, Vesperugo pipistrellus.
— Flugh. hinten nicht hell gerandet; die Zwischenschenkelhaut oberseits etwa bis zur Mitte und am Schienbein entlang ziemlich dicht behaart. Länge 4,6 + 3,4 cm; Spannweite 23 cm
Rauhhäutige Fledermaus, Vesperugo Nathusii.

12. Zwischenschenkelhaut am Hinterrande von starren Haaren dicht bewimpert; das mit 5—6 Querfalten versehene Ohr überragt, angedrückt, die Schnauzenspitze. Länge 4,6 + 4,4 cm; Spannweite 25,5 cm
Gefranzte Fledermaus, Vespertilio Nattereri.
— Zwischenschklh. am Hinterrande kahl 13

13. Das mit 9—10 Querfalten versehene Ohr überragt, wenn angedrückt, die Schnauzenspitze. Länge 7 + 5,5 cm; Spannweite 38 cm
Grosse Speckmaus, Vespertilio murinus.
— Das mit nur 4 Querf. versehene Ohr erreicht, angedrückt, die Schnauzensp. nicht ganz 14

14. Die Zwischenschenkelhaut reicht bis zur Zehenwurzel; der Ohrdeckel ragt über die Höhe der Einbuchtung des Aussenohrrandes empor. Länge 4,2 + 3,8 cm; Spannweite 21,5
Bartfledermaus, Vespertilio mystacinus.
— Die Zwischenschklh. reicht nur bis zur Ferse; Ohrdeckel erreicht die Einbuchtung des äusseren Ohrrandes nicht. Länge $6^1/_2 + 4^1/_2$; Spannweite 30 cm
Teichfledermaus, Vespertilio dasycneme.
15. Gebiss vollständig aus allen drei Zahnarten bestehend . . . 16
— unvollstd., indem die Eckzähne fehlen; die Vorderzähne wachsen nach 35
16. Eckzähne klein, oft die Vorderz. gross (Insektenfresser) 17
— Eckz. gross, deutlich über die andern hervorragend; Vorderzähne 6 . . . . (Raubtiere) 23
17. Vorderfüsse in breite Grabfüsse umgewandelt
Maulwurf, Talpa europaea 23
— Vorder- und Hinterfüsse gleichmässig, Gangfüsse 18
18. Rückenseite mit Stacheln besetzt
Igel, Erinaceus europaeus.
— Rückenseite weich behaart 19
19. Zähne (meist nur 28) mindestens an der Spitze weiss; Schwanz kurzanliegend behaart, bisweilen mit einzelnen längeren, abstehenden Haaren 20
— Zähne (30 oder 32) an der Spitze braun; Schwanz am Ende oder an der Unterseite mit längeren Haaren 21
20. Schwanz kürzer als die halbe Körperlänge; das Dunkelbraun der Oberseite vom Weiss der Unterseite scharf getrennt; Länge 10,8 + 2,7 cm
Feldspitzmaus, Crocidura leucodon.
— Schw. länger als die halbe Körperl.; das Grau der Unterseite geht allmählich in Graubraun der Oberseite über; Länge 7 + 4,5 Hausspitzmaus, Crocidura aranea.
21. Ohren klein, ganz im Pelze versteckt; Gebiss aus 30 Zähnen bestehend, von denen die unteren Schneidezähne mit einem Höcker versehen sind. Schwanz kürzer als der Rumpf, unterseits in den beiden letzten Dritteln ein Streifen längerer Borstenhaare; Länge 7,5 + 5 cm
Wasserspitzmaus, Crossopus fodiens.
— Ohren gross, nach hinten gerichtet; Gebiss aus 32 Z. bestehend, von denen die oberen inneren Schneidezähne nahe der Spitze einen scharfen Fortsatz haben; Schwanz so lang oder länger als der Rumpf, am Ende mit längeren Haaren 22
22. Schwanz etwas kürzer als der Körper ohne Kopf. Rückenseite rostbraun bis schwärzlichbraun; Länge 6,5 + 4,5 cm
Waldspitzmaus, Sorex vulgaris.
— Schw. etwas länger als der Körper ohne Kopf; Rückenseite braungrau; Länge 4,9 + 3,6
Zwergspitzmaus, Sorex pygmaeus.
23. Zehen durch Schwimmhäute verbunden; Schwanz abgeplattet; im Gebiss $\frac{5}{5}$ Backenzähne, deren letzter im Oberkiefer gross ist; Sohlen kahl; Länge 80 + 40 cm
Fischotter, Lutra vulgaris.
— Zehen ohne Schwimmhaut 24

24. Im Unterkiefer ist hinter dem Reisszahn kein Höckerzahn vorhanden; vorn 5, hinten 4 Zehen mit scharfen, zurückziehbaren Krallen; Kopf kugelig 25
— Im Unterk. stets ein oder zwei Höckerzähne hinter dem Reisszahn 26

25. Der Schwanz ist kürzer als halbe Körperlänge, schwarz geringelt, gleichmässig dick und gleichmässig abstehend behaart, mit stumpfem, schwarzem Ende; Grundfarbe bräunlichgrau mit schwärzlichen Querstreifen; auf dem Scheitel 4 schwarze Längsstreifen; Innenseite der Schenkel, Bauch und Kehle weisslich; Länge 70–90 cm + 32 cm; Schulterhöhe 35—42 cm . . . . . Wildkatze, Felis catus.
— Schwanz länger als halbe Körperlänge, nach der Spitze hin kürzer behaart und dadurch verschmälert. Länge geringer als die vorige; Farbe verschieden
Hauskatze, Felis domestica.

26. Hinter dem Reisszahn oben und unten je zwei Höckerzähne 27
— Hinter dem Reissz. oben u. unten je ein Höckerz. . . . 29

27. Pupille länglich und senkrecht stehend Fuchs, Canis vulpes.
— Pupille rund 28

28. Schwanz gerade, abwärts hängend, mit einer Drüse an der Wurzel; Schnauze zugespitzt; Ohren aufrecht, spitz, breit, Beine ziemlich hoch; Grundfarbe gelblichgrau mit schwarz gemischt; Vorderbeine mit schwarzen Streifen; Länge 1,15 m + 45 cm; Schulterhöhe 85 cm . Wolf, Canis lupus.
— Schwanz nach links gekrümmt; Gestalt, Grösse, Behaarung und Farbe sehr verschieden Haushund, Canis familiaris.

29. Krallen stumpf, nicht zurückziehbar; Kopf weiss mit schwarzem Streifen jederseits, der sich über die Augen und die weissbehaarten Ohren zieht; Länge 75 + 18 cm; Schulterhöhe 30 cm
Dachs, Meles taxus.
— Krallen scharf und zurückziehbar 30

30. Backenzähne $\frac{5}{6}$; unterer Reisszahn mit kleinem Innenhöcker 31
— Backenzähne $\frac{4}{5}$; unterer Reisszahn ohne Innenhöcker . . 32

31. Oberer Reisszahn am Aussenrande so lang wie der obere Höckerzahn breit, dieser am Aussenrande abgerundet, nicht eingebuchtet; Grundfarbe gelblichbraun mit rotgelbem Fleck vor der Brust. Länge 48 + 24 cm
Baummarder, Mustela martes.
— Oberer Reisszahn am Aussenrande länger als der obere Höckerzahn breit, dessen Aussenrand eingebuchtet, fast zweilappig ist; Grundfarbe graubraun mit weissem Brustfleck. Länge 46 + 24 cm Steinmarder, Mustela foina.

32. Bauchfarbe dunkler als die der Rückenseite, beide allmählich ineinander übergehend, oder oben u. unten blassgelblich . 33
— Bauchf. heller als die der Rückens., beide deutlich getrennt, oder oben und unten weiss 34

33. Pelz schwarzbraun mit gelblicher Grundwolle; Bauch, Beine und Schwanz schwarz; ein Fleck hinter dem Auge, die Schnauze und die Ohrränder weiss. Länge 40 + 16 cm
Iltis, Mustela putorius.

— Pelz blassgelblich; Augen rötlich; Länge 35 + 14 cm
Frettchen, Mustela furo.

34. Schwanz länger als der Kopf, stets mit schwarzer Spitze; unten gelblichweiss, oben braunrot oder (im Winter) ganz weiss Länge $24^1/_2 + 9^1/_2$ cm
Hermelin, Mustela erminea.

— Schwanz von Kopflänge, gleichmässig rötlichbraun; Unterseite weiss, Oberseite meist braunrot, seltener im Winter weiss. Länge $17^1/_2 + 4$ cm Wiesel, Mustela vulgaris.

35. Im Oberkiefer stehen hinter den grossen Nagezähnen (nicht seitlich von ihnen) noch zwei kleinere rundliche Vorderzähne; die Hinterfüsse haben nur vier Zehen 36

— Im Oberkiefer nur zwei Nagezähne 37

36. Die Ohren sind länger als der Kopf und ragen, nach vorn gerichtet, über die Schnauzenspitze hinaus; Ohrspitze schwarz; Schwanz von Kopflänge. Länge 54 + 10 cm
Hase, Lepus timidus.

— Die Ohren sind kürzer als der Kopf, erreichen also, nach vorn gedrückt, die Schnauzenspitze nicht; Ohrspitze braungrau; Schwanz etwa dreiviertel so lang wie der Kopf. Länge $40^1/_2 + 6^1/_2$ cm Kaninchen, Lepus cuniculus*).

37. Hinterfüsse mit drei Zehen; Schwanz fehlt; Farbe unregelmässig rötlichgelb-, schwarz- und weissscheckig. Länge 20–25 cm Meerschweinchen, Cavia cobaya.

— Hinterf. mit fünf Zehen; Schwanz stets vorhanden . . . 38

38. Schwanz spärlich behaart oder schuppig, deutlich rund . . . 39

— Schwanz mit längeren Haaren, buschig oder etwas breitgedrückt, nie schuppig 50

39. Mit Backentaschen an den inneren Seiten des Mundes; der dünnbehaarte Schwanz kurz; Unterseite schwarz, Oberseite rostgelb, an den Seiten je drei gelblichweisse Flecken
Hamster, Cricetus frumentarius.

— Ohne Backentaschen; Unterseite nie schwarz 40

40. Schwanz schuppig geringelt, bisweilen dabei auch noch spärlich behaart 41

— Schwanz dünn behaart, nie schuppig 46

41. Körperlänge 16—24 cm; Gaumenfalten nicht in der Mitte geteilt; Füsse dick und plump (Ratten) 42

— Körperl. nicht über 12 cm; Gaumenfalten in der Mitte geteilt; Füsse schlank (Mäuse) 43

42. Schwanz kürzer als der Körper; Ohr beim Andrücken nach vorn das Auge nicht erreichend, nur $^1/_3$ so lang wie der Kopf; über jedem Auge drei lange Borsten; Pelz zweifarbig, indem die Oberseite bräunlichgrau, die Unterseite, ziemlich scharf von der obern abgesetzt, grauweiss ist. Länge 24 + 19 cm Wanderratte, Mus decumanus.

— Schwanz länger als der Körper; Ohr beim Andrücken das Auge erreichend, von halber Kopflänge; über jedem Auge eine lange und eine kurze Borste; Färbung gleichmässig grauschwarz, nach unten allmählich etwas heller werdend. Länge 16 + 19 cm . Hausratte, Mus rattus.

---

*) Eine Spielart des zahmen K. hat Ohren, die die Länge des Kopfes weit übertreffen.

43. Das Ohr reicht, nach vorn angedrückt, bis zum Auge . . . 44
— Das Ohr erreicht das Auge nicht 45

44. Pelz einfarbig, gelblichgrauschwarz, unten etwas heller; Füsse und Zehen gelblichgrau. Länge $9^1/_2 + 9^1/_2$ cm
Hausmaus, Mus musculus.

— Pelz zweifarbig, oben braungelblichgrau, unten scharf abgesetzt weiss; Füsse und Zehen auch weiss. Länge $12 + 11^1/_2$ cm
Waldmaus, Mus silvaticus.

45. Schwanz kürzer als der Körper; Pelz dreifarbig: oben braunrot mit schwarzem Längsstreifen auf dem Rücken, unten scharf davon getrennt weiss. Länge $10^1/_2 + 8^1/_2$ cm
Brandmaus, Mus agrarius.

— Schwanz so lang wie der Körper; Pelz meist zweifarbig: oben gelblichbraunrot, unten deutlich davon getrennt weiss. Länge $6^1/_2 + 6^1/_2$ cm . . . Zwergmaus, Mus minutus.

46. Ohren gross, halb so lang wie der Kopf, deutlich aus dem Pelze vorragend, inwendig mit einem Streifen langer Haare; Schwanz an der Spitze etwas länger behaart; Oberseite braunrot, nach den Seiten heller, Unterseite scharf abgesetzt weiss, ebenso die Füsse. Länge $10 + 4^1/_2$ cm
Rötelmaus, Hypudaeus glareolus.

— Ohren kurz, bisweilen ganz im Pelze versteckt; Schwanz gleichmässig behaart 47

47. Körperlänge ohne Schwanz nicht unter 16 cm (Schwanz $7^1/_2$ bis $8^1/_2$ cm); oberseits graubraun bis schwarzbraun, allmählich zu weisslichgrau der Unterseite übergehend; Ohr von $^1/_4$ der Kopflänge Wasserratte, Arvicola amphibius.

— Körperl. ohne Schwanz nicht über 11 cm 48

48. Hintere Fusssohle mit 5 Wülsten; oben rostgrau, unten weisslich, beide Farben ineinander übergehend; Ohr von $^1/_3$ Kopflänge, im Pelze versteckt. Länge $8^1/_2 + 3^1/_4$ cm
Kurzohrige Erdmaus, Arvicola subterraneus.

— Hintere Fusssohle mit 6 Wülsten; Pelz zweifarbig . . . 49

49. Ohrmuschel inwendig am Grunde nackt; Farbe oben gelblichgrau, unten schmutzig rostweisslich, Füsse weisslich. Länge $10^1/_2 + 3$ cm . . . . Feldmaus, Arvicola arvalis.

— Ohrmuschel innen am Grunde behaart, in dem sich die langen Haare der Kopfseiten in einem deutlichen Streifen zwischen den Grund des Aussenrandes und die innere Ohröffnung hineinziehen; Farbe oben dunkel-, fast schwärzlichbraungrau, unten weiss; Füsse weiss. Länge $11 + 3^1/_2$ cm
Erdmaus, Arvicola agrestis.

50. Ohren mit einem pinselförmigen Haarbüschel; Körperlänge $25 + 22$ cm; Schwanz mit langer und dichter zweizeiliger Behaarung . . . . Eichhörnchen, Sciurus vulgaris.

— Ohren nicht gepinselt; Körperlg. ohne Schwanz nicht über 16 cm 51

51. Ober- und Unterseite schön ockergelb. Kehle und Brust weiss; Schwanz gleichmässig behaart. Länge $7^1/_2 + 7$ cm
Haselmaus, Myoxus avellanarius.

— Ober- und Unterseite verschieden 52

52. Schwanz der ganzen Länge nach buschig zweizeilig behaart; Körperfarbe oben aschgrau, unten weiss, um die Augen ein dunkelbrauner Ring; Ohr etwa $^{1}/_{3}$ so lang wie der Kopf. Länge 16 + 13 cm . . Siebenschläfer, Myoxus glis.

— Schwanz erst nach dem Ende zu länger behaart, wodurch er fast breitgedrückt erscheint; unten ist er weiss, an der Wurzel rötlichgrau, am Ende schwarz; Körperfarbe oben rötlichgrau, unten scharf abgesetzt weiss, um das Auge ein schwarzer Ring, der sich bis zur Seite des Halses fortsetzt; Ohr halb so lang wie der Kopf. Länge 14 + $9^{1}/_{2}$ cm Gartenschläfer, Myoxus nitela.

53. Zehen paarig, nur das mittelste Paar berührt den Boden . . 54

— Zehen unpaarig, nur eine berührt den Boden 60

54. Die oberen Eck- und Schneidezähne fehlen (in der Regel); Stirn mit Stirnschmuck (Hörner oder Geweih) 55

— Die obern Eck- und Schneidezähne vorhanden, Stirnschmuck fehlt 59

55. Mit Hörnern 56

— Mit Geweih 58

56. Mit nackter Nasenkuppe; Hörner nach aussen gebogen, im Querschnitt rund, am Grunde querrunzelig, sonst glatt Rind, Bos taurus.

— Mit behaarter Nasenkuppe 57

57. Kinn mit Bart; Hörner am Grunde seitlich zusammengedrückt Ziege, Capra hircus.

— Kinn ohne Bart; Hörner nach hinten und auswärts spiralig gewunden, am Grunde von vorn nach hinten zusammengedrückt . . . . Schaf, Ovis aries.

58. Geweih vielsprossig mit drei nach vorn gerichteten Sprossen; Schwanz deutlich, 15 cm lang, rostgelb in blassgelbem Felde; Körperlänge 2,3 m . . Hirsch, Cervus elaphus.

— Geweih nur dreisprossig; Schwanz sehr kurz und versteckt, nur 2 cm lang; Körperlänge 1—1,25 m Reh, Cervus capreolus.

59. Färbung grauschwarzbraun; Behaarung ziemlich dicht; Kopf langgestreckt, mit aufrechten Ohren Wildschwein, Sus scrofa.

— Färbung verschieden, meist hellgrau, auch scheckig; Behaarung dünn; Ohren meist hängend Hausschwein, Sus scrofa domesticus.

60. Ohren fast halb so lang wie der Kopf; Schwanz nur nach dem Ende zu langbehaart; Farbe meist grau mit schwarzem Kreuz über Rücken und Schulter Esel, Equus asinus.

— Ohren viel kürzer als halbe Kopflänge; Schwanz von der Wurzel an lang behaart; Farbe verschieden Pferd, Equus caballus.

I. **Unguiculata,** Nagelsäugetiere.

1. Ordnung. **Chiroptera,** Fledermäuse.

Zwischen den ausserordentlich verlängerten Teilen der vorderen Gliedmassen, zwischen ihnen und dem Rumpfe, sowie zwischen den Hintergliedmassen befindet sich eine dünne Flughaut. Das Gebiss hat alle drei Arten von Zähnen, die oberen Schneidezähne sind durch eine Lücke getrennt.

Ueber die Fledermäuse des Nahegebietes liegen ausser einigen wenigen Beobachtungen von C. Koch keinerlei Nachrichten vor, so dass ich fast nur auf meine eigenen Beobachtungen angewiesen war. Diese beschränken sich aber meist auf die Gegend von Kreuznach. Auf zahlreiche Anfragen, die ich nach den verschiedensten Gegenden richtete, erhielt ich fast immer dieselbe Antwort, dass „Speckmäuse“, das ist der hier gebräuchliche Name, zwar vorhanden sind, dass aber von verschiedenen Arten nichts bekannt sei. Nur das Grossohr wurde mir ausserdem noch von einigen Orten genannt. Es ist ja auch die Unbekanntschaft der Leute mit diesen Tieren nicht zu verwundern, da sie sich durch ihr lichtscheues Wesen der näheren Beobachtung so sehr entziehen. Ihrer habhaft zu werden, ist nicht allzuleicht; da sie sich schwer schiessen lassen, muss man sie in ihren Schlupfwinkeln oder ihrem Winterquartier aufsuchen, und das ist mit Umständen und Mühen verknüpft. Zudem haben die meisten Menschen eine Scheu vor ihnen, hinter der eine gute Portion Aberglauben steckt. Es hat aber auch seinen Grund darin, dass diese Tiere ungeheuer mit Schmarotzern bedeckt sind, deren Uebergang auf den menschlichen Körper gefürchtet wird. Dazu kommt, dass es auch nicht immer leicht ist, die einzelnen Arten zu unterscheiden. Da die Anzahl der Arten des Gebietes nur eine geringe ist, so gebe ich, in der Hoffnung, dadurch eine genauere Kenntnis derselben anzubahnen, bei jedem Tiere ausser den in der Bestimmungstabelle enthaltenen Merkmalen eine Farben- und Formbeschreibung, was in dem ersten Teile meiner Arbeit nicht geschehen ist.

1. Familie. Phyllostomata, Blattnasen.

Der häutige Blattaufsatz auf der Nase kennzeichnet die dieser Familie angehörigen Fledermäuse aufs sicherste. Von den zahlreichen Arten, die durch alle Erdteile verbreitet sind,

findet sich in Europa nur eine Gattung mit vier, darunter nur zwei deutschen Arten.

Gattung Rhinolophus Geoffr. Zehen ausser der ersten zweigliedrigen Hinterzehe dreigliedrig; Schwanz ganz in der Schenkelflughaut eingeschlossen; Ohren getrennt, spitz, ohne Tragus (Ohrdeckel). Zähne: $\frac{4+1\ \mathbf{1}\ 1-1\ \mathbf{1}\ 1+4}{4+2\ \mathbf{1}\quad 4\quad \mathbf{1}\ 2+4}$

1. **Rhinolophus hippocrepis** Bonap., die kleine Hufeisennase. Der untere, hufeisenförmige Teil des Nasenaufsatzes ist am Aussenrande stumpfgekerbt, die vordere, quergestellte Fläche des Längskammes ist nach der Spitze zu gleichmässig verschmälert, der spitze Stirnlappen länger als das Hufeisen. Der weiche Pelz ist rötlichgrau, unten etwas heller.

Die kl. H. gehört im allgemeinen zu den häufigeren kleinen Fledermäusen, die in alten Burgruinen, verlassenen Bergwerken und Felsenhöhlen vorkommen. Da sie sowohl in Nassau als auch in der Pfalz überall häufig ist, so ist anzunehmen, dass sie auch im Nahegebiet nicht so selten vorkommt, als es scheinen könnte, da ich sie erst ein einziges Mal erhalten habe und zwar aus der Rudolfshöhle bei Kreuznach, einem alten Stollen am Anfange des Porphyrgebirges, der Elisabethquelle gegenüber. In den weiten Kellerräumen des Rheinfels bei St. Goar ist sie von Noll gefunden worden.

2. **Rhinolophus ferrum-equinum** Kays. u. Blas. (Schreb.), die grosse Hufeisennase. Der Rand des hufeisenförmigen Teiles des Nasenblattes ist glattrandig; die vordere Querfläche des Nasenkammes ist in der Mitte enger als an der abgerundeten Spitze; der zugespitzte Stirnlappen ist etwas kürzer als das Hufeisen. Die Oberseite des weichen Pelzes ist beim Männchen (♂) aschgrau, beim Weibchen (♀) hellrötlichbraun, die Unterseite hellgrau (♂) oder rötlichgrau (♀).

Diese sonst seltenere Art scheint im Nahethale häufiger zu sein als die vorhergehende. Sie kommt bei Kreuznach nicht selten vor. Von der eben erwähnten Stelle habe ich zu verschiedenen Zeiten mehrere Stücke erhalten und C. Koch hat sie in den Kellern der Ebernburg gefangen. Andere Fundorte aus dem Nahegebiete habe ich bis jetzt noch nicht ermitteln können.

---

2. Familie. Vespertiliones, Glattnasen.

Das Gesicht und der Nasenrücken sind glatt, jede Andeutung eines häutigen Ansatzes fehlt, dagegen ist der Tragus deutlich, oft sehr stark entwickelt.

Gattung Plecotus Geoffr. Die auf der Mitte des Scheitels verwachsenen Ohren sind sehr gross, über ein Drittel der Körperlänge. Gebiss: $\frac{4+1\ 1\ 2-2\ 1\ 1+4}{4+2\ 1\ \ 6\ \ 1\ 2+4}$

3. **Plecotus auritus** (L) Kays. u. Blas., die langohrige Fledermaus, das Langohr oder Grossohr. Das graubraune, unten etwas hellere Tier ist in Gewölben, Kellern, alten Bergwerken, in Ruinen und dem Fachwerk bewohnter Häuser zu finden und sicherlich durch das ganze Gebiet verbreitet. In Bingen ist sie nach Mühr häufig; hier in Kreuznach fliegt sie viel an der roten Lay, und die Rudolfshöhle ist ihr steter Aufenthaltsort, in der man sie im Sommer bei Tage, während der kälteren Jahreszeit im Winterschlafe finden kann. C. Koch fand sie ausserdem in Ebernburg, ich auf der Altenbaumburg und in den unterirdischen Gewölben des Schlosses Dhaun, mein Sohn in der Eremitage bei Winzenheim, Noll auf Rheinfels. Ausserdem habe ich noch briefliche Nachweisungen ihres Vorkommens von Offenbach und Meisenheim am Glan, auch von Ausweiler bei Baumholder.

Gattung Synotus Kays. u. Blas. Die Ohren sind auf dem Scheitel miteinander verwachsen, von mässiger Länge (kaum $^1/_6$ der Körperlänge), dabei verhältnismässig breit; Nasenrücken vertieft. Gebiss: $\frac{4+1\ 1\ 2-2\ 1\ 1+4}{4+1\ 1\ \ 6\ \ 1\ 1+4}$

4. **Synotus barbastellus** (Schreb.) Kays. u. Blas., die breitohrige oder die Mopsfledermaus. Das Ohr hat 4—5 Querfalten. Der Pelz ist oben dunkelschwarzbraun, unten graubraun, die Flughäute und Ohren sind gleichfalls dunkelschwarzbraun.

Diese Art ist wahrscheinlich ebenso durch das ganze Gebiet verbreitet, wie das Langohr, obgleich bis jetzt nur wenige Nachrichten darüber vorliegen. Mir war sie bis in die letzte Zeit noch nicht vor Augen gekommen, und doch hatte ich darnach gesucht, da ich wusste, dass sie von C. Koch in einem Stücke in den unterirdischen Gewölben der Ebernburg gefunden worden war. Erst bei einer Untersuchung der Gewölbe unter Schloss Dhaun, die ich in den letzten Weihnachtsferien unternahm, hauptsächlich in der Hoffnung, die kleine Hufeisen-

nase anzutreffen, fand ich zahlreiche Exemplare der Mopsfledermaus. Einige Tage später erhielt ich ein Tier, das H. Kablé aus einem alten Stollen zwischen dem Huttenthale und der Alsenzmündung herausgeholt hatte, und um dieselbe Zeit holte mein Sohn 2 Stück aus dem alten Stollen in der Nähe der Lohrer Mühle. Ausserdem ist sie vom Lehrer Pfeifer in einem Stollen bei Gemünden gefunden worden.

Eines der Exemplare, die ich von Schloss Dhaun mitgenommen habe, hat vor dem linken Ohre eine gelblich graue Anschwellung von der Grösse eines Wickenkornes.

Gattung Vesperugo, Kays. u. Blas. Die nicht verwachsenen Ohren sind kürzer, als der Kopf, ihr Aussenrand endet in der Nähe des Mundwinkels; Innenrand des Tragus concav. Gebiss: $\frac{4+1\ 1\ 2-2\ 1\ 1+4}{4+1\ 1\quad 6\quad 1\ 1+4}$

5. **Vesperugo noctula,** Kays. u. Blas. (Schreb.), die frühfliegende Fledermaus. Der Pelz ist auf Ober- und Unterseite rötlichbraun, unten etwas heller. Der angedrückte Unterarm erreicht die Schnauzenspitze. Sie ist eine echte Waldfledermaus und als solche überall im Gebiete zu finden, wo ihr der Wald in grösseren Bäumen Löcher zum Aufenthalt darbietet. An Waldrändern sieht man sie im Sommer besonders häufig fliegen und zwar unter allen Arten am frühesten, oft noch lange vor Sonnenuntergang. Auch von Bingen giebt sie Mühr als „überall häufig“ an.

6. **Vesperugo Leisleri** Kays. u. Blas. (Kuhl), die rauharmige Fledermaus hat eine auf der Unterseite längs dem Arme dicht behaarte Flughaut. Der Pelz ist rötlichbraun, oben fast schwarzbraun, unten heller, mehr gelblichbraun. Sie kommt in der Gegend von Mainz vor und wird im Nahegebiet sicher auch nicht fehlen. Nachgewiesen ist sie bis jetzt noch nicht.

7. **Vesperugo Nathusii** Kays. u. Blas., die rauhhäutige Fledermaus. Sie ist oben dunkelrauchbraun, unten etwas mehr gelblichbraun, nach den Flughäuten hin rostbraun. Die Zwischenschenkelhaut ist oberseits etwa bis zur Mitte und am Schienbein entlang ziemlich dicht behaart.

C. Koch giebt dies in unserer Gegend noch nicht gefundene Flattertier für die Pfalz an, sagt aber nicht, in welchem Teile derselben es nachgewiesen ist. Da Alsenz und Glan, diese rechten Zuflüsse der Nahe, einen grossen Teil der Pfalz durchfliessen, so ist anzunehmen, dass sie im Nahegebiet nicht fehlen wird.

8. **Vesperugo pipistrellus** Kays. u. Blas. (Schreb.), die Zwergfledermaus oder der nacktschienige Segler. Die Oberseite der Schenkelflughaut ist nicht bis zu einem Drittel ihrer Länge behaart. Pelzoberseite gelblich-rostbraun, Unterseite fahlrostbräunlich. Dies in Europa und Asien verbreitetste Mitglied der Handflügler kommt auch bei uns sehr häufig vor, wenngleich es schwer zu finden ist, da es zu seinem Aufenthalte die engsten Ritzen in Mauern, zwischen Balken und die allerkleinsten Felsspalten wählt. In welcher Unmenge die Zwergfl. an solchen ihr zusagenden Stellen anzutreffen ist, zeigt die a. a. O. beschriebene Jagd Nolls auf Rheinfels, der in kurzer Zeit nicht weniger als 84 Stück aus nur 2 Spalten herausholte und noch viele darin zurückliess. Auch Pfeifer in Gemünden hat sie „in grossen Klumpen“ aneinander sitzen gesehen.

9. **Vesperugo serotinus** Kays. u. Blas. (Schreb.), die spätfliegende Fledermaus. Die Oberseite des Pelzes ist rauchbraun, die Unterseite heller, fahlgelblichbraun. Die Rückenhaare haben hellere Spitzen, die der Seiten und der Unterseite sind einfarbig. Die Unterseite der Flughaut ist rund um den Körper fahlbraun behaart, Ohren und Flughaut dunkelschwarzbraun. Die beiden letzten Schwanzglieder stehen frei aus der Flughaut heraus.

Die spätfliegende Fl. ist Bewohner des unteren und mittleren Gebietes und der Pfalz und nicht selten in Gewölben und hohlen Bäumen zu finden. Ich erbeutete u. a. ein sehr grosses Exemplar in den Gewölben unter den Ruinen von Schloss Dhaun. In demselben Thal oben bei Gemünden ist sie gleichfalls beobachtet worden.

Gattung Vespertilio L. Die am Grunde nicht zusammengewachsenen Ohren sind fast so lang oder länger als der Kopf; ihr Aussenrand endet weit hinter dem Mundwinkel; Innenrand des Tragus gerade oder convex. Gebiss:

$$\frac{4+2\ 1\ 2-2\ 1\ 2+4}{4+2\ 1\ \ 6\ \ 1\ 2+4}$$

10. **Vespertilio murinus** Schreb., die gemeine Speckmaus. Die Oberseite des Pelzes ist lichtrauhbraun mit rostrotem Anfluge, unterseits schmutzig weisslich; Ohren und Flughäute verhältnismässig dünnhäutig, durchscheinend, lichtrauhbraun.

Diese häufigste unserer Fledermäuse lebt im Sommer sehr gesellig und kann dann bei Tage auf den Speichern von Kirchen und anderen alten, hohen Gebäuden in grosser Menge angetroffen werden. Genau so wie es Koch von dem Speicher

der alten Spitalkirche in Wetzlar erzählt, ist auch hier dieser Raum über der kleinen katholischen Kirche ein von ihnen besonders bevorzugter Ort, an dem man in der wärmeren Jahreszeit gegen oder über hundert Tiere klumpenweise an bestimmten Stellen des Daches hängen sehen kann. Auf den Speichern des daranstossenden alten Teiles des Gymnasialgebäudes war sie gleichfalls in den letzten Jahren in solchen Mengen vorhanden und wurde hier ausserordentlich lästig sowohl durch ihr bellendes Gekreisch als durch die Berge von Unrat, die sich unter ihren Lieblingsplätzen aufgehäuft hatten. Der Inhaber des betr. Speichers sah sich sogar genötigt, unter die Menge zu schiessen, um sie zu veranlassen, sich eine andere Unterkunft zu suchen. Und wenn mit 3 Schüssen zwanzig Stück erlegt wurden, so ist das gewiss ein Beweis von der grossen Anzahl und dem dichten An- und Nebeneinandersitzen der Tiere.

11. **Vespertilio Nattereri** Kuhl, die gefranzte Fledermaus. Sie hat ihren deutschen Namen davon, dass die Schwanzflughaut hinten mit starren, abwärts gekrümmten Haaren dicht besetzt ist, bes. dicht zwischen Spornbein und Schwanzspitze. Der Pelz ist oben rötlichbraungrau, unten weiss.

Obgleich diese Art in der Nachbarprovinz Nassau nicht selten ist, scheint sie bei uns sehr vereinzelt vorzukommen. Ich habe sie bis jetzt nicht erhalten können, aus dem Gebiet ist überhaupt nur 1 Exemplar bekannt, das in einem alten Stollen bei Obermoschel gefangen worden ist.

12. **Vespertilio mystacinus** Leisl., die Bartfledermaus. Die Ohren sind mit den Spitzen seitwärts vom Scheitel abgewandt. Der Pelz ist auffallend langhaarig, das einzelne Haar zweifarbig, in dem auf dunklerem Grundteile eine helle Spitze aufgesetzt ist.

Nach der Farbe des Pelzes unterscheidet C. Koch drei Varietäten

a) Varietas nigricans. „Der Pelz ist mehr oder weniger verworren, fast an das Wollige grenzend, das einzelne Haar kürzer, als bei den beiden andern Formen, am Grunde tiefschwarz, die hellere Spitze verhältnissmässig sehr kurz, auf dem Rücken dunkel oder heller graubraun, auf dem Bauche aschgrau bis schwärzlichgrau. Die Flughäute sind gewöhnlich dunkler gefärbt, als bei den beiden anderen Formen; Ohren, Tragus und Nase sind schwarz oder wenigstens dunkelschwarzbraun“. Die Tiere dieser Form zeichnen sich auch durch geringere Grösse aus, indem die Flugweite bis auf 19,5 cm heruntergeht.

b) Var. rufofusca. „Der Rückenpelz ist langhaarig, ziemlich glatt und glänzend; das einzelne Haar hat einen schwarzbraunen Grundteil, der auf dem Rücken eine rotbraune ziemlich lange Spitze hat, auf dem Bauche aber eine braungraue, wodurch das Tier viel brauner und viel heller gefärbt erscheint als var. a. Auch die Ohren und die Flughäute sind heller, die Nase aber ist auch schwärzlich und ragt mit glatter Spitze aus dem Gesichtspelz hervor". Die Grösse ist auch beträchtlicher als bei var. a, da die Flugweite von 21,2 an bis zu 22,4 cm vorkommt, auch die Länge des Tieres ohne Schwanz bis zu 4,8 cm gefunden wird.

c) Var. aurea. „Von der Grösse der var. b, charakterisiert durch noch glatteren, glänzenderen Rückenpelz, der sich oberseits weit über die Schenkelflughaut ausbreitet und durch rötlichgelbe, goldglänzende Haarspitzen auszeichnet. Der Haargrund ist heller, die Flughäute und Ohren viel zarter, heller und durchscheinender als bei den anderen Formen. Nasenspitze und Nasenrücken graubraun und wenig von den Gesichtshaaren bedeckt".

Diese zu den kleineren Arten gehörige Fledermaus gilt im allgemeinen für selten, obgleich sie über Nord- und Mitteldeutschland ziemlich regelmässig ausgebreitet ist; aber sie kommt immer nur vereinzelt vor. Für das Nahegebiet ist sie zuerst von C. Koch konstatiert worden, der in Ebernburg ein Exemplar gefangen hat. Welcher der Formen es angehört, ist nicht bekannt. Ich selber bewahre seit Jahren ein Exemplar auf, das ich hier in Kreuznach erhalten habe. Es hat einen so hellbraunen Pelz, und so helles Haar und Flughäute, dass ich es unbedingt zur Var. aurea rechnen würde, wenn nicht die Unterseite zu wenig gelblich wäre. Koch nennt aber die Bauchhaare dieser Var. ganz entschieden gelb. Es ist ein sehr heller Vertreter der Var. rufofusca, ein deutlicher Uebergang zur Var. aurea. Aus der ehemaligen Kapelle der Eremitage im Guldenbachthal erhielt ich Anfang Januar ds. Jahres durch W. Euler ein Exemplar der Var. nigricans. Mehr Exemplare sind bisher aus dem Gebiete nicht bekannt; ich zweifele aber nicht, dass die Bartfledermaus auch im obern Teile desselben vorkommt.

13. **Vespertilio Daubentonii** Leisl., die Wasserfledermaus. Die Richtung der Ohren wie bei der vorigen nach aussen; sie sind wie die Flughaut zart und dünnhäutig, meist von hellgraubrauner Farbe. Die Schenkelflughaut, aus der nur das verkümmerte letzte und ein kleiner Teil des vorletzten Schwanzgliedes herausragt, ist oberseits mit fernstehenden

Härchen bekleidet; dadurch, dass einzelne über den Hinterrand hinausragen, scheint dieser entfernt gewimpert. Der Pelz ist oben rötlichgraubraun, unten schmutzig- oder grauweiss, das einzelne Haar ist zweifarbig, am Grunde braunschwarz, an der Spitze hell.

Bei Kreuznach ist die Wasserfledermaus nicht selten; im Sommer kann man sie von Münster a. St. an bis zur Eisenbahnbrücke unterhalb Kr. oft genug über der Nahe flattern sehen und zwar meist ganz dicht über die Oberfläche hinstreichend. Besonders häufig scheint sie mir in der Gegend der Ellerbachmündung zu sein. Da Koch sie als im ganzen Rheinthal, soweit es zu Nassau gehört, vorkommend angiebt, so fehlt sie sicherlich auch nicht bei Bingen.

14. **Vespertilio dasycneme** Boie, die Teichfledermaus. Richtung der Ohren wie bei den beiden vorhergehenden nach aussen; das Spornbein ist deutlich behaart und sieht fast aus wie gewimpert. Flughäute sehr zart, hellgraubraun, Ohren meist dunkler, Pelz oben fahlgraubraun, unten weissgrau. Das einzelne Haar ist zweifarbig, am Grunde schwarz mit hellerer, am Bauche sogar weisser Spitze.

Die Teichfledermaus ist bis jetzt im Gebiete nicht nachgewiesen. Bei ihrer eigentümlichen Gewohnheit, gegen Winter die von ihr im Sommer bewohnten wasserreichen Ebenen des oberen Rheins zu verlassen und ins Gebirge zu wandern, erscheint es mir durchaus wahrscheinlich, dass sie zur Zeit ihrer Winterruhe ebenso im Hunsrück gefunden werden könnte z. B. in den Kalkhöhlen bei Stromberg, wie sie C. Koch im Taunus und in noch weiter nördlich liegenden Gebirgen gefunden hat. Ich glaube dies um so mehr, als mir Pfeifer in Gemünden die „Wasserfledermaus“ von dort meldet mit dem Zusatz, dass er nicht ganz sicher in der Bestimmung sei. Wahrscheinlich hat er die Teichfledermaus vor sich gehabt.

---

2. Ordnung. **Carnivora,** Raubtiere.

Diese Ordnung enthält solche fleischfressende Säugetiere, deren Gebiss aus allen drei Arten von Zähnen zusammengesetzt ist und sich noch bes. dadurch auszeichnet, dass unter den Backenzähnen einer durch besondere Ausbildung zum Reisszahne wird. Die Gliedmassen endigen in vier oder fünf Zehen, die stets mit Krallen bewaffnet sind.

Unter den im Gebiete vorkommenden Raubtieren ist eine Anzahl so allgemein bekannt, dass eine nähere Beschreibung

an dieser Stelle durchaus unnötig erscheint. Bei den übrigen, deren genauere Kenntnis nicht ohne Weiteres vorausgesetzt werden kann, dürften die voranstehenden, mit Rücksicht darauf ausführlicher gehaltenen Bestimmungstabellen ausreichen, so dass ich auch bei ihnen von einer eingehenderen Form- und Farbenbeschreibung absehen zu dürfen glaubte.

---

1. Familie. Felina, Katzen.

Der Kopf der katzenartigen Raubtiere ist fast kugelförmig, die Krallen sind kurz, stark gekrümmt, sehr kräftig und durch elastische Bänder in eine Scheide zurückziehbar. Gebiss: $\frac{1+\mathbf{1}+2\;\;\mathbf{1}\;\;6\;\;\mathbf{1}\;\;2+\mathbf{1}+1}{\mathbf{1}+2\;\;\mathbf{1}\;\;6\;\;\mathbf{1}\;\;2+\mathbf{1}}$

Gattung Felis L.

15. **Felis catus** L., die Wildkatze, in einigen Gegenden auch Steinkatze genannt.

Häufig hört oder liest man bei uns, dass eine Wildkatze geschossen worden sei. Diesen Nachrichten darf man nur selten trauen, da solche Wildkatzen häufig nichts anderes sind, als die Nachkommen verwilderter Hauskatzen, die ja bekanntlich sehr leicht verwildern und dann der echten Wildk. in der Farbe sehr ähnlich werden. In der vornstehenden Bestimmungstabelle habe ich deshalb auch die Merkmale sehr ausführlich gegeben, aus denen erkannt werden kann, ob man eine echte Wildkatze vor sich hat oder nicht. Wenn man nun auch eine grosse Anzahl der erlegten „Wildkatzen“ in Abgang bringen muss, so bleibt doch für das ganze Gebiet noch eine erhebliche Zahl wirklicher übrig. In den Gebirgswäldern, im Soon-, Idar- und Hochwald ist die Wildkatze zweifellos noch zum Standwild zu rechnen. Als Wechselwild kommt sie auch in den niederen Gebietsteilen vor und zwar auf der linken Naheseite nicht selten. Hat doch v. Borosini allein bei Langenlonsheim schon 5 Stück geschossen, darunter die letzte 1890 von 19 Pfd. Gewicht. Auf dem rechten Naheufer ist sie aber nur in geringerer Zahl vorhanden, wenigstens westlich von der Alsenz. In den Wäldern der rechten Alsenzseite ist sie aber häufiger. Auch ganz nahe bei Kreuznach ist solch gefährliches Wild schon mehrmals geschossen worden, so z. B. in der Lohr, am Rheingrafenstein, woher auch das Exemplar unserer Sammlung stammt. Noch im letzten Jahre hat H. Ph. Baum einen sehr grossen Kater bei Altenbaumburg erlegt.

16. **Felis domestica** Briss., die Hauskatze. So verschieden gefärbt sie auch auftritt, gleichmässig ist sie überall in Bezug auf ihre Grösse und Gestalt, in Bezug auf ihre Lebensweise. Betrachtet man die Färbung aber genauer, so lassen sich einige Grundtypen auffinden, die wahrscheinlich mit der Abstammung im Zusammenhange stehen*). Mit ziemlicher Sicherheit wird die noch heute am oberen Nil (Nubien, Kordofan) in wildem Zustande vorkommende

1. Fahlkatze (Felis maniculata) als die Grundform angesehen. Von ihr stammt die höchstwahrscheinlich schon von den alten Egyptern gezähmte Felis maniculata domestica ab, die von diesem Lande aus über ganz West- und Nord-Europa verbreitet worden ist. Ihre Färbung ist oberseits ein fahles Gelb, das auf Hinterkopf und Rückenlinie mehr rotgelb, teilweise schwarzgesprenkelt ist und seitlich heller, unterseits fast weisslich wird. Charakteristisch sind am Rumpfe undeutliche dunklere Querbinden, über Oberkopf und Nacken 8 schmale dunkle Längsbinden. Den langen, unten weissen Schwanz, der mit einer schwarzen Spitze endigt, umgeben 3 schwarze Ringe. Farbenabänderungen dieser Form kommen vor, besonders weiss- und rotgefleckte und weiss- und schwarzgefleckte, sowie einfarbig weisse und schwarze. Stets aber ist die ursprüngliche Zeichnung der Art noch andeutungsweise vorhanden. Von dieser Grundform ist

2. Die gestreifte Hauskatze (Felis domestica striata), auch Cypernkatze genannt, zu unterscheiden. Das Fell ist hellgelblichgrau, bisweilen auch bläulichgrau mit schwarzen Längsstreifen auf dem Rücken, auf den Leibesseiten und Schenkeln; an letzteren Stellen sind sie krummlinig. Auch Stirn und Wangen sind schwarz längsgestreift, der Schwanz ist mit schwarzen Ringen umgeben und hat eine schwarze Spitze. Lippen und Fussballen sind gleichfalls schwarz. Sie scheint von der Wildkatze abzustammen, vielleicht durch Bastardierung mit der zahmen egyptischen Fahlkatze.

3. Die blaue Hauskatze (Felis domestica caerulea), auch Augsburger, Nürnberger oder Karthäuserkatze genannt, ist durch ihr weiches, fast wolliges Haarkleid von bläulichaschgrauer oder schieferblauer Farbe ausgezeichnet. Wie bei der vorigen sind Lippen und Fussballen schwarz. Sie scheint eine Zwischenform zwischen der zahmen egyptischen Fahlkatze und der Angorakatze zu sein, und zwar solche, deren Farbe schon seit sehr langer Zeit durch Zuchtwahl befestigt worden ist.

*) Nach L. J. Fitzinger im „Zoologischen Garten". 9. Jahrgang.

4. Die spanische Hauskatze (Felis domestica hispanica). Sie hat sich wahrscheinlich aus der egyptischen Fahlkatze als besondere Form herausgebildet, indem sich deren fahlgelbe Farbe in rotgelb umgewandelt hat, oder indem auf hellerem, oft fast weissem Grunde rotgelbe oder schwarze, oft auch beiderlei Flecken auftreten. Auch kommen rein weisse und rein schwarze Abänderungen vor. Nur bei der letzten Farbe sind Lippen und Fussballen schwarz, bei allen anderen fleischfarbig. Die dreifarbige Form ist besonders in der Gegend von Kreuznach nicht selten.

5. Die Angorakatze (Felis domestica angorensis) zeichnet sich vor allen andern Formen durch ihr sehr langes, feines, weiches, seidenartiges Haar und den kürzeren, sehr reich behaarten Schwanz aus. Die Färbung ist meist rein weiss, doch kommen auch gelbliche, gräuliche, selbst bräunliche Tiere, sehr selten aber Schecken vor. Lippen und Fussballen sind fleischfarben. Vor einigen Jahren konnte man in der Elisabethstrasse ein prächtiges Paar dieser schönsten der Katzenrassen bewundern, eine rötliche und eine weisse. Beide sind aber jetzt nicht mehr vorhanden.

So vortreffliche Dienste die Katze dem Menschen durch Vertilgung von Ratten und Mäusen in den Gebäuden leistet, so schädlich wird sie, wenn sie das Jagen im Freien, das Mausen auf dem Felde anfängt. Derartige Katzen verwildern auch leicht und sie sind es, denen das Ausrotten unserer kleinen Singvögel zur Last fällt. Haben sie erst einmal Vogelfleisch gekostet, so ist kein Nest mehr vor ihnen sicher, und unsere lieblichen Sänger, die Vertilger der schädlichen Insekten, werden ihnen leicht zur Beute. Da eine solche wildernde Katze im Hause nicht mehr maust, so sollte jede ohne Gnade erschossen werden.

Bemerkung. Felis Lynx, der Luchs, der gleichfalls zur Familie der Katzen gehört, scheint in diesem Jahrhundert nicht mehr im Gebiete vorgekommen zu sein. Meine Erkundigungen haben bis jetzt nur negative Resultate gehabt und schriftliche Zeugnisse aus früheren Zeiten habe ich bis jetzt nicht auffinden können.

---

2. Familie. Canina, Hunde.

Der Kopf ist lang, hat einen gestreckten Schädel und eine zugespitzte Schnauze. Die langen und schlanken Beine enden vorn mit 5, hinten mit 4 Zehen, deren starke Krallen nicht zurückziehbar sind.

Gattung Canis L., Gebiss: $\frac{2+1+3\;\;1\;6\;1\;\;3+1+2}{2+1+4\;\;1\;6\;1\;\;4+1+2}$

17. **Canis lupus** L., der Wolf, kommt im Nahegebiete als ständiger Bewohner schon lange nicht mehr vor. Da er aber in den französischen Grenzgebieten noch heimisch ist, so geschieht es wohl in sehr kalten Wintern, dass sich einzelne Tiere bis in unsere Gegend verlaufen. Wenigstens wird ab und zu das Auftreten dieses Räubers in den Gegenden des Hochwaldes gemeldet. Zu Anfang des Jahrhunderts war das Tier noch weit verbreitet auf dem linken Rheinufer. So wurden z. B. im Jahre 1814 noch von dem Vater des Herrn v. Borosini auf Forsthaus Langenlonsheim an einem Tage im Waldalgesheimer Wald 3 Stück angetroffen. In der Gegend von Stromberg ist nach mündlicher Ueberlieferung der letzte Wolf in den zwanziger Jahren, in der Königl. Oberförsterei Entenpfuhl erst 1851 geschossen worden. Sind doch in dem benachbarten Regierungsbezirk Trier in den vierziger Jahren durchschnittlich alle Jahre noch 30 Prämien für erlegte oder gefangene Wölfe ausgezahlt worden! Wie gross die Anzahl im Regierungsbezirk Coblenz gewesen ist, habe ich nicht erfahren können; zweifellos haben diese Prämien aber viel zur Vertilgung dieser gefährlichen Räuber beigetragen. Und doch zeigen sie sich bisweilen auch jetzt noch bei uns im oberen Teile des Gebietes. Noch im Januar 1879 schoss der Förster Tesch von Hütgeswasen ein 68 Pfd. schweres Exemplar. In dem harten Winter 1879/80 traten sie mehrfach in der oberen Gegend auf, so z. B. am 3. Dezember ein ganzes Rudel von 7—8 Stück am Saume des oberen Hochwaldes, im Januar 80 bei Otzenhausen ein solches von 5 Stück; im Februar kamen 2 sogar bis nach Herrstein und zwei wurden um dieselbe Zeit bei Tholey bemerkt. Am 19. Dezember 79 kamen 2 Stück am Vormittag bei Mittelreidenbach bis dicht an die äussersten Häuser des Dorfes.

18. **Canis familiaris** L., der Haushund, wird wie überall auch hier im ganzen Gebiete in grosser Menge gezüchtet. Die verschiedenen zu dieser Art gehörigen Tiere sind von Gestalt, Grösse, Farbe und Haarbildung derartig von einander verschieden, dass es kaum möglich ist, ein für alle passendes, charakteristisches Merkmal zu finden. Die Hauptrassen sind aber so allgemein bekannt, dass von ihrer Aufzählung hier abgesehen werden kann. Da diese auch untereinander fruchtbare Blendlinge hervorbringen, denen man auf Schritt und Tritt begegnet, so ist auch kaum die Möglichkeit gegeben, alle Formen aufführen zu können.

In Staudernheim sah ich vor einigen Jahren einen Dachshund, der mir besonders auffiel. War schon die Farbe seines Haarkleides eine etwas ungewöhnliche, nämlich schwarz mit kleinen hellgrauen, überall zerstreuten Flecken, so war die seiner Augen noch auffallender. Das rechte Auge hatte nämlich eine ganz milchweise Iris, wogegen die des linken schön dunkelbraun aussah. Die Sehkraft des Tieres soll nach meinen Erkundigungen sehr gut sein.

19. **Canis vulpes** L., der Fuchs. Er kommt im ganzen Gebiet häufig vor und zwar in 4 Farbenvarietäten.

1. Der Rotfuchs oder Brandfuchs. Die Farbe seines Felles ist als „fuchsrot“ bekannt; seine Kehle ist weiss. Dies ist die bei weitem häufigste Spielart. Ist das Fell sehr hellrot, fast fahl, und die Kehle gelblich, so nennt man ihn

2. Goldfuchs. So ist er mir nur aus dem obersten Teile des Gebietes, aus dem Birkenfeldschen und der Oberförsterei Entenpfuhl bekannt geworden.

3. Eine Farbenänderung, die nicht selten vorkommt, zeigt der Silberfuchs. Er hat eine weisse Kehle, mehr graurote Grundfarbe, über der durch die weissen Haarspitzen der längeren Grannenhaare ein Silberschimmer liegt.

Die vierte Abänderung ist der Kohlfuchs, der mehr im mittleren und oberen Gebiete vorkommt. Er hat eine dunkle, fast schwärzliche Kehle, und die Farbe des Felles wird durch schwarze Spitzen der längeren Grannenhaare zu einem schmutzigen Rotbraun. Bisweilen sieht er fast schwarz aus.

Ausserdem kommen bisweilen Albinos vor. So hat Herr v. Sommer vor Jahren hier einen solchen geschossen, der nach den mir gemachten Mitteilungen schmutzig weiss aussah, etwa so wie der weiter unten beschriebene Steinmarder.

---

3. Familie. Mustelina, Marder.

Der länglichrunde Schädel ist nur mässig gestreckt und hat einen breiten Scheitel. Sehr kurze Beine tragen den langgestreckten Körper. Die Füsse, welche sowohl vorn als hinten 5 Zehen haben, berühren mit der ganzen Sohle den Boden.

Gattung Meles Briss.

Gebiss: $\frac{1+1+3 \quad 1 \quad 6 \quad 1 \quad 3+1+1}{1+1+4 \quad 1 \quad 6 \quad 1 \quad 4+1+1}$

20. **Meles taxus** Pall., der gemeine Dachs. Er ist fast überall im Gebiete verbreitet, und zwar kommt er in den Wäldern der unteren Ebene, sowie im Alsenz- und Glanthal häufig vor. Um Kreuznach herum ist er allenthalben zu

finden, besonders häufig in den Wäldern von Weinsheim, Windesheim und Langenlonsheim. In nächster Nähe habe ich ihn in den siebenziger Jahren mehrfach in der Monau beobachtet, ein paar Mal eine ganze Familie dahinwackeln gesehen, in den letzten Jahren ist er mir nicht mehr vorgekommen. Es kann dies wohl daher kommen, dass er überhaupt seltener geworden ist, weil man ihm viel nachstellt, da auch das Fleisch hier vielfach gegessen wird. Ausserdem scheint aber auch eine räudeartige Krankheit zu seiner Verminderung beigetragen zu haben. Wenigstens teilt mir Herr Oberförster Lösch mit, dass vor etwa 4 Jahren in den verschiedensten Gegenden der Oberförsterei Stromberg viele derartig eingegangene Tiere gefunden worden sind.

Im oberen gebirgigen Teile des Gebietes ist der Dachs überhaupt von jeher seltener gewesen, aber jenseits der Wasserscheide im Gebiete der Saar tritt er wieder häufiger auf.

21. **Mustela martes** L., Baum- oder Edelmarder. In allen grösseren Wäldern kommt er vor, aber immer nur vereinzelt, z. B. im Forstbezirk Langenlonsheim ist durchschnittlich jährlich nur ein Tier erlegt worden. In den Wäldern weiter oben im Gebiet ist er jedoch häufiger.

22. **Mustela foina** Briss., der Stein- oder Hausmarder. Dieser gefährliche Feind des Geflügels kommt viel häufiger vor als der vorhergehende; da er sich mehr den menschlichen Wohnungen nähert, ja sie aufsucht, so wird sein Treiben auch weit mehr empfunden und er viel mehr verfolgt. Jung eingefangen, lässt er sich leicht zähmen. Mir sind aus der Gegend mehrere Beispiele davon bekannt. Z. B. hatte Herr Wechler in Langenlonsheim über 1 Jahr lang ein Tier, das vollständig gezähmt war und wie eine Katze im Hause und im Gehöft frei umherlief und Milch, Fleisch, Eier und Sperlinge zu fressen bekam. Wahrscheinlich infolge einer Misshandlung seitens eines der Leute erkrankte es und starb. Ebenso war vor 4 Jahren in Kirn ein Exemplar gefangen worden, das über ein halbes Jahr lang zahm wie ein Hündchen im Hause und auf der Strasse seinem Herrn folgte, später aber doch die Freiheit dem Gefangenleben vorzog.

Im Jahre 1881 wurde mir ein im Dorfe Sponheim gefangener Steinmarder gebracht, den ich seiner abweichenden Farbe wegen für unsere Naturaliensammlung kaufte. Dies von den Leuten Silbermarder genannte Tier hat überall schneeweisses Wollhaar. Auf dem grössten Teile des Körpers sind wenige Grannenhaare nur mit ganz kurzen dunklen Spitzen versehen, so dass das Tier auf dem Rücken eine schmutzig weisse Farbe hat; an den Körperseiten ist der dunkle Ton kaum bemerkenswert. Am Schwanz werden die dunklen Haarteile mit den Haaren selber immer länger,

sodass man nach dem Ende zu die weisse Grundwolle gar nicht mehr wahrnimmt. Die Beine sind hellbraun, die Füsse dunkler; auch ein etwas dunkler Schulterstreifen lässt sich wahrnehmen.

23. **Mustela putorius** L., der Iltis. Es dürfte wohl kaum eine Ortschaft im ganzen Gebiete geben, in der oder in deren Nähe der Iltis nicht zu finden wäre, deren Hühner oder Tauben dem nächtlichen Räuber nicht zum Opfer gefallen wären. Wenigstens wird in allen solchen Fällen dem Iltis die Schuld zugeschrieben, obgleich gewiss recht oft der Hausmarder der Thäter ist, der ja mit ihm gleiche Wohnorte wählt. Der Iltis ist oft besser als sein Ruf, indem er dem Menschen durch Wegfangen einer sehr grossen Anzahl schädlicher Mäuse und Ratten von entschiedenem Nutzen ist. Diese sowie Frösche sind seine Lieblingsnahrung, und nur, wenn sie fehlen, geht er auch an Eier und Geflügel, unter dem er aber nie solche Verheerungen anrichtet, wie der Marder. H. Schacht berichtet in einem sehr beherzigenswerten Artikel im Zoologischen Garten Band 31 mehrere in dieser Beziehung sehr interessante Wahrnehmungen, die allerdings der schlechten Meinung Brehms vom Iltis nicht entsprechen.

Das schöne Exemplar unserer Sammlung wurde von Herrn L. Stern in seiner Wohnung am Kornmarkte in einer Kastenfalle gefangen. Schachts Erzählung von der Unwirksamkeit des Strychnins auf den Iltis erinnerte mich daran, dass ich damals, um das Tier zu töten, eine sehr bedeutende Menge Chloroform verwenden musste.

24. **Mustela furo** L., das Frettchen, wird von Einzelnen gehalten, die sich seiner bei der Kaninchenjagd bedienen, die in der Weise ausgeübt wird, dass das Tier in die Löcher der wilden Kaninchen geschickt wird, die vor ihm flüchten und in die vor ihre Ausgänge aufgestellten Säcke laufen. Da in den letzten Jahren die Zahl der Kaninchenjäger erheblich abgenommen hat, so giebt es auch nicht mehr so viel Frettchen bei uns, wie früher.

25. **Mustela erminea** L., das Hermelin oder grosse Wiesel. Durch seinen zweimaligen Farbenwechsel ist es vor den meisten anderen Tieren ausgezeichnet. Dieser geht bekanntlich im Frühjahr und gegen Winter vor sich. Im letzten Falle verändert sich das rötlichbraune Sommerkleid in das weisse Winterkleid. Bei den meisten Hermelinen, die ich hier gesehen habe, war es sehr gelblich weiss, selten schneeweiss. Ein Exemplar unserer Sammlung, das ich im Januar erhielt, ist zweifarbig.

Wenngleich das hübsche Tier ein arger Räuber ist, der sich selbst an grössere Tiere, z. B. ausgewachsene Hasen

macht und sie überwindet, so ist es in unserer Gegend doch auch gerade dadurch schon nützlich geworden. Früher drohten die Kaninchen eine Plage zu werden, aber die Wiesel sorgen dafür, dass sie sich nicht allzusehr vermehren. Im unteren Teile des Gebietes ist das grosse Wiesel häufig, im oberen scheint es seltener vorzukommen.

26. **Mustela vulgaris** Briss., das gemeine oder kleine Wiesel. Dieses kleine Tier, das in unserer Gegend keinen weissen oder gefleckten Winterpelz bekommt, verdient durchaus Schonung. Durch seinen sehr dünnen geschmeidigen Körper ist es wie kein anderes geeignet, den Mäusen in ihre Löcher zu folgen und sie dort abzufangen.

27. **Lutra vulgaris** Erxl., die Fischotter. Dieser furchtbare Feind der Fische, der über den grössten Teil Europas und Asiens verbreitet ist, findet sich auch im Nahegebiet und hilft mit dafür sorgen, dass der Fischreichtum unserer Gewässer abnimmt. Seit der Rheinische Fischereiverein der Fischotter den Krieg erklärt hat, ist ihre Zahl bei uns bedeutend vermindert worden. Vor 10 Jahren konnte es geschehen, dass man an belebten Stellen z. B. der Saliner oder der Ebernburger Brücke bei Tage das Tier sehen konnte, wie es mit seinen Jungen am Naheufer spielte. An dergleichen ist heut gar nicht mehr zu denken; selbst erfahrene Otterjäger finden jetzt nur noch selten die Spuren. Ueberall wird dem Tier eifrigst nachgestellt, da der Fang eine äusserst einträgliche Beschäftigung ist. Der genannte Verein zahlt für jedes gefangene Tier gegen Einsendung der Oberlippe mit den Schnurrborsten 5 Mark und die Königl. Regierung in Coblenz belohnt eifrige Otterjäger auch noch durch ausserordentliche Prämien. Dazu kommt, dass das Fell sehr wertvoll ist, z. B. augenblicklich mit 22—25 Mark bezahlt wird. So ist es nicht zu verwundern, dass der Otterbestand in der ganzen Nahegegend ausserordentlich abgenommen hat. Im oberen Teile des Gebietes betreibt besonders der Tagelöhner P. Desbysel in Nohfelden den Otterfang auf Anregen des Herrn Pfarrer Bott daselbst. Derselbe hat von 1886—1889 ca. 25 Exemplare gefangen, im Winter 1887/88 allein 12 Stück, 1890 nur noch ein einziges. Hier in Kreuznach ist dem Tier wohl am eifrigsten von Herrn G. Schneegans nachgestellt worden, der bei seiner Mühle ein Tellereisen aufgestellt hat. Aus den Aufzeichnungen, die er über seine Fänge gemacht hat, mögen hier folgende Notizen Platz finden:

1882: 2 ♀.

1883: 3 ♂ u. 3 ♀, die letzteren von 24, 25, 26 Pfund.

1884: 9 ♀ u. 1 ♂, letzteres von dem bedeutenden Gewicht von 31 Pfund.

1885: 5 Stück, darunter nur 1 ♂, und zwar von 26 Pfund.

1886: 2 ♀ und ein 28 Pfund schweres ♂.

1887: 2 ♀ u. 2 ♂. Seitdem, also in den letzten 3 Jahren ist nur noch ein einziges Tier 1889 erbeutet worden.

Wenn nun auch hin und wieder noch eine Fischotter gespürt oder gefangen wird, so dürfte doch aus Obigem hervorgehen, dass der Fischereiverein den Krieg gegen den grimmigsten Feind seiner Schützlinge mit Erfolg führt.

---

3. Ordnung. **Insectivora,** Insektenfresser.

Das Gebiss hat alle 3 Zahnarten, aber die Eckzähne treten nicht immer besonders hervor; oft sind sie kleiner als die Vorderzähne. Die Backenzähne sind einspitzig oder mehrspitzig. Vorder- und Hinterfüsse, deren ganze Sohle die Erde berührt, haben 5 mit scharfen Krallen bewaffnete Zehen.

---

1. Familie. Talpina, Maulwürfe.

Die Füsse sind in Grabfüsse umgewandelt; die Fusssohle der Vorderfüsse ist zu einer breiten flachen Scheibe geworden. Die Nase ist weit über die Vorderzähne in einen sehr muskulösen Rüssel verlängert.

Gattung Talpa L. Der sehr langgestreckte Schädel ist nach vorn allmählich verschmälert.

Gebiss: $\frac{4+3 \quad 1 \quad 6 \quad 1 \quad 3+4}{4+2 \quad 1 \quad 8 \quad 1 \quad 2+4}$

28. **Talpa europaea** L., der gemeine Maulwurf. Dies allgemein bekannte, durch massenhafte Vertilgung schädlicher Würmer und Insekten nützliche, durch sein Wühlen in Gärten, Wiesen und Aeckern höchst unangenehme und deshalb eifrig verfolgte Tier, kommt überall häufig vor. In dem bei weitem grössten Teile des Gebietes, besonders in den unteren Gegenden, führt er ganz allgemein einen Namen, in dem sich die ursprüngliche Form deutlich erhalten hat und aus dem die Bedeutung klar erkannt werden kann. Er heisst nämlich Moltroff (auch Molteroff). Dieser Namen ist sicherlich herzuleiten von dem im Hochdeutschen nicht mehr gebräuchlichen Wort molte = zerfallene Erde, Staub und dem Zeitwort werfen und bedeutet soviel wie Erdaufwerfer. Auch

die Form Moltertier und Molterhauf kommt in einigen Gegenden vor; am oberen Glan ist der Maulwurf zum Mauerwolf geworden.

Die Farbe seines seidenweichen Pelzes ist der Regel nach tiefschwarz; doch sind in verschiedenen Gegenden auch blauschwarze, gelbliche und weisse Exemplare beobachtet worden, auch solche, die bei sammetschwarzer Oberseite eine weissgraue Unterseite zeigten. Ebenfalls hat man hier und da schwarz- und weissgefleckte gefangen, was mir z. B. von Münster a. St., Roxheim und Hüffelsheim bekannt geworden ist.

---

2. Familie. Soricina, Spitzmäuse.

Der Kopf ist in einen schlank zugespitzten, sehr beweglichen Rüssel verlängert; der Schädel ist sehr lang gestreckt und vorn stark verschmälert; die hakig gebogenen Vorderzähne des Oberkiefers sind durch eine Lücke in der Mitte von einander getrennt. An Stelle der Eckzähne findet sich eine Anzahl von Lückenzähnen, auf die die vielspitzigen Backenzähne folgen, deren erster als Reisszahn angesehen werden kann.

Gattung Crossopus Wagl.

Die Zahnspitzen sind braun gefärbt. Gebiss: $\frac{4 \quad 4 \quad 2 \quad 4 \quad 4}{3 \quad 2 \quad 2 \quad 2 \quad 3}$

29. **Crossopus fodiens** Wagl., die Wasserspitzmaus. Der schlanke Körper ist mit einem kurzen, weichen, sammetartigen Pelze bedeckt, der oben schwarz, unten, scharf davon getrennt, weisslich ist. Die kleinen Ohren sind kaum sichtbar, so tief sitzen sie im Pelze. Die Hinterfüsse haben Schwimmhaare, auch der Schwanz hat in den beiden letzten Dritteln eine Reihe nach unten gerichteter längerer Borstenhaare. Sie ist an aller Art Gewässer, seien es Flüsse, Bäche, Gräben oder kleinere Weiher, im ganzen Gebiete zu finden, schwimmt vortrefflich, geht auf dem Grunde des Wassers, selbst unter dem Eise ihrer Nahrung nach, die in Fischen, Insektenlarven und anderen kleineren Wassertieren besteht. Doch wagt sie sich auch an Tiere, die weit grösser sind als sie selber, und Mäuse, Frösche und junge Vögel fallen ihrer Raublust und Gefrässigkeit vielfach zum Opfer. Bei Kreuznach war sie in der ersten Hälfte der achtziger Jahre, in denen die Altstadt so sehr unter dem Grundwasser zu leiden hatte, in der Gegend zwischen Galgenberg und Nahe ausserordentlich häufig und sehr oft habe ich mich an dem Anblick der schwimmenden und spielenden Tiere, den man an den gefüllten Chausseegräben so oft haben konnte, erfreut.

G a t t u n g S o r e x L. Gebiss: $\frac{4\ 5\ 2\ 5\ 4}{3\ 2\ 2\ 2\ 3}$ Die Zahnspitzen sind rotbraun; bei älteren Tieren sind sie oft sehr abgenutzt, so dass sie fast weiss erscheinen. Die grossen Schneidezähne des Oberkiefers sind zweispitzig.

30. **Sorex vulgaris** L., die W a l d s p i t z m a u s. Der Körper ist schlank, mit langem Kopf und rüsselförmig verlängerter Schnauze versehen. Der sammetweiche Pelz ist oben rostbraun bis schwärzlichbraun, unten heller bis grauweiss. Die äussere Spitze des oberen Vorderzahnes ist mehr breit und an Grösse dem nebenstehenden einspitzigen Zahn gleich.

Die Waldspitzmaus hält sich am liebsten in feuchten Waldgegenden auf, kommt aber auch in dichten Hecken und an Weinbergsrändern vor. Gegen Abend verlässt das Tier seine unterirdische Behausung, Maulwurfs- oder Mäusegänge, auch wohl selbstgegrabene, um auf Raub auszugehen, was fast die ganze Nacht fortgesetzt wird; auch im Winter, wenn Schnee liegt, ist sie zu finden, sobald er etwas fester wird. Häufig sind mir von auswärtigen Schülern tote Exemplare dieses Tieres mitgebracht worden, die sie auf ihren Schulwegen frühmorgens gefunden hatten; auf Waldwegen findet man dies vielfach. Das kommt wohl daher, dass sie vom Fuchs oder Wiesel für Mäuse angesehen und getödtet, aber nicht gefressen wurden, da ihnen der den Spitzmäusen eigentümliche Bisamgeruch unangenehm ist. Auch Katzen töten sie nur, ohne sie zu fressen.

31. **Sorex pygmaeus** Pall., die Z w e r g s p i t z m a u s. Dieses kleinste Säugetier Deutschlands, das zweitkleinste von ganz Europa, gleicht im äusseren Ansehen ganz der Waldspitzmaus, nur ist es kleiner und zarter. Der Pelz ist oben braungrau, unten weissgrau. Die äussere Spitze des oberen Vorderzahnes ist von gleicher Höhe mit dem nebenstehenden einspitzigen Zahn, aber nicht so stark.

Sie kommt bei uns vor, aber nicht häufig; die meisten mir als Zwergspitzmäuse gebrachten Tiere waren Junge der vorhergehenden Art. Die Herren Oberförster Lösch und Roth geben sie als in ihrem Reviere beobachtete Tiere an.

G a t t u n g C r o c i d u r a. Gebiss: $\frac{4\ 3\ 2\ 3\ 4}{3\ 2\ 2\ 2\ 3}$

Die Zähne sind ganz weiss; die grossen Vorderzähne des Oberkiefers sind nicht wie bei Sorex zweispitzig, sondern sie haben am Grunde nur einen dicken Höcker, der die Höhe des nächsten Zahnes nicht erreicht.

32. **Crocidura leucodon** Bonap., die Feldspitzmaus. Die Oberseite ist dunkelbraun, die Unterseite schmutzig weiss, beide Farben ziemlich scharf von einander geschieden. Nach dem Alter ändert sich die Farbe etwas, so dass ältere Tiere oben mehr rötlich braun, jüngere dunkel graubraun sind. Der dritte oder letzte einspitzige Zahn des Oberkiefers ist etwas niedriger als die erste Spitze am Vorderrande des folgenden vielspitzigen Backenzahnes.

Wie der deutsche Namen schon anzeigt, findet man dieses Tierchen mehr auf den Aeckern und in Gärten, die man es spät am Abend und nachts nach allen Richtungen durchlaufen sieht, um Insekten und Würmer zu erbeuten. Auch kleine Mäuse werden nicht verschmäht. Im Winter zieht es sich in Scheunen und Ställe zurück, wo es sich ein warmes Lager bereitet. Im Sommer hält es sich bei Tage in seinen unterirdischen Röhren auf.

Aus der näheren Umgegend von Kreuznach habe ich das Tier mehrfach erhalten; sonst habe ich bis jetzt über seine Verbreitung im Gebiete nichts erfahren können.

33. **Crocidura aranea** Wagn., die Hausspitzmaus. Die Oberseite ist graubraun, die Unterseite grau; beide Farben nicht deutlich von einander getrennt. Der dritte oder letzte einspitzige Zahn ist weit höher als die erste Spitze am Vorderrande des folgenden vielspitzigen Backenzahns.

Im Feld und Garten im Sommer, in den menschlichen Wohnungen, die im Freien liegen, im Winter, ist diese häufigste der Spitzmäuse im ganzen Gebiete zu finden.

---

3. Familie. Erinacei, Igel.

Das Hauptkennzeichen der Familie der Igel ist die mit starken Hautmuskeln versehene Rückenhaut, die um den ganzen Körper herumgezogen werden kann, wodurch die auf ihr sitzenden Stacheln gleichzeitig nach allen Seiten gesträubt werden. Die Zähne, welche stumpfer sind als bei den übrigen Insektenfressern, deuten an, dass die Nahrung nicht allein aus dem Tierreich genommen wird.

Gattung Erinaceus L. Die mittleren Schneidezähne, wovon die des Oberkiefers durch eine Lücke getrennt sind, sind die längsten des ganzen Gebisses, das sich folgendermassen zusammensetzt: $\frac{4+3 \quad 3-3 \quad 3+4}{4+1 \quad 6 \quad 1+4}$

34. **Erinaceus europaeus** L., der gemeine Igel. Das Jedermann bekannte Tier kommt im ganzen Gebiete und zwar nicht gerade selten vor, obgleich es fast überall, wenn es sich bei Tage blicken lässt oder in seinem Schlupfwinkel aufgefunden wird, von der rohen Verfolgungswut der Menschen ausserordentlich leiden muss, ja meist zu Tode gemartert wird. Das ist traurig genug, dass solche Rohheiten noch immer vorkommen, doppelt zu bedauern, wenn es einem Tiere gilt, das dem Menschen doch so überwiegend nützlich ist. Sein Nutzen besteht bekanntlich im Wegfangen der Mäuse und anderer dem menschlichen Haushalte schädlichen Tiere. Manchen Menschen ist der Igel aber auch eine willkommene Speise. Nicht nur Zigeuner stellen ihm aus diesem Grunde nach, wie Lenz anzunehmen scheint; ich habe aus mehreren Gegenden des Nahegebietes Nachrichten, aus denen hervorgeht, dass er auch hier gegessen wird. — Uebrigens ist er doch nicht so ganz und gar harmlos, wie man ihn gewöhnlich darstellt. Wenn Brehm dies bezweifelt und die darüber bekannten Thatsachen als nicht hinlänglich bewiesen hinzustellen sucht, so liegen aus hiesiger Gegend bestätigende Thatsachen vor. Schon die von Mühr mitgeteilte Beobachtung, mit welcher Gier er eine wilde Taube auffrass, zeigt dies, und Herr Oberförster Roth hat gleichfalls eigene Beobachtungen in dieser Hinsicht gemacht. Er schreibt mir darüber: „Mit Vorliebe plündert er die Nester der auf der Erde brütenden Vögel und wird so Rebhühnern und Fasanen sehr gefährlich. Auch junge Hasen verschmäht er nicht".

In Bezug auf die Fortpflanzungszeit schreibt Blasius, dass man erst im Juli und August das Weibchen mit Jungen findet, und bei Lenz warf ein Weibchen erst am 26. August. Hier geschieht dies früher. Am 1. Juli 1887 brachte mir E. Gräff aus Gutenberg einen jungen Igel von 12 cm Länge. Tagelang vorher hatte er schon 3 Stück beobachtet, die nicht mehr im Neste lagen, sondern mit der Alten umherliefen. Sie mussten also nach Lenz Angaben schon über 4 Wochen alt, also Ende Mai schon geboren sein. Auffallend ist die Farbe der Stacheln bei diesem Tier, indem reihenweise weisse mit weiss und grau geringelten abwechseln.

---

4. Ordnung. **Rodentia,** Nagetiere.

Im Gebiss fehlen die Eckzähne. Die Vorderzähne, deren jeder Kiefer in der Regel nur 2 enthält, sind gross, meisselförmig, nur vorn mit Schmelz überzogen und wachsen nach.

Die Backenzähne sind schmelzfaltig mit quergestellten Schmelzfalten. Bei den meisten enden die Vorder- und Hinterfüsse in fünf mit scharfen Krallen bewehrte Zehen.

Aus dieser über die ganze Erde verbreiteten Ordnung der Säugetiere kommen im Nahegebiete verhältnismässig sehr viel Arten vor. Ausser dem Ziesel, Spermophilus citillus Wagn., diesem südosteuropäischen Nager, dessen Verbreitungsbezirk noch einen kleinen Teil von Schlesien umfasst, dem Biber, Castor fiber L., der für Deutschland kaum noch als Bewohner angesehen werden kann, und der braunen Feldmaus, Arvicola campestris Blas., die überhaupt nur in wenigen Exemplaren zu existieren scheint, giebt es in Deutschland noch 20 Arten Nagetiere, von denen 14 zweifellos und noch 3 höchstwahrscheinlich bei uns vorkommen. Einzelne Arten gehören zu den bekanntesten Tieren überhaupt, andere gehören zu den unliebsamsten Gästen des Menschen und sind ihm durch den Schaden, den sie ihm oft verursachen, mehr verhasst und verabscheut, als bekannt. Ganz besonders gilt dies letztere von einzelnen Arten, deren genauere Verbreitung im Gebiete deshalb auch noch nicht sicher festgestellt werden konnte. Bei einem Teile dieser Kleinsäuger glaubte ich darum auch von einer genaueren Form- und Farbenbeschreibung nicht absehen zu dürfen.

---

1. Familie. Sciuridae, Eichhörnchen.

Die Vorderpfoten haben 4 Zehen, die Hinterpfoten 5, erstere ausserdem noch einen stummelförmigen Daumen mit plattem Nagel. Der Schwanz ist dickbuschig, zweizeilig behaart, die Ohren tragen einen pinselförmigen Haarbüschel. Gebiss: $\frac{4+1 \quad 2 \quad 1+4}{4 \quad 2 \quad 4}$ Der erste Backenzahn ist sehr klein.

Gattung Sciurus L.

35. **Sciurus vulgaris** L., das gemeine Eichhörnchen. Die Hauptfarbe, in der das Tier in allen Wäldern vorkommt, ist im Sommer bräunlichrot; im Winter ist dies mehr oder weniger mit grauweiss gemischt. Je nachdem das Braun oder das Grau überwiegt, sieht das Tier braungrau oder reingrau bis schiefergrau aus. Die Unterseite ist aber immer weiss. Es kommen aber auch ganz dunkelgraue Exemplare vor, mit schwarzem Schwanz und schwarzen Ohrpinseln, doch sind mir so dunkle, fast schwarze, wie ich sie aus den Alpen kenne, noch nicht vorgekommen, ebenso keine weisse oder gescheckte.

---

2. Familie. Myoxidae, Schläfer oder Bilche.

Die Vorderpfoten haben 4 Zehen und einen mit kleinem, plattem Nagel versehenen Daumenstummel, die Hinterpfoten sind fünfzehig. Die Oberlippe ist gespalten. Der Schwanz ist von Körperlänge, dicht behaart, rund oder fast zweizeilig. Gebiss: $\frac{4 \quad 2 \quad 4}{4 \quad 2 \quad 4}$

Gattung Myoxus Zimmerm.

36. **Myoxus nitela** Schreb. (M. quercinus L.), der Gartenschläfer.

Unter dem Namen Leiermaus ist dies hübsche, aber nicht unschädliche Tier im ganzen Gebiete bekannt, kommt aber im unteren und mittleren Gebiete wie am ganzen Mittelrhein am meisten vor. Bei Kreuznach habe ich sie oft auf der Kirchhofsmauer laufen sehen; aus einzelstehenden Gehöften ist sie mir am häufigsten gebracht worden, aus Weinbergshäuschen mehrmals im Winterschlafe. Beim Vorzeigen in der Klasse wurde sie munter, doch machte sie nur langsame schläfrige Bewegungen und verfiel nach dem Kaltstellen sofort wieder in Lethargie. Ein mehrmaliges Erwecken daraus konnte keine vertragen, sie starben bald darnach.

Naheaufwärts habe ich das Tier bis Kirn verfolgt, aus der Gegend von Oberstein und Birkenfeld habe ich keine Nachricht, dagegen ist es jenseit der Wasserscheide bei St. Wendel und Ottweiler vorhanden. Auch in und um Gemünden wird die Leiermaus angezeigt, wenn auch nur als „spärlich“ vorkommend, ebenso ist sie an Glan und Alsenz bekannt.

37. **Myoxus glis** Schreb., der Siebenschläfer, kommt im Nahegebiet vor, wenngleich nur äusserst vereinzelt. Da er in Schäfers Moselfauna für die Gegend von Trier und Metz angegeben wird, und da er im südl. Taunus, besonders bei Wiesbaden, nicht selten ist, so war anzunehmen, dass er auch bei uns zu finden sein müsse. Aber meine vielfachen Anfragen darnach haben mit einer Ausnahme ein negatives Resultat ergeben und nur ein einziges sicheres Zeugnis habe ich dafür erhalten können. Herr Oberförster Roth auf Entenpfuhl, der das Tier von Wiesbaden her genau kennt, hat mir mitgeteilt, dass er es in seinem Hundezwinger, wo es im Stroh sass, gesehen und mit Sicherheit erkannt habe. Ob ein zweites Exemplar, das ihm in demselben Jahre in der Nähe der Oberförsterei zu Gesicht gekommen, auch M. gl. gewesen sei, könne er nicht mit derselben Bestimmtheit behaupten.

38. **Myoxus avellanarius** L., die Haselmaus, bei uns auch kleine Leiermaus genannt. Das hübsche, ganz und gar okergelbe Tierchen mit weisser Kehle und Brust kommt in den Wäldern des Gebietes vor, doch scheint es in denen auf der rechten Naheseite zu fehlen oder doch sehr selten zu sein. Von Bingerbrück an aufwärts ist es den Förstern fast überall bekannt, doch wohl nicht häufig anzutreffen, da es mir bis jetzt noch nicht gelungen ist, ein Exemplar zu erhalten. Manchmal wird es wohl auch übersehen oder verkannt. So habe ich z. B. einen Förster gesprochen, der es, nach seiner Beschreibung zu urteilen, mehrfach in der Falle gefangen hat, mit der er sich von den Leiermäusen zu befreien suchte, es aber als Jugendexemplar dieses Bilches angesehen hatte.

---

3. Familie. Muridae, Mäuse.

Der Kopf ist schlank, hat eine spitze Schnauze, grosse Augen und grosse, breite Ohren. Der Schwanz ist rund, meist lang, dünn- und kurzbehaart. Vorderpfoten 4zehig mit einer Daumenwarze, Hinterpfoten 5zehig, alle mit nackten Fusssohlen.

Gattung Cricetus Pall. Körper plump, kurzbeinig, mit kurzem Schwanz. Gebiss: $\frac{3\quad 2\quad 3}{3\quad 2\quad 3}$, die oberen Schneidezähne gelb, die Backenzähne mit zwei Höckern in jeder Querreihe.

39. **Cricetus frumentarius** Pall., der Hamster. Er hat sehr grosse, innere Backentaschen, die sich bis zur Schultergegend erstrecken. Der Pelz ist oben braungelb bis graugelb, unten dunkelbraun, fast schwarz; die Kopfseiten und 2 seitliche Flecken rostgelb.

Die Verbreitung dieses Nagers im Nahegebiete ist etwa dieselbe, wie die des wilden Kaninchens und hängt wahrscheinlich gleichfalls mit der Bodenart zusammen, wie a. a. O. weiter ausgeführt ist. Im unteren Gebiete ist er nicht selten; man fängt hier in manchen Ortschaften jährlich bis 100 Stück. Auch in der Kreuznacher Gemarkung ist er in manchen Jahren viel zu finden, und im Umkreise von etwa 2—3 Stunden ist er überall bekannt. Weiter naheaufwärts wird er aber nur noch vereinzelt gesehen, und oberhalb Sobernheim sowie im Glangebiet scheint er gänzlich zu fehlen, während er an der unteren und mittleren Alsenz vorhanden ist. Fast überall aber, wo er vorkommt, führt er den seltsamen Namen

Kornwurm, und nur, wenn man diesen Namen gebraucht, kann man sich mit den Leuten verständigen, da der Name Hamster sehr wenig bekannt ist.

Gattung Mus L. Körper schlank mit langem, schuppig geringeltem, nacktem oder spärlich behaartem Schwanz. Gebiss: $\frac{3 \quad 2 \quad 3}{3 \quad 2 \quad 3}$, die Backenzähne mit 3 Höckern in jeder Querreihe.

40. **Mus decumanus** Pall., die *Wanderratte*. Die Oberseite des Körpers ist bräunlichgrau, durch längere schwarze Grannenhaare dunkler und struppig aussehend, die Unterseite ziemlich scharf abgesetzt hellgrau. Das Ohr erreicht angedrückt das Auge nicht, über dem 3 lange Borsten stehen. Die Bartborsten ragen gewöhnlich nicht über das Ohr hinaus, die unteren sind weiss, die andern braun mit weisser Spitze. Der Schwanz mit 210 Schuppenringen ist kürzer als der Körper.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich dies Tier von Osten her über ganz Deutschland, Europa, ja die ganze Erde verbreitet. Ueberall in Europa fand sie die schwarze Ratte vor, die sich etwa seit dem 12. Jahrhundert der Alleinherrschaft erfreute und nahm mit ihr den Kampf ums Dasein auf. An vielen, ja den meisten Orten, blieb sie Siegerin, wenn sie auch bis heute noch nicht imstande gewesen ist, den Feind total zu vernichten. Sie lebt nicht bloss in den Gebäuden, deren untere Räume sie bevorzugt, so dass wir sie in Kellern, Dohlen, Senkgruben, Schweineställen etc. vorzugsweise finden, sondern sie treibt sich, besonders im Sommer, auch auf Feldern, besonders gern an den Ufern der Gewässer umher, sodass der im Nahegebiet vielfach für sie gebräuchliche Name *Wasserratte* durchaus bezeichnend ist. Sie ist eines der widerwärtigsten und schädlichsten Tiere, da sie selbst die festesten Mauern durchgräbt und vor ihrer Fressgier nichts gesichert werden kann.

Aehnlich wie bei anderen Mäusen habe ich die Erfahrung gemacht, dass sich die Wanderratte in manchen Jahren sehr vermindert. Hier in Kreuznach ist mir dies aufgefallen, und in Stromberg hat es Herr Oberförster Lösch gleichfalls bemerkt. Da ist sie vor 10 Jahren eine arge Plage gewesen, seit fünf Jahren aber nur noch in beschränkter Zahl vorhanden. Wahrscheinlich hängt das mit einer eigentümlichen ansteckenden Krankheit zusammen, die F. v. Hohmeyer die Schwanzräude nennt. Sie beginnt mit Ausschwitzen einer klebrigen Masse aus dem Schwanze, verbreitet sich nach dem Rücken zu weiter und nimmt meist einen tötlichen Ausgang.

41. **Mus rattus L.,** die Hausratte, schwarze Ratte. Die Oberseite des Körpers ist dunkelschwarzgrau bis schwarz, nach unten allmählich etwas heller werdend*). Das Ohr von halber Kopfeslänge erreicht angedrückt das Auge, über dem eine lange und eine kurze Borste stehen. Die schwarzen Bartborsten überragen das Ohr. Der Schwanz mit mehr als 250 Schuppenringen ist länger als der Körper.

Die Hausratte bewohnt nur Gebäude, und hält sich in ihnen vorzugsweise auf den Speichern auf, ganz besonders, wenn es da etwas zu verspeisen giebt, also auf Fruchtspeichern. Sie kommt aber auch in Ställen vor, in denen sie dann aber auch am liebsten höhergelegene Schlupfwinkel aufsucht, da sie vortrefflich klettern kann.

„Jetzt ist sie fast überall durch die noch schlimmere Wanderratte vertilgt", sagt Lenz in seiner gemeinnützigen Naturgeschichte im Jahre 1842**). Aus diesem vielgelesenen, für seine Zeit vortrefflichen Buche hat sich diese Meinung weithin verbreitet; ohne genauer nachzuforschen, ist von vielen, vielleicht von den meisten Verfassern von Naturgeschichtsbüchern auf die Autorität von Lenz hin behauptet worden, das Tier sei ganz oder fast ganz ausgestorben. Selbst in dem vortrefflichen Werke von Blasius, „Naturgeschichte der Säugetiere Deutschlands" heisst es noch 1857: „So ist die Hausratte allmählich in den meisten Gegenden Europas eine Seltenheit geworden oder wohl ganz ausgestorben". Und von den wenigen Punkten, „an denen man sie noch mit Bestimmtheit trifft", wird für Deutschland nur Königsberg genannt. Kein Wunder daher, wenn ich mich freute, als ich 1868 Herford in Westfalen als einen Ort entdeckte, wo sie noch nicht ausgerottet war. Es war an einem ausserordentlich schwülen Sommertage, als endlich nach langer Hitze und grosser Trockenheit ein erquickender Regen folgte. Da sah ich auf dem Dache des gegenüberliegenden Hauses mehr als ein Dutzend schwarzer Ratten, wie ich solche noch nie gesehen hatte, erscheinen und die nassen Dachziegel ablecken. Es war die in Deutschland „fast ganz ausgerottete" Hausratte. Als hier in Kreuznach mein Interesse auch auf die Fauna der Gegend gelenkt wurde, forschte ich auch hier nach dem seltenen Tier. Lange wollte es mir allerdings nicht ge-

*) In den meisten Beschreibungen wird die Farbe der Oberseite als braunschwarz angegeben. Ich habe an keinem der vielen Exemplare auch nur eine Spur von Braun finden können, eher könnte ich die Farbe mehrerer Tiere, die ich in Händen hatte, dunkelschiefergrau nennen. Auch den grünlichen Metallschimmer, den nach Blasius das Haar haben soll, finde ich nicht.

**) Mir steht nur die 2. Auflage zu Gebote, nach der ich zitiere.

lingen, es aufzufinden. Auch durch die Schüler konnte ich keine Nachrichten erhalten, die mir irgend welche Anhaltspunkte boten, obgleich ich stets bemüht gewesen bin, an geeigneter Stelle im Unterrichte das Interesse der Schüler auf das Tier zu richten. Erst im Winter 1878/79 gelang es mir, das Vorkommen des Tieres in unserer Gegend zu konstatieren. Alfred Bischoff, der Sohn des damaligen Salinendirektors in Münster a. St., brachte mir eine von ihm geschossene Hausratte.

Damit war der Anfang zu meinen nun schnell auf einander folgenden Beobachtungen gemacht, denn nach und nach erhielt ich das Tier aus den meisten um Kreuznach liegenden Dörfern z. B. aus Bretzenheim, Rüdesheim, Mandel, Roxheim, Hüffelsheim, Weinsheim, Ebernburg und Bosenheim. Auch auf den zum Rheingrafensteiner Schloss gehörigen Wirtschaftsgebäuden und in der Gutleutsmühle fand es sich. Ein Schüler aus dem bayrischen Dorfe Feil behauptet, andere Ratten kämen daselbst überhaupt nicht vor.

Aus Kreuznach selbst konnte ich jedoch lange Zeit hindurch keine Bestätigung meiner Ueberzeugung, dass sie hier vorkommen müsse, erhalten. Erst im Sommer 1887 erfuhr ich, dass das so lange gesuchte Tier in Sahlers Gerberei ein ganz bekannter Gast sei. Herr J. Sahler erzählte mir, dass schwarze Ratten in grosser Menge seinen Fruchtspeicher bewohnen, dass sie sich morgens in der Frühe auf dem Dache zeigen und dort den Thau von den Ziegeln ablecken. Auch bei Tage kämen sie ab und zu aufs Dach und spazierten ungeniert zwischen den Tauben herum, die, ohne die geringste Angst zu zeigen, ganz ruhig sitzen blieben. Dass das alles nur auf die Hausratte bezogen werden kann, ist ja klar. Bald erhielt ich auch den sichersten Beweis vom Vorkommen in der Stadt an noch anderer Stelle, denn Herr Phil. Kühl sandte mir 2 in seinem Pferdestalle erlegte Exemplare, von denen sich das eine durch riesige Grösse auszeichnete. Im August des letzten Jahres wurde die Hausratte auch von G. Hartmann in den zur Gasanstalt gehörigen Wohngebäuden in grösserer Menge gefangen und endlich sah ich noch im Dezember vergangenen Jahres in der Leitergasse ein Exemplar quer über die Strasse laufen.

Aber nicht nur in Kreuznach und seiner nächsten Umgebung giebt es noch Hausratten in Menge, auch für den weiteren Umkreis kann ich dies bestätigen. Zunächst habe ich Nachrichten aus Bingen. Gesehen habe ich das Tier dort zwar noch nicht, aber was mir von einem sorgfältigen Beobachter über dortige Ratten mitgeteilt worden ist, schliesst jeden Zweifel aus. Zwar giebt Mühr das Tier dort nicht an.

Aber in seinem verdienstvollen Werkchen stehen auch nur 3 Arten Fledermäuse, und doch kommen dort zweifellos viel mehr Arten vor. Mühr ist schwerlich darauf ausgegangen, die betreffenden Tiere aufzusuchen und ihrem Vorkommen nachzuspüren, sondern ich nehme an, dass er notiert hat, was ihm von Tieren gebracht wurde und was er auf seinen Exkursionen mit seinen im Beobachten geübten Augen gelegentlich entdeckt hat. Um über so allgemein verabscheute Tiere wie Ratten Thatsachen zu sammeln, muss man aber zielbewusst und mit einem guten Teil Geduld bewaffnet vorgehen. Es hat beispielsweise sehr lange gedauert, bis ich es bei den Schülern erreicht hatte, dass sie mir Ratten zur Ansicht mitbrachten.

Auch in der Nähe von Bingen giebt es noch Hausratten in den Dörfern, namentlich ist mir's aus Oberhilbersheim und Langenlonsheim bekannt geworden.

Naheaufwärts ist das Tier weit verbreitet. Von Staudernheim (Lehrer Zelter) und Kirn ist mir's gemeldet worden, ebenso aus der Gegend von Baumholder (Lehrer Diehl in Ausweiler). In Oberstein ist sie nach den Erkundigungen des Herrn Dr. Heddäus noch vorhanden, wenn auch selten, in Idar dagegen, wo sie früher nach dem Zeugnis des Herrn Pfarrer Schmidt ausserordentlich häufig gewesen ist, konnte sie nicht mehr gefunden werden. Aus Meisenheim sandte mir schon 1879 Herr A. Giudice, vordem mein Schüler, ein Exemplar. Dort ist die Hausratte noch heute in Menge vorhanden und z. B. auf dem Malzboden der Bonnetschen Brauerei ein ebenso häufiger wie unwillkommener Gast. Weiter aufwärts am Glan ist sie gleichfalls noch vorhanden; in der Gegend von Offenbach kommt sie in den vom Wasser entfernter liegenden Gehöften überall vor. Auch auf der linken Naheseite fehlt sie nicht. So zeigt Herr Pfeifer sie von Gemünden an und berichtet von einem der Kämpfe, die das Tier mit der Wanderratte auskämpft und die allerdings meist mit seiner Niederlage enden. Die Besiegten werden ohne Gnade aufgefressen.

Dass die Verbreitung von Mus rattus auch noch über die Grenzen des Nahegebietes hinausreicht, bestätigt Herr Seminarlehrer Debus in Ottweiler, der mir schreibt, dass das Tier in der ganzen Gegend überall vorkommt.

Wenn es mir nun auch möglich gewesen ist, von einem so grossen Gebiet nachzuweisen, dass das für ausgestorben gehaltene Tier noch vorhanden ist, so stimmen doch alle Beobachtungen darin überein, dass es nicht mehr häufig ist und dass es meist da verschwindet, wo neue Häuser gebaut werden.

In Stromberg ist die Hausratte z. B. im Anfange der siebenziger Jahre noch häufig gewesen, jetzt ist sie daselbst verschwunden. Von dem plötzlichen Verschwinden teilte mir Herr v. Borosini eine interessante Thatsache mit. Er erzählte, dass er stets einzelne Hausratten in seinem Hause gehabt habe, aber vor etwa 4 Jahren hätten sie sich plötzlich so furchtbar vermehrt, dass er sich gar nicht vor ihnen habe retten können, so dass er in verhältnismässig kurzer Zeit 53 Stück geschossen habe. Seitdem seien sie zwar verschwunden, aber es zeige sich jetzt die Wanderratte. Da ich auch aus Langenlonsheim in den letzten Jahren gar keine Hausratten mehr erhalten konnte, so möchte ich fast annehmen, dass die beobachtete auffallende Vermehrung mit der Einwanderung der Wanderratte oder mit einer ausserordentlichen Vermehrung derselben zusammenhängt.

Albinos der Hausratte, die häufig von fahrenden Leuten unter dem Namen Schiffsratte gezeigt werden, scheinen im Gebiete weder gezüchtet zu werden, noch habe ich irgend welche Nachrichten von spontanem Vorkommen erhalten können.

42. **Mus musculus** L., die Hausmaus. Diese bekannteste aller Mäuse fehlt natürlich auch nicht im Nahegebiete, sondern ist hier ebenso wie anderwärts der stete, wenn auch stets unerwünschte Gast des Menschen. Farbenvarietäten sind mir nicht bekannt geworden, Albinos hingegen werden oft von Kindern zum Vergnügen gehalten und kommen auch ab und zu im wilden Zustande vor, z. B. ziemlich regelmässig auf den Speichern des Herrn Stern. Ein Exemplar dieser Art, das mir H. Böhm im Dezember vorigen Jahres brachte, zeigt partiellen Albinismus; es ist ganz reizend weiss- und graugescheckt. Mit Ausnahme eines kurzen weissen Längsstreifens über die Nase, weisser Stirn und Scheitel ist das Gesicht hellmausegrau, ebenso die Ohren, und hinter ihnen noch ein grosser etwas dunklerer Fleck. Die Augen waren schwarz. Der ganze Rumpf ist weiss, nur einzelne unregelmässige dunklere Streifen sind zu bemerken. Der Hinterteil des Rumpfes um die Schwanzwurzel herum ist gleichfalls grau, aber mit einem Stich ins Gelbliche. Ob das Tier als Nachkömmling von entlaufenen Weisslingen, als Rückschlag zur Normalform oder als Blendling zwischen grauen und weissen Formen anzusehen ist, das wird wohl schwer zu entscheiden sein. Vielleicht ist noch eine andere Erklärung möglich. Es erinnert mich das Tier gar so lebhaft an Wiesel, die ich zur Zeit des Ueberganges aus Sommer- in Winterkleid oder umgekehrt gesehen habe und die eine durchaus

ähnliche Verteilung von Braun und Weiss zeigen, wie sie hier in Grau und Weiss vorliegt. Unmöglich wäre es ja wohl nicht, dass auch bei Mäusen ab und zu eine solche Farbenveränderung des Winterkleides vorkäme.

43. **Mus silvaticus** L., die Waldmaus. Der zweifarbige Pelz ist oben braungelblichgrau, unten scharf abgesetzt schmutzig weiss, ebenso die Füsse und die Zehen. Das Ohr von halber Kopfeslänge erreicht angedrückt das Auge. Schwanz von Körperlänge.

Springmaus, Springer, Hupser, das sind die Namen, die sie im Nahegebiete hat, in dem sie überall in buschigen Gärten, an Wegen, an Waldrändern vorkommt. Im Sommer hält sie sich besonders gern in Komposthaufen auf, im Winter kommt sie in die Gebäude. Die hier gebräuchlichen Namen verdankt sie ihrer grossen Gewandtheit und Fertigkeit im Springen; von verschiedenen Seiten ist mir versichert worden, dass sie vorzüglich gern nach dem Gesichte springe.

44. **Mus agrarius** Pall., die Brandmaus. Der Pelz ist dreifarbig. Oberseite braunrot, Rückenlinie schwarz, Unterseite scharf abgesetzt weiss. Das Ohr von drittel Kopflänge erreicht angedrückt das Auge nicht.

Ihre Aufenthaltsorte sind Ackerfelder, auch Waldränder und nicht zu dichte Gebüsche, im Winter auch Scheunen und Ställe. Dass sie im Gebiete vorkommt, kann ich mit positiver Sicherheit nicht behaupten, denn ich habe noch kein Stück daher zu sehen bekommen, und die mündlichen und schriftlichen Nachrichten darüber lassen auch Zweifel zu. Dennoch glaube ich, dass sie vorkommt, wenn auch nur sehr vereinzelt, da ich sie im Nachbargebiet, nämlich in dem Gebüsch am Wege nach der Marienburg bei Bullay an der Mosel gesehen habe, obgleich sie in Schäfers Moselfauna nicht aufgeführt ist, und jenseit des Rheines in Nassau wird sie auch angezeigt.

45. **Mus minutus** Pall., die Zwergmaus. Diese kleinste der wirklichen Mäuse hat einen zweifarbigen Pelz, der meist oben gelblichbraunrot, unten abgesetzt weiss mit weissen Füssen ist. Doch ändert er auch häufig ab, besonders nach Alter und Jahreszeit. Das angedrückte Ohr reicht nicht bis zum Auge.

Auch von dem Vorkommen dieses höchst interessanten Tierchens habe ich aus dem Gebiete noch keinen sicheren Beweis erhalten können, obgleich es doch oberhalb Rüdesheim in Nassau angezeigt wird und in der Mosel- und Saargegend gleichfalls vorkommt. Ich sollte meinen, dass

sie bei ihrer Eigentümlichkeit, kunstvolle Nester in den Getreidefeldern, und zwar oben zwischen den Halmen, oder wenn die Felder an Wälder grenzen, auch oben in den Ginsterbüschen zu bauen, nicht leicht übersehen werden könnte. Und doch sind alle meine Anfragen verneinend beantwortet worden. Nur in der letzten Zeit habe ich einen Anhaltspunkt gefunden, dass sie doch wohl auch bei uns zu finden sein dürfte. Herr Hess, Besitzer der ehemaligen Königsberg'schen Gärtnerei, der früher sehr lange am Niederrhein war und das Tier ganz genau kennt, wie ich zweifellos aus seinen Darstellungen ersehe, behauptet, dass er es in seinem Garten in den Strohmatten, die zum Decken der Gewächshäuser dienen, gesehen habe. Ihrer Eigentümlichkeit, im Winter Scheunen, überhaupt Gebäude aufzusuchen, entspricht die Beobachtung.

---

4. Familie. Arvicolidae, Wühlmäuse.

Der Kopf ist dick und stumpfschnauzig, der Körper plumper als bei der Fam. Muridae. Der kurzbehaarte Schwanz nicht über ²/₃ Körperlänge. Gebiss: $\frac{3-2-3}{3-2-3}$ Der Schmelz bildet auf der Kaufläche der Backenzähne winkelige, schlingenförmige Figuren, die Schmelzschlingen.

Gattung Hypudaeus Illig. Die grossen Ohren von halber Kopflänge ragen deutlich aus dem Pelze hervor; die nackten Sohlen haben 6 Wülste, der zweite untere Backenzahn nur drei Schmelzschlingen.

46. **Hypudaeus glareolus** Wagn. (Arvicola glareolus Schreb.), die Waldwühlmaus oder Rötelmaus. Die Oberseite ist braunrot, seitlich heller, rotgelblichgrau, unten scharf abgesetzt weiss, ebenso Lippen und Füsse, der Schwanz von halber Körperlänge.

Sie hält sich in feuchten Wäldern, bes. an den Rändern in Erdlöchern auf und baut sich aus Gras und weichen Stoffen ein Nest. Trotz ihrer etwas plumpen Gestalt kann sie gut klettern. Wenn sie auch tierische Nahrung am liebsten frisst (Insekten, Würmer, junge Vögel), so treibt sie der Hunger doch auch zur Pflanzennahrung, und bei starker Vermehrung kann sie den jungen Waldkulturen durch Abschälen der Rinde sehr schädlich werden. 1888 und 89 war sie und Arvicola arvalis und agrestis, sowie Mus silvaticus massenhaft vorhanden und zerstörte ausserordentlich viele Buchenpflanzungen.

Gattung Arvicola Kays. u. Blas. Die kurzen Ohren oft im Pelze verborgen; die nackten Sohlen haben 5 oder 6

Wülste; der zweite untere Backenzahn hat fünf Schmelzschlingen.

47. **Arvicola amphibius** Desm., die Wasserratte, Mollmaus, Schermaus. Der erste untere Backenzahn hat 7, der mittlere obere 4 Schmelzschlingen, die hintere Fusssohle 5 Wülste. Der Pelz ist fast einfarbig, oben graubraun bis braunschwarz, bisweilen reinschwarz, nach unten allmählich heller werdend.

Diese typische Form der Wasserratte ist an den Gewässern wohl allenthalben zu finden, wo sie durch ihr Zerwühlen der Ufer zuweilen grossen Schaden anrichtet. Aber auch fern vom Wasser hält sie sich auf, und da ist sie besonders in den Forsten sehr schädlich, nicht allein durch Zerstören vieler Vogelbruten, sondern durch Abbeissen junger Pflanzungen. In und bei Kreuznach habe ich sie in manchen Jahren sehr häufig beobachtet, meist aber Tiere von ganz schwarzer Farbe.

Ausser dieser dunklen Form Ar. amph. kommt noch eine sehr helle Form vor mit rötlichgrauer Ober- und grauweisslicher Unterseite, die var. terrestris (Mus terrestris L.). Von dieser habe ich bis jetzt erst ein einziges Exemplar durch R. Seinecke erhalten, das am Oranienhof gefangen, leider aber so zugerichtet worden war, dass es nicht mehr aufgehoben werden konnte.

48. **Arvicola agrestis** Blas., die Erdmaus. Der erste untere Backenzahn hat 9, der mittlere obere 5 Schmelzschlingen, die hintere Fusssohle 6 Wülste. Der zweifarbige Pelz ist oben dunkelschwärzlichbraungrau, unten grauweiss, ebenso die Füsse.

Bei der Aufführung dieser Art stütze ich mich auf das Zeugnis des Herrn Oberförster Roth, der sie in der Oberförsterei Entenpfuhl beobachtet hat; ich selber habe noch kein Tier aus dem Nahegebiet zu sehen bekommen.

49. **Arvicola arvalis** Selys., die Feldmaus. Der erste untere Backenzahn hat 9, der mittlere obere 4 Schmelzschlingen, die hintere Fusssohle 6 Wülste. Der zweifarbige Pelz ist oben gelblichgrau, unten schmutzig rostweisslich, ebenso die Füsse.

Sie ist die in Deutschland häufigste, überall vorhandene Maus, die durch ihre ungeheure Vermehrung bisweilen zur Landplage wird.

50. **Arvicola subterraneus** Selys., die kurzohrige Erdmaus. Zahnschlingen wie bei A. arvalis, hintere Fusssohle mit 5 Wülsten. Der Pelz ist oben aschgrau mit rost-

farbigem Anflug, unten weisslich, beide Farben allmählich in einander übergehend.

Das auf feuchten Wiesen, in Gemüsegärten, seltener auf Aeckern lebende Tier, das Wurzeln, besonders gern Mohrrüben und Sellerie, als Hauptnahrung nimmt, ist auch bis jetzt noch nicht aus dem Nahegebiete bekannt. Da sie aber bei Metz nicht selten ist, so wäre es doch möglich, dass sie auch bei uns gefunden würde, wenn die Aufmerksamkeit sich mehr auf diese Kleinsäuger richtete.

---

5. Familie. Subungulata, Hufpfötler.

Die Zehen sind mit dicken, stumpfen, hufartigen Nägeln bedeckt.

Gattung Cavia L. Kopf rundlich, mit stumpfer Schnauze, nicht gespaltenen Lippen und kurzen, abgerundeten Ohren. Die Hinterfüsse haben 3, die Vorderfüsse 4 Zehen, die Sohlen sind nackt, der Schwanz fehlt. Gebiss: $\frac{4 \quad 2 \quad 4}{4 \quad 2 \quad 4}$

51. **Cavia cobaya** Marcqr., das Meerschweinchen. Der Pelz dieses aus Südamerika eingeführten Nagers ist weiss, schwarz und rötlichgelb scheckig. Zum Vergnügen wird das Tier mehrfach gehalten; dass sein Fleisch hier gegessen würde, wie das anderswo geschieht, ist mir nicht bekannt geworden.

---

6. Familie. Leporidae, Hasen.

Der Kopf und Körper sind gestreckt, die Ohren sehr lang, der Schwanz sehr kurz. Nagezähne des Oberkiefers gedoppelt. Die längeren Hinterbeine haben 4, die Vorderbeine 5 Zehen.

Gattung Lepus L. Gebiss: $\frac{1+5 \quad \frac{2}{2} \quad 5+1}{5 \quad 2 \quad 5}$

52. **Lepus timidus** L., der gemeine Hase. Das allbekannte Tier lebt einzeln auf Feld, Wiese und Wald und fehlt wohl nirgend im ganzen Gebiete. Im unteren Teile sind auf dem rechten Naheufer mehrfach weisse Hasen erlegt worden.

Von diesem Tiere besitzt die naturhistorische Sammlung unseres Gymnasiums eine höchst eigentümliche, interessante Menstrosität, die vor einigen Jahren bei Winzenheim gefunden und mir gebracht worden ist.

Zwei in der hinteren Hälfte vollständig getrennte Tiere sind mit Kopf und Brust vollständig verwachsen. Demgemäss

sind ausser den beiden Schwänzen, die verhältnismässig bedeutende Länge haben, die Hinterbeine ganz vollständig ausgebildet. Die gleichfalls gut entwickelten Vorderbeine stehen, da die Verwachsung bei der Brust beginnt, sehr weit auseinander. Am Kopfe fehlt natürlich jede Spur einer Ausbildung des Gesichtes, dagegen sind 4 Ohrmuscheln vorhanden, von denen je 2 am Grunde mit den Rändern zusammengewachsen sind, so dass beiden Tieren der Gehörgang gemeinsam war. Am Schädel, der kugelrund ist, finden sich dem entsprechend auch nur die beiden Ohröffnungen. Die Stirnbeine und natürlich alle Gesichtsknochen fehlen gänzlich, die Scheitelbeine sind mit den vorderen Rändern an einander gewachsen, so dass die dadurch entstehende querverlaufende Naht und die Pfeilnaht sich unter rechtem Winkel kreuzen. In der Mitte der Kreuzung ist eine grosse quadratische Fontanelle. Die Schädelkugel hat einen Umfang von 7 cm.

53. **Lepus Cuniculus** L., das Kaninchen. Ausser mit dem französischen Namen Lapin, vielfach in Labbein, Lappein, Lappähr verdreht, oder mit Kanein, bezeichnet man das wilde K. auch wohl als Sandhasen, während das zahme Stallhase oder schlechtweg Has genannt wird, obgleich doch der Unterschied zwischen Hasen und Kaninchen sowohl in der Lebensweise als auch in der Gestalt genügend hervortritt. Die Hauptunterschiede zwischen beiden wurden bereits in der vorstehenden Bestimmungstabelle hervorgehoben. Hier sei noch besonders auf die Körperfarbe hingewiesen. Mit Ausnahme des kurzen, oben schwarzen und unten weissen Schwanzes ist das Tier einfarbig grau, aber diese Grundfarbe wird an einigen Stellen mehr gelbbräunlich oder mehr rostgelb oder auch mehr weisslich. Bei einzelnen Individuen überwiegt nun die Nebenfarbe, und so kommen Tiere von rötlichgelber oder gelbroter Farbe vor. Auch kann sich die graue Grundfarbe ganz ausserordentlich verdunkeln, so dass man bisweilen fast ganz schwarze Tiere zu sehen bekommt. Derartige schwarze Exemplare sind z. B. mehrfach in Langenlonsheim am Saukopf geschossen worden. In Hinsicht der Lebensweise liegt der Hauptunterschied zwischen Hase und Kaninchen in des letzteren Höhlen und unterirdische Gänge grabender Thätigkeit. In einer Gegend, in der es einen Boden findet, der sich dazu nicht eignet, kann es sich nicht gut einbürgern. Wir finden das Tier darum zumeist in den unteren Teilen des Nahegebietes, die noch als zur mittelrheinischen Tiefebene gehörig betrachtet werden können. In den Sandgegenden zwischen Mainz und Bingen, bes. bei Ingel-

heim, am Rochusberge nach Kempten zu, am Sprendlinger Berge und bei St. Johann, am Bosenheimer Berg, überall ist es anzutreffen, und stundenweit gehen von Kreuznach aus Leute mit Säcken und Frettchen versehen dorthin, um die Tiere zu erjagen. Um Kreuznach herum kann man Lapins an vielen Stellen antreffen: in der Gegend der Lohr, in den südöstlichen Bergen, in der Monau, bes. in der Gegend der Kossmannschen Backsteinbrennerei, bei Freilaubersheim, auf dem Kirchhofe, und zwar hier zeitweise in sehr grosser Menge, nach Winzenheim zu, bes. auf dem israelitischen Kirchhofe.

Auch auf dem Rotliegenden sind sie nicht selten, z. B. im unteren Guldenbachthal; die leichte Verwitterungsfähigkeit des meist groben Sandsteins und die oft dicke ihm aufliegende Sandschicht ermöglicht ihnen auch hier das Graben. Wo festerer Felsgrund ihnen das verwehrt, also z. B. auf dem Porphyr, da kommen sie auch nicht vor oder doch nur selten an solchen Stellen, wo sich dickere Schichten Grund, Sand oder Geröll aufgehäuft haben. Weiter als etwa bis Sobernheim scheint das Tier darum auch nicht aufwärts zu gehen; wenigstens sind alle meine Anfragen darnach in jenen Gegenden verneinend beantwortet worden. Ebenso ist es im Meisenheimschen und im Bayrischen nicht vorhanden, mindestens nicht in der Glangegend.

Das zahme Kaninchen wird im ganzen Nahegebiet verhältnismässig selten gehalten, obgleich doch die teuren Fleischpreise einerseits und seine grosse Vermehrungsfähigkeit andererseits wohl darauf hinweisen könnten, zumal im benachbarten Frankreich diese Zucht ganz ausserordentlich stark betrieben wird. Meine Hinweisungen darauf wurden stets damit zurückgewiesen, dass es „ja Ratten“ seien. Ich verstand das erst nicht; später wurde mir klar, dass hier der Volksglaube besteht, wonach Ratten und Kaninchen sich paaren sollen. Da auch Brehm die Sache erwähnt, wenn er auch nicht ausdrücklich die Ratte sondern überhaupt Nager nennt, dazu aber bemerkt, dass alle derartigen Angaben noch der Bestätigung bedürften, so versuchte ich, der Sache auf den Grund zu kommen.

Ueberall, wo ich nachfragte, hiess es, man habe es zwar nicht selber beobachtet, aber richtig sei es, denn der und der habe es gesehen. Aber „der und der“ wusste es auch nur vom Hörensagen. Nur eine Nachricht erhielt ich, die mir auf Thatsache zu beruhen scheint. Herr Jung, ein durchaus zuverlässiger Mann, hat mir erklärt, dass er zweifellos die Paarung gesehen habe. In Kalkofen, einem Dorfe im Alsenz-

gebiete, habe sein Onkel Kaninchen zum Zwecke des Verspeisens gezüchtet, infolge dieser seiner Beobachtung aber seien sie abgeschafft worden. Leider weiss er nun nicht, ob Nachkommen und was für welche erzielt worden sind.

II. **Ungulata,** Huftiere.

5. Ordnung. **Artiodactyla,** Paarzeher.

Die Füsse enden mit einem oder zwei Paar Zehen, von denen meist nur das mittlere den Boden berührt.

1. Familie. *Suina*, Schweine.

Der zugespitzte Kopf geht in eine stumpfe, rüsselartige Schnauze aus, die an der nackten Vorderseite von den Nasenlöchern durchbohrt ist. Im Gebiss sind die nachwachsenden Eckzähne (Hauer) stark entwickelt und nach aussen und oben gekrümmt.

Gattung Sus L., Schwein.

Zahnformel: $\frac{3+4 \quad 1 \quad 6 \quad 1 \quad 4+3}{3+3+1 \quad 1 \quad 6 \quad 1 \quad 1+3+3}$ Der erste untere Backenzahn ist durch eine Lücke von den anderen getrennt.

54. **Sus scrofa** L., das *Wildschwein*. In früherer Zeit war es eine grosse Plage des Landmannes. Da es in den grossen Wäldern in Menge vorhanden war, so wurden ganz besonders die Gemeinden heimgesucht, die in der Nähe des Waldes liegen; ihre Aecker wurden des Nachts durch Zerwühlen oft ganz und gar vernichtet. Seit aber in Preussen jeder Forstbeamte für jedes im Winter erlegte Stück eine Prämie von 15 Mk., im Sommer von 22 Mark erhält, hat die Zahl ganz erheblich abgenommen. Kamen diese Borstentiere früher doch so nahe nach Kreuznach heran, dass sie nicht weit von der Gans geschossen werden konnten! Und jetzt treiben sich in den Oberförstereien Neupfalz und Stromberg nur noch im ganzen etwa 3—5 Tiere vereinzelt umher, während in der Mitte der achtziger Jahre daselbst überhaupt keine mehr vorgekommen sind. Im Binger Walde aber wurde im März 1887 eine Sau von 200 Pfund erlegt. Im oberen Gebiete ist Schwarzwild wohl noch Standwild, aber doch auch nicht mehr in erheblicher Zahl. Dass, wie es im Jahre 1878 in der Oberförsterei Entenpfuhl geschah, in $1^1/_2$ Monaten 19 Stück geschossen werden

können, kommt wohl kaum noch vor, ebenso wohl schwerlich, dass eine Gemeinde durch ein Rudel von 10 Stück beim Mittagessen gestört wird, wie es im November 1877 bei Baumholder in der Nähe von Ausweiler passiert ist.

55. **Sus scrofa domesticus,** das Hausschwein. Im grossen und ganzen sind die zahmen Schweine in Farbe und Körpergestalt sehr übereinstimmend, meist schmutzigweiss, auch schwarzgescheckt. Aus Elsass-Lothringen werden durch die Händler auch schwarz- oder rötlichgefleckte eingeführt. Dort und in den oberen Gebietsteilen, z. B. im Kreis St. Wendel und im Oldenburgischen, wird die eigentliche Zucht der Schweine noch mehr betrieben als weiter unten, denn da ist noch mehr Gemeindeödland vorhanden als hier, auf das die jungen Tiere getrieben werden können, ehe sie das Alter erreichen, in dem sie sich zur Mast eignen. Allein im Fürstentum Birkenfeld gab es 1883 443 Zuchttiere. In den unteren Gegenden sieht man aber kaum noch grössere Schweineherden. Jeder kauft sich nach seinem Bedarf vom Händler oder auf den Schweinemärkten junge Tiere in dem Alter, in dem sie sich zum Einstellen zum Zwecke der Mast eignen. Am liebsten werden zur Mast nun entweder Tiere der Glanrasse oder der Hunsrücker Rasse genommen. Erstere ist kenntlich an dem längeren, mehr seitlich zusammengedrückten, daher höheren Rumpfe; meist ist der Kopf und die Schwanzgegend schwarz gefärbt und die Ohren hängen als „Schlappohren“ herunter, die man „je länger je lieber“ sieht. Die Tiere der Hunsrücker Form zeichnen sich dagegen durch einen kurzen, gedrungenen, im Querschnitt fast kreisförmigen Körper aus und haben kürzere, nur wenig hängende Ohren.

Welche volkswirtschaftliche Wichtigkeit das Schwein hat, davon geben am besten einige Zahlen Zeugnis, die durch die Zählung am 10. Januar 1883 gewonnen worden sind. Darnach waren damals vorhanden in dem preussischen Anteil des Gebiets 23 112 Stück, im hessischen 3346, im bayrischen 3970 und im Fürstentum Birkenfeld 6441 Stück, zusammen 36 869 Stück Schweinevieh.

Bei einem Tiere, das im Haushalte des Menschen eine so wichtige Rolle spielt, wie das Schwein, ist es natürlich, dass man auf seine körperliche Ausbildung grosse Sorgfalt verwendet und seine Entwickelung mit der grössesten Aufmerksamkeit verfolgt. Das spricht sich beispielsweise darin aus, dass man derartige Tiere nach ihrer verschiedenen Ausbildung auch mit verschiedenen Namen belegt. Kaum bei einem ist mir das so aufgefallen, wie gerade beim Schwein,

bei dem ich hier eine ganze Anzahl in anderen Gegenden nicht gebräuchlicher Benennungen gefunden habe. Gleich nach der Geburt nennt man das Tier Ferkel — Freckel oder Frickel sagt der Hunsrücker —, und zwar so lange es nur Muttermilch bekommt, Spanferkel*). Ist es ein Vierteljahr alt, so heisst es etwa 3 Monate lang ein Läufer, ist es weiblich auch wohl ein Leschen**). Aeltere Tiere sind in manchen Gegenden schlechtweg Sauen, an sehr vielen unterscheidet man aber beim weiblichen Tier noch zwischen Loos und Mok. Die Grenze für beide Benennungen bildet die erste Paarung, so dass der Ausdruck Mok oder Muck ein Mutterschwein bedeutet, und zwar sowohl ein trächtiges als auch ein solches, das geworfen hat. Dieser Unterschied der Bezeichnung ist übrigens nicht allen mehr bewusst, die diese Worte gebrauchen; viele kennen ihn überhaupt nicht und halten beide Wörter für gleichbedeutend mit Sau. Die Formen Mok und Muck sind ortschaftlich verschieden. Eine Grenze dafür zu finden, ist mir noch nicht gelungen, sondern es scheinen mir die Mokorte und die Muckdörfer regellos durcheinander zu liegen; viele giebt es auch, in denen beide Formen nebeneinander gebräuchlich sind.

Unter den verschnittenen Schweinen bezeichnet man die männlichen mit Barg, auch Barch und Barig, die weiblichen sind Gelse (Gelze, Gilze), von welch letzterem Worte in manchen Gegenden, z. B. Finkenbach, auch der Namen des Schweineschneiders oder „Säuschnitters“, nämlich „Gelzer“ abgeleitet ist. Das alte männliche Tier heisst wohl überall Eber.

---

2. Familie. Cavicornia, Hohlhörner.

Auf dem kegelförmigen Stirnzapfen sitzen, ihn scheidenartig umfassend, kegelförmige, nicht jährlich abfallende Hörner. Im Oberkiefer fehlen sowohl die Vorder- als die Eckzähne, letztere auch unten. Gebiss: $\frac{6\;0\;0\;0\;6}{6\;0\;8\;0\;6}$

Gattung Bos L. Beide Geschlechter tragen drehrunde Hörner mit glatter Spitze und geringeltem Grunde. Die breite Nasenkuppe ist nackt und meist feucht.

56. **Bos taurus** L., das Rind. In Bezug auf Körpergestalt, Farbe, Grösse und Form der Hörner sind die Indi-

*) Der Namen für das zur Zeit des Federweissen so beliebte Gericht, die Spansau, mag wohl damit zusammenhängen, dass die kleineren Tiere nicht ausreichen mögen, so dass zu grösseren geschritten werden muss!

**) Diminutivform von Loos.

viduen dieses überall bekannten Haustieres sehr verschieden. Die im Gebiete gezüchteten Tiere gehören aber hauptsächlich zwei Rassen an, der Donnersberger und der Glanrasse. Die erstere enthält schweres, starkknochiges Vieh mit langem Kopf, dünnem Hals von meist eintönig gelber Färbung, die teilweise zu brauner, teilweise zu weisser hinneigt. Das helle Maul, die schlanken, sehr hellen Hörner mit dunkler, auch wohl gelber Spitze sind gute Kennzeichen. Kühe von 8, Ochsen von 10 Ctr. sind nicht selten. Das durchschnittlich leichtere Glanvieh hat einen gedrungenen Bau mit feinen Knochen, kurzem breiten Kopf, starker Wamme. Es ist meist gleichmässig gelb oder isabellfarben; Maul, Zunge und Gaumen sind hell, die Hörner weissgelb mit dunkler Spitze, die Klauen dunkel. Bei beiden Rassen stehen die Hörner am Grunde rechtwinklig ab, sind leicht rück- und aufwärts und mit der Spitze nach vorn gebogen. Das Durchschnittsgewicht der Kühe ist 5—6, der Ochsen 6—8 Ctr.

Im Birkenfeldschen zieht man ferner grosses Vieh mit kurzem, dickem Kopfe, grossen, mehr horizontal liegenden Ohren und nach aussen, zuletzt nach vorn gebogenen Hörnern. Die Farbe ist braun oder rotbraun, sehr oft weiss und braun gescheckt. Ausserdem kommt noch die minderwertige Landrasse vor, die kleinere Tiere mit schmalem Halse, hohen Beinen und meist rötlichbraunem struppigen Haar, selten ganz dunkele oder weiss und rotbraun gescheckte Tiere enthält. Ganz schwarze oder schwarz und weiss gescheckte Tiere sind selten; sie deuten auf Abstammung von der niederländischen Rasse, dunkelbraune mit weisslichem Aalstrich auf dem Rücken auf Herkunft von der Allgäuer Rasse. Natürlich giebt es nun auch vielfach Mischlinge zwischen diesen verschiedenen Rassen und auch noch mancherlei durch Einführung fremden Blutes entartete Tiere.

Im ganzen ist der Rindviehstand ein sehr bedeutender. Im Jahre 1883 zählte man 128 690 Stück, wovon auf bayrischen Anteil 13 654, auf hessischen 11 002, auf Birkenfeld 17 589 und auf die vier meistbeteiligten preussischen Kreise 86 445 Stück kommen.

Nach dem verschiedenen Lebensalter und Geschlecht hat man in unseren Gegenden folgende Benennungen. Das eben geborene Junge ist bis etwa zur 7. Woche ein Kalb (♂ Ochsenkalb, ♀ Kuhkalb). Darnach, wenn es nicht mehr bloss Muttermilch erhält, heisst es etwa bis zum 4. Monat Reibling oder Stockkalb. Bis zur ersten Paarung heisst nun das weibliche Tier Rind, nach derselben Kalbin; nach dem

Kalben ist es eine Kuh. Das nicht zur Zucht bestimmte männliche Tier ist bis zum vollendeten Zahnwechsel, also bis zum 4. Jahre ein Stier, später nennt man es Ochs; das zur Zucht bestimmte aber ist vor dem Abzahnen ein Farrenrind; nach der vollen Geschlechtsreife nennt man es Farren, Fassel, auch wohl Farrochs, Fasselochs oder Bulle.

Gattung Ovis L., Schaf. Die querrunzeligen Hörner, die dem Weibchen meist fehlen, sind am Grunde von vorn nach hinten zusammengedrückt und nach hinten und auswärts spiralig gewunden. Nasenkuppe behaart.

57. **Ovis aries** L., das Hausschaf. Die Schafzucht ist auf die höher liegenden Teile des Gebietes beschränkt, wo noch ausgedehnte Weiden vorhanden sind; nur im preussischen Kreise Simmern und St. Wendel und in Birkenfeld ist sie bedeutend. Während im Jahre 1883 in dem ersten 11 772, im zweiten 8230 und in Birkenfeld 5189 Stück verhanden waren, zählte man im Kreise Kreuznach nur 858, in Meisenheim 651, im bayrischen Teile 1809 und im hessischen nur 332 Stück.

Gattung Capra L., Ziege. Die etwas querrunzeligen Hörner sind am Grunde von der Seite her zusammengedrückt, haben einen Kiel und sind sichelförmig gebogen.

58. **Capra hircus** L., die Hausziege. Für einen kleinen Haushalt auf dem Lande, vielfach auch in der Stadt, ist in unserer Gegend eine Ziege ein wesentlicher, kaum zu entbehrender Bestandteil, der die Kuh Wohlhabenderer ersetzt. Man nennt das nützliche Haustier hier durchweg Geis, vielfach auch Bitsch, das junge Tier Zickel.

Eine Gegend, in der die Zucht des Tieres besonders stark betrieben wird, ist wohl im Gebiete kaum vorhanden, wenngleich ab und zu in den Gegenden, wo man noch Schweine- und Schafherden sieht, diesen auch mitunter kleine Herden Ziegen beigesellt sind. 1883 belief sich der Ziegenbestand auf 19 884 Stück, wovon verhältnismässig der grösste Anteil mit fast 5000 Stück auf den Kreis Kreuznach kommt.

Was die Farbe unserer Ziegen anbetrifft, so ändern sie darin sehr ab; weisse und dunkelgraue mit rötlichem Anflug sind wohl am häufigsten zu finden. Auch in Bezug auf ihre Grösse und auf die der Hörner ist viel Verschiedenheit zu finden; letztere fehlen oft ganz.

3. Familie. Cervina, Hirsche.

Auf dem kurzen, walzenförmigen Stirnzapfen sitzen verästelte Geweihe (jedoch fast nur beim ♂), die alljährlich abgeworfen und erneuert werden. Im Gebiss fehlen die vorderen Schneidezähne und meist auch die Eckzähne.

Zahnformel: $\frac{6 \quad 0 \; \overset{(1)}{0} \; 0 \; \overset{(1)}{0} \quad 6}{6 \quad 0 \quad 8 \quad 0 \quad 6}$

59. **Cervus elaphus** L., der Edelhirsch. In den Gebirgswäldern des oberen Nahegebietes ist er noch häufig, auch im Soonwald. Weiter unten kann man Rotwild wohl kaum noch zum Standwild rechnen, wenn es auch im Winter oft herunter kommt, sobald der Schnee oben zu hoch liegt, so dass es dort keine Nahrung finden kann. Zuweilen geschieht dies auch im Sommer, des reichlicheren Futters wegen. In den Gemeindewaldungen von Sobernheim, von Kreuznach (Gauchsberg), ebenso in den um Stromberg herum gelegenen, z. B. bei Dörrebach und Seibersbach kann daher mancher Hirsch erlegt werden.

In den Waldungen der rechten Naheseite giebt es gar keine Hirsche mehr, nicht einmal mehr am Donnersberge.

60. **Cervus capreolus** L., das Reh. Es lebt zu Paaren in den weniger dichten Wäldern des ganzen Gebietes und hält sich gern an den Waldrändern auf. Bei Kreuznach war es auf der Haardt früher viel häufiger als jetzt; vor etwa 10—12 Jahren hat eine Seuche den dortigen Rehbestand ganz ausserordentlich vermindert, so dass man jetzt den Anblick des so gern gesehenen Tieres nur noch selten haben kann. Die Tiere kamen damals des Nachts immer herunter zur Nahe und fast jeden Morgen konnte man einige verendete oder mit dem Tode kämpfende Tiere am Ufer finden. Auch oben auf der Haardt wurden mehrfach eingegangene Tiere gefunden, und Jahre lang hinterher noch wurden mir von den Schülern von daher Rehschädel gebracht. Im allgemeinen hat jedoch eine sorgfältige Schonung fast überall dahin geführt, dass sich dieser reizende Waldbewohner im letzten Jahrzehnt bedeutend vermehrt hat. Ein Beispiel dafür bietet der Langenlonsheimer Wald, in dem das Reh bis 1875 gänzlich fehlte und in dem 1890 acht Böcke erlegt werden konnten.

---

6. Ordnung. **Perissodactyla,** Unpaarzeher.

Die Füsse enden mit einer ungeraden Zahl von Zehen.

Gattung Equus. Es ist nur eine einzige Zehe vorhanden, die mit einem Huf umkleidet ist. Gebiss: $\frac{6\ 1\ 6\ 1\ 6}{6\ 1\ 6\ 1\ 6}$

61. **Equus Caballus** L., das Pferd. Nach der Zählung von 1883 waren im ganzen Gebiete 12 044 Stück vorhanden. Von dieser grossen Anzahl sind aber die allerwenigsten Eingeborene; es werden hier nur äusserst wenige gezüchtet, sondern die meisten aus Luxemburg und Belgien eingeführt. Besonders kommen dorther die schweren Arbeitspferde. Die meisten der bei uns vorhandenen Pferde dürften wohl auf dem Pferdemarkt zu Kreuznach gekauft worden sein, der einer der bedeutendsten des ganzen Rheinlandes ist. Nach den polizeilichen Zählungen wurden z. B. im Jahre 1890 die 27 Viehmärkte von 5637 Pferden beschickt, eine Zahl, die hinter der Richtigkeit sicher noch weit zurückbleibt, da sie nur die in den Ställen untergebrachten Tiere angiebt und solche, die überhaupt nicht eingestellt wurden, ausser Acht lässt.

62. **Equus asinus** L., der Esel, ist ein in unserer Gegend sehr seltenes Tier. 1883 wurden im ganzen Gebiete nur 32 Stück gezählt, wovon die Mehrzahl, nämlich 18 Stück, dem kleinen oldenburgischen Gebietsanteil angehörte. Daher kommt es, dass der bei weitem grösste Teil der Bewohner dies sonst so bekannte Grautier noch nicht gesehen hat und dass, wenn einmal ein Esel durch ein Dorf kommt, die ganze Bevölkerung, Alt und Jung, zusammenläuft und das Wundertier betrachtet.

Noch seltener als der Esel selber ist der Blendling dieser und der vorhergehenden Art, das **Maultier** (Asinus vulgaris mulus oder Equus asinus × caballus). Nur in dem Fürstentum Birkenfeld waren bei der letzten Viehzählung 4 Stück und im Kreis St. Wendel eins vorhanden, während bekanntlich in den benachbarten Orten jenseit des Rheines, in Rüdesheim und Assmannshausen, dieses Tier vielfach als Reittier nach dem Niederwalde gehalten wird. Seit die Niederwaldbahn besteht, hat auch dort der Bestand an Mauleseln bedeutend abgenommen.

Ar

Zusätze zum I. Teil.

A. Zu den Fischen.

Auf Seite 6 vor 2. Ordnung Anacanthini ist einzufügen:

Gasterosteus aculeatus L., der gemeine Stichling. Dies kleine, durch seinen Nestbau so bekannte Fischchen, nach dem ich viele Jahre eifrigst in unseren Gewässern ohne Erfolg gesucht hatte, gehört doch zu unserer Fischfauna. Bei einer Besichtigung der Naturalien, welche die Sammlung der Realschule in Bingen enthält, fand ich ein Fläschchen mit Stichlingen, und mein freundlicher Führer, Herr Realschullehrer Jaeger, sagte mir, dass er dieselben von einem Schüler erhalten habe. Der Fundort ist der Mühlengraben bei Büdesheim, dem letzten Dorfe auf der rechten Naheseite, von woher Herr Jaeger das Tierchen alljährlich lebend für seinen Unterricht erhält.

Tinca vulgaris. Die „seit 1881 fast gar nicht mehr vorgekommene“ Schleihe sah ich nach der furchtbaren Ueberschwemmung vom 24. Januar 1890 in mehreren Exemplaren, darunter eins von 35 cm Länge, in Gruben, die das Wasser in der Nähe des Oranienhofes ausgehöhlt hatte. In ihnen waren nach dem Fallen des Wassers viele Fische zurückgeblieben, so dass mit grossem Erfolg hier gefischt wurde.

Alburnus bipunctatus. Im August 1890 erhielt ich ein Exemplar mit einer sehr eigentümlichen Seitenlinie. Die Länge des Tieres vom Anfange der Schwanzflosse bis zum Kiemendeckel beträgt $6^1/_2$ cm. Das hintere Drittel der Seitenlinie geht parallel mit dem Bauchrande, das mittlere macht einen grossen, oben offenen Bogen, dessen Anfang durch ein, dessen dem Rücken sehr nahes Ende durch 2 Paar grosse schwarze Flecken bezeichnet ist. Im vorderen Drittel ist die Seitenlinie deutlich doppelt vorhanden. So ist die Form der S. aber nur auf der rechten Körperseite, auf der linken ist sie mit Ausnahme einer ziemlich grossen hakenförmigen Krümmung normal.

B. Zu den Amphibien.

Pelobates fuscus. Die Beobachtung von A. Pfeifer bezieht sich auf Bufo variabilis.

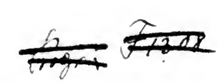
Alytes obstetricans. Meine Beobachtungen inbezug auf die Zahl der Eier eines Geleges sind inzwischen durch Melsheimer bestätigt worden. Siehe Verhandlungen d. naturhist. Vereines d. preuss. Rheinlande u. Westfalen, Band 46.

Rana esculenta. Bei der Nebeneinanderstellung der Hauptmerkmale der beiden Varietäten habe ich vergessen zu erwähnen, dass auch in der Farbe der Schallblasen ein gutes Unterscheidungszeichen zu finden ist. Sie sind bei dem Wasserfrosch weiss, beim Seefrosch grau oder fast schwarz. Ausserdem ist die Laichzeit verwechselt, die beim Seefrosch etwa 14 Tage früher ist als beim Teichfrosch, bei dem sie erst Anfang Juni eintritt.

Mein Freund Wolterstorff, der im vorigen Jahre die Gegend um Kreuznach nach Fröschen abgesucht hat, machte mich darauf aufmerksam, dass die typische Varietät von ihm nur auf den Bergen, nicht unten im Thal gefunden wurde.

Rana arvalis. 1889 habe ich unter mehreren Exemplaren von Rana fusca, die ich mir als Futter für meine Schlangen von Theodorshall hatte bringen lassen, ein ganz zweifelloses Exemplar des Moorfrosches erhalten, das auch Wolterstorff als solchen anerkennen musste. Meine Seite 39 ausgesprochene Hoffnung, ihn noch im Gebiete zu finden, hat sich also erfüllt. Auffallend ist mir nur, dass ich bisher noch kein zweites zu dieser Art gehörendes Tier habe finden können.





Ueber die

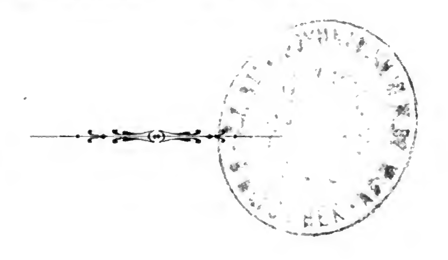
Verwendung römischer Münzen

im Unterricht.

Von

Professor Dr. Otto Kohl.

Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Kgl. Gymnasiums
zu Kreuznach. Ostern 1892.



1892. Programm Nr. 446.

Kreuznach.
Buchdruckerei R. Voigtländer.
1892.



Inhalt.

Abkürzungen.

Mo. = Mommsen, Gesch. d. r. Münzwesens. Die zu Mo. gesetzten Zahlen bezeichnen die Nummern der Consularmünzen, die zu Mo. S. gesetzten die Seiten.
Mo. Bl. = Mommsen-Blacas.
Co. = Cohen, teils Consular-, teils Kaisermünzen.
Ba. = Babelon.
Fr. S. = Friedländer-Sallet: Das Kön. Münzkabinett.
fr. = franc, francs.
B. = Billon. (s. Seite 8. 9.)
Gr.-Br. = Grossbronze.
M.-B. = Mittelbronze.
Kl.-Br. = Kleinbronze.
A. = Avers, Kopfseite, Vorderseite.
R. = Revers, Kehrseite, Hinterseite.
Die einfachen Zahlen bezeichnen die Jahre vor und nach Christi Geburt.

Berichtigungen.

Auf Seite 8 sind unter Triens, Quadrans und Sextans die dicken Punkte nicht gleichmässig zum Vorschein gekommen, und der eine unter Uncia gar nicht.

Auf Seite 8. 9 muss es Zeile 27 heissen: noch nicht immer unter Augustus, Tiberius, Caligula, Claudius.

Auf Seite 10 muss hinter Eckhel „D. n. v.“ stehen: Quart, ohne Abbildungen, mit Ausnahme der falschen Münzen, I Proleg. gener. 1792. — V—VIII De moneta Romanorum 1795—1798. Das Nähere s. S. 47.



Innerhalb des vom **Königl. Kultus-Ministerium** veranstalteten ersten archäologischen Pfingstkursus der Rheinprovinz wurde in Trier auch ein Vortrag über römisches Münzwesen von Prof. Hettner gehalten, welcher zugleich die im dortigen Museum befindlichen Münzschätze zeigte und erklärte, sowie auch eine Anleitung gab, wie römische Münzen nach Cohen zu bestimmen seien[1]. Welche Frucht ein solcher Vortrag hat, zeigt unter anderem das Programm des Warendorfer Gymnasiums 1891, in welchem Prof. A. Buschmann berichtet, wie er in Folge jener Anregung ein Museum für das dortige Gymnasium gegründet und insbesondere, wie es scheint, Münzen gesammelt hat. Derartige Schulmuseen sind nun allerdings auch vor den archäologischen Kursen an verschiedenen Orten eingerichtet worden, wie z. B. in Eisenach von dem im Gebiete des die Antike betreffenden Anschauungsunterrichtes besonders rührigen R. Menge, und die Programme verschiedener Gymnasien berichten den jährlichen Zuwachs an Photographieen, Münzen u. a., bei Münzen meist je nach den Geschenken ein buntes, unvollständiges Durcheinander. Anderwärts sorgen historische Vereine für entsprechende Sammlungen ihres Gebietes, wie das hier in Kreuznach der Fall ist, und es kommt darauf an, ob ein Lehrer die betreffende Sammlung für die Schüler nutzbar macht. Wenn in einer mittleren oder kleineren Stadt einmal eine öffentliche Sammlung, die weiter vermehrt wird, vorhanden ist, wird die Anlage eines besonderen Schulmuseums eine unfruchtbare Zersplitterung hervorrufen; ja es kommt vor, dass Stadt, historischer Verein und Schule sich um gemeinsam interessante Dinge den Rang streitig machen und einen historischen Gegenstand, ein Buch unnötiger Weise dreifach anschaffen oder die Beschaffung eines anderen Gegenstandes durch die Konkurrenz unnötig verteuern. Privatsammlungen sind nicht immer leicht für die Schule zugänglich zu machen; und wenn die Betrachtung gern gewährt wird, wie mir und meinen Schülern hier früher

[1] J. Hoeveler im Programm des Kölner Kaiser Wilhelm-Gymnasiums 1891.

die Betrachtung der jetzt dem Weimarer Gymnasium[1]) gehörenden sehr reichhaltigen Sammlung römischer und auch griechischer Münzen, so will meist der Besitzer nach seinen Ideen und Liebhabereien seine Sammlung zeigen, namentlich die Seltenheiten, und der Lehrer kann das für die Schule Wertvollste nicht so, wie er möchte, heraus heben, teils weil ihm durch die Gefälligkeit und die Selbständigkeit des Besitzers die Hände gebunden sind, teils weil er nicht im Stande ist, die fremde Sammlung selbst gründlich zu durchmustern. Besonders anerkennenswert ist die Freundlichkeit der Besitzer, welche im allgemeinen Interesse ihre persönliche Sammlung einem Verein zur Verfügung stellen, wie z. B. in Barmen, Krefeld, Worms. Es kommt aber auch vor, dass in einer Stadt ein Privatinhaber eine schöne Sammlung besitzt, ohne dass der betreffende Verein oder ein Lehrer Kenntnis davon hat; kam es doch vor, dass eine aus dem Besitz des hiesigen antiquarisch-historischen Vereins zusammengestellte übersichtliche Sammlung römischer Münzen von einem Museumsverein einer grossen Stadt erworben werden sollte und der Kaufmann, dessen gütige Unterstützung zum Ankauf nachgesucht wurde, eine eigene grosse Sammlung solcher Münzen vorwies und nun dem Museum zur Verfügung stellte.

In richtiger Erkenntnis der allgemeinen Sachlage hat das Königl. Ministerium des Kultus überall eine Zusammenstellung aller öffentlichen und privaten Sammlungen vornehmen lassen, und es sind dadurch Schätze ans Tageslicht gezogen, bez. für allgemeine Interessen zugänglich geworden, die früher einen Einzelnen oder auch niemand erfreuten, oder in die Hände eines ins Ausland befördernden Händlers übergegangen wären. Aber selbst nach jener ersten Aufnahme ist der eben erwähnte Fall vorgekommen, und mein vorliegendes Schriftchen soll gerade mit dazu anregen, dass Lehrer an den höheren Lehranstalten sich im Interesse der Schule um solche Sammlungen bekümmern und ihnen nachspüren, sowie auch dafür wirken, dass auf Grund kleiner, vorhandener Bestände geordnete Sammlungen geschaffen werden. Es gilt hier verborgene Schätze ans Licht zu ziehen, andererseits aber auch schlummernde Kräfte zu wecken und im Dienste der Schule nutzbar zu machen. Zum Schlummer verführt teils die Bequemlichkeit, teils auch die Unkenntnis und das Unvermögen, sich in einen weitaussehenden Gegenstand autodidaktisch einzuarbeiten. Geschieht es doch, dass, wo Samm-

1) Die bedeutendste Sammlung der Art besitzt wohl das Gymnasium zu den Schotten in Wien.

lungen zugänglich sind, doch der Besuch nur zufällig ist und die Schüler gar nicht durch Lehrer zum Sehen hingeführt, bez. zum wirklichen Beobachten angeleitet werden. „Was sich am Ort befindet, kann ja immer betrachtet werden; es läuft nicht fort"; damit wird mancher Besuch hinausgeschoben; ich machte die Erfahrung, dass ein sehr tüchtiger Leiter einer grösseren humanistischen Anstalt, als ich die fürstliche, reiche Sammlung der in der Gegend gefundenen römischen Altertümer bei meiner gelegentlichen Anwesenheit besichtigen wollte, sich mir anschloss, um zum ersten Male nach einem Aufenthalt von einigen Jahren die Sammlung selbst anzusehen, zu der er nun auch die Primaner führen wollte; sonst würde er, wie er sagte, vielleicht nie hingekommen sein.

Andererseits ist die Mehrzahl der älteren philologischen Lehrer nicht archäologisch geschult; in Halle zum Beispiel war bis Anfang der siebziger Jahre für Studenten so zu sagen gar keine Anschauung vom klassischen Altertum geboten, während der dortige historische Verein schon eine schöne Sammlung vaterländischer Altertümer erwarb und in Jena und Leipzig Säle mit Gypsabgüssen und entsprechende Dozentenvorträge den Studenten in die Archäologie einführten. Hier hat das Königl. Kultusministerium in dankenswertester Weise die archäologischen Ferienkurse eröffnet, zu denen sich mehr Lehrer melden als angenommen werden können.

An dieser Stelle nun möchte auch meine kleine Schrift über die Verwendung römischer Münzen im Unterrichte und die Sammlung bez. Auswahl solcher für Unterrichtszwecke einsetzen. Denn einerseits erhalten viele Kollegen jene mündliche Anregung durch die Pfingstkurse nicht, und andererseits reicht ein Vortrag, in kurzer Zeit zwischen so vielen anderen interessanten Gegenständen hastig vernommen, nicht aus, wenn nicht hinterher ein eigenes Studium folgt. Da aber bei der grossen Zahl der Gegenstände dies nur teilweise ein eingehendes sein kann, auch gar nicht mehr zu sein braucht, so möchte ich für das Gebiet der römischen Münzen in die Lücke treten, nicht dass ich eine Geschichte des römischen Münzwesens geben wollte, sondern dass ich für die Kollegen, die mit römischen Münzen noch nicht vertraut sind, eine Zusammenstellung gebe, welche Münzen aus der grossen Masse besonders den Schülern gezeigt zu werden verdienen, und welche überhaupt gezeigt, bez. beschafft werden können. Und so komme ich auf die Mittel der Anstalten zu sprechen, welche in der Regel nicht gross sind, und muss es den einzelnen überlassen, wie

viel oder wie wenig sie aus der von mir gebotenen Zahl anschaffen können, und wie erfinderisch sie sind in der Heranziehung zum Schenken von Münzen oder zur Flüssigmachung von Geldern, wie es z. B. Direktor Guhrauer (Programm, Wittenberg 1891) schildert. Es wird im Verlauf der Arbeit vielleicht manchen stören, wie immer die Preise angegeben und eventuell Münzen als zu teuer bezeichnet oder viele deshalb gar nicht erwähnt werden. Allein soll das Schriftchen praktisch wirken, so muss dieser Punkt zu meinem eigenen Bedauern gerade eingehende Berücksichtigung finden[1]).

Andererseits bin ich mir bewusst, dass das gewählte Gebiet ein nicht grosses und immerhin nur nebengeordnetes für Schulzwecke bildet. In Oesterreich gehörte zur Zeit Josephs II. Numismatik mit Archäologie zu den ordentlichen Unterrichtsgegenständen der humanistischen Anstalten unter Zugrundelegung des „kleinen Eckhel" (Anfangsgründe zur alten Numismatik 1787 = Auszug aus dem grösseren Werke). Man hatte damals noch keine Photographieen und andere billigen Abbildungen grösseren Formates. Wo man jetzt von grossen Gegenständen, Statuen, Tempeln und Palästen, grosse Abbildungen hat, sind diese gewiss den Münzen mit ihren kleinen Abbildungen vorzuziehen. Und ich setze voraus, dass jedes Gymnasium ausser verschiedenen Werken mit Abbildungen eine Reihe grösserer Bilder und Photographieen sich angeschafft hat. Aber es giebt neben diesen noch eine kleinere Reihe von Gegenständen, die nur auf Münzen vorkommen. Da könnten ja auch, wird man mir einwerfen, die Abbildungen ausreichen, wie sie in den römischen Geschichten von Duruy-Herzberg, Roth, Jäger (Weltgeschichte), in der Sammlung von Baumeister (Denkmäler des klassischen Altertums, bez. Bilderhefte) und in den Büchern über Antiquitäten von Rich, Guhl und Koner, Seemann und anderen geboten sind. Aber einmal sind diese Darstellungen so klein, dass der Schüler eben an den Nachbildungen derselben wenig Gefallen findet, und dann sind die Münzen diejenigen antiken Gegenstände, die im fernsten Osten und Norden von Deutschland fast eben so billig zu haben sind, wie in unsern ehedem von den Römern bewohnten Rheinlanden. Was kann man denn für römische Originale im Osten und Norden erwerben? Römische Gefässe, gestempelte Ziegeln, terra sigillata, fibulae und einige andere kleinere Altertümer sind nicht so

[1]) Ich gebe die Preise nach Cohen in Franks (fr.) an. In Deutschland entsprechen diesen meist ebensoviel Mark. Die Preise aus den verschiedenen Katalogen der deutschen Münzhändler auszuziehen und ein mittleres Mass zu bestimmen, ist zu mühsam. Uebrigens mag man immer nur „gute" oder „sehr gute" Exemplare von Münzen sich schicken lassen.

leicht und in richtiger Wahl und echt[1]) zu haben, auch immer nur aus der Zeit der Berührung der Römer mit den Deutschen. Aber Münzen, das sind die Originale, welche in die Zeiten der römischen Republik hineinreichen, mit denen sich doch die Gymnasien vorzugsweise beschäftigen; sie sind klein, sehr klein, aber auch dauerhaft und fast die einzigen Originale, welche einst bei den Römern selber von Hand zu Hand gegeben wurden und jetzt überall sich beschaffen lassen, sodass sie den Gymnasiasten wieder in die Hand gegeben werden können; es sind Originale, welche, ganz abgesehen von dem Münzwesen selber, manche Seite des römischen Kulturlebens, manche Stellen der römischen Schriftsteller veranschaulichen[2]). Ihre Betrachtung endlich leitet zu genauer Beobachtung und zu Kombination an, indem zugleich allgemein der geschichtliche Sinn gestärkt wird. Hierbei will ich gleich bemerken, dass ich von den römischen Münzen ohne Inschrift nur solche, die in Rom geprägt sind, anführe und von den andern nur solche mit lateinischer Inschrift, welche teils in Rom, zu einem kleineren Teile während der republikanischen Zeit in italischen Munizipalstädten, sonst aber in den Provinzen geschlagen sind. Goldmünzen, sowie auch Schau- oder Gedenkmünzen (Medaillen, médaillons) aus Silber oder Kupfer habe ich ihres hohen Preises wegen unberücksichtigt lassen müssen; die letzteren sind grosse Stücke aus der Kaiserzeit mit oft recht interessanten Darstellungen und Inschriften, manche von ihnen sind in den vorher oder nachher genannten Werken abgebildet.

In welchen Klassen aber, bei welcher Gelegenheit, in welchen Stunden, von welchem Lehrer, in welcher Weise können und sollen die Münzen gezeigt werden? Die unteren Klassen sind aus naheliegenden Gründen ausgeschlossen. Da die Münzen sich an die Geschichte und die Schriftsteller anlehnen, so wird man in Obertertia bei der Lektüre Cäsars, in Untersekunda bei der Lektüre von Cicero und Livius wohl einige Münzen zeigen können; aber mehr Nutzen stiften sie in Obersekunda und in Prima. Dort können sie die römische Geschichte begleiten, namentlich die Kaisergeschichte, und zu einzelnen Stellen des Livius, Cicero und vielleicht auch Sallust herangezogen werden; hier, wo die bedeutungsvolle Zeit von

[1]) In dem römisch-germanischen Museum in Mainz werden gar viele Nachbildungen, die Herr Dir. Lindenschmitt in wissenschaftlichem Interesse hat anfertigen lassen, von den Besuchern für echt gehalten; und in Italien, Frankreich und Deutschland blüht die Fabrikation von Altertümern zu Erwerbszwecken.

[2]) Ueber das Interesse, welches Schüler den Münzen entgegenbringen, spricht N. Dechant im Progr. des Wiener Schottengymnasiums „Aes grave“ 1869.

Cicero und Cäsar bis auf Vespasian und Domitian in der prosaischen und poetischen Lektüre des Cicero, Horaz und Tacitus mit vielseitigen Zügen uns entgegentritt und durch Lektüre des Livius auch in frühere Zeiten zurückgegriffen wird, lässt sich die Mehrzahl der Münzen für die Lektüre verwerten, und es schliesst sich dann leicht ein Ueberblick über Münzen der späteren Kaiser bis zur Einführung des Christentums, das ja auch auf den Münzen seinen deutlichen Ausdruck findet, an.

Ist eine öffentliche Sammlung vorhanden, so liegt es am nächsten, dass eine ganze Klasse hingeführt wird, um die Sammlung zunächst im Allgemeinen sich anzusehen und einen Überblick zu gewinnen. Ein Zwang kann nicht stattfinden, aber gewiss wird sich selten der eine oder andere Schüler ausschliessen. Allein das oberflächliche Betrachten kann nicht ausreichen; der Lehrer muss kleineren Gruppen einzelne Abteilungen und einzelne Münzen genau erklären. Dabei ergiebt sich schon als wünschenswert, dass die Münzen herausgenommen werden dürfen, teils um beide Seiten der Münzen zu sehen, falls nicht zwei Exemplare je mit Avers und Revers aufliegen, teils um überhaupt Einzelheiten an den Münzen, die wegen des Glasdeckels und der Entfernung weniger genau erkannt werden können, zu beobachten. Einzelne Münzen wird man wohl in die Schule, bez. das Klassenzimmer mitnehmen dürfen. Immer sollte man auch ein Vergrösserungsglas zur Hand haben. Noch angenehmer ist es, wenn sich die Sammlung in der Schule selbst befindet, und so ohne Weitläufigkeiten und Zeitverlust die Betrachtung stattfinden kann, sei es in dem betreffenden Museumszimmer, sei es in der Klasse. Die blosse Empfehlung aber des Besuches reicht nicht aus; sie hat nur bei einem Teile der Schüler Erfolg, und diese verstehen wieder ohne Anleitung des Lehrers vieles oder das meiste gar nicht. Während des übrigen Unterrichts eine oder einige Münzen herumgehen zu lassen, ist unpraktisch, da dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit gestört wird.

Einen Glaskasten mit Münzen für einige Zeit aufzustellen, bez. schräg zu hängen, wie man Bilder nicht blos einmal zeigt, sondern länger an der Wand hängen lässt, ist wegen der leicht vorkommenden Beschädigung sehr bedenklich. Das beste wäre, wenn, wie in der Pflanzenkunde, jeder Schüler oder wenigstens je zwei ein Exemplar hätten; jedenfalls wird es sich empfehlen, von wichtigeren Münzen oder Typen mehrere Exemplare anzuschaffen, wenn sie auch im Einzelnen Abweichungen zeigen. Das Ende einer Eckstunde kann man dem sonst angesetzten

Unterrichte nehmen und dann die Betrachtung etwas über den Glockenschlag ausdehnen, oder unmittelbar nach der Stunde die Betrachtung vornehmen. Dann darf es sich der Lehrer nicht verdriessen lassen, mehrere Male da zu bleiben, um mit kleineren Abteilungen der Klasse die Münzen zu betrachten. Es lassen sich aber z. B. zunächst genug Denare mit einer biga oder quadriga, oder Serrati, oder Legionsmünzen des Triumvir Antonius, oder Kupfermünzen eines Kaisers mit ungefähr gleicher Umschrift vorlegen, und diese werden allgemein erklärt, dann folgt für kleinere Gruppen bezw. für zwei Schüler die Betrachtung und Erklärung der Einzelheiten. Dabei kann die verschiedene Legende der einzelnen Münzen an die Tafel geschrieben und so gemeinsam besprochen werden. Für die Erklärung aber gilt der Grundsatz: Der Lehrer soll nur soviel erklären, als die Schüler mit ihren Kenntnissen selbst nicht deuten können; möglichst soll der Schüler selber suchen und finden. Der Lehrer mag den Anfang machen oder geeignete Schüler das Vorbild geben lassen; in den westlichen und südlichen Teilen unseres Vaterlandes hat gelegentlich auch der eine Schüler selber eine römische Münzsammlung und weiss hier sehr gut Bescheid. Dann aber darf die eigene Thätigkeit und Findungslust der anderen Schüler nicht im Keim erstickt werden, sondern muss sich frei entwickeln. Gewöhnlich stürzen sich die Schüler, wie die meisten Gebildeten überhaupt thun, auf die Legende, d. h. die Inschrift (wie auch vielfach bei Denkmälern) und erfreuen sich an deren Lösung. Bei den Bildern wollen sie immer gleich sagen, was das Bild bedeutet, und es bedarf einiger Schulung, dass sie zuerst einmal überhaupt alles sehen, was dargestellt ist, dann in einfachster Weise dies aussprechen und nun endlich, gestützt auf eine sichere Grundlage, die Deutung vornehmen oder wenigstens versuchen. Das gewährt beiderseits Freude, das selbst Erkannte bleibt im Gedächtniss und befähigt die Schüler in anderen Fällen, auch wo der Lehrer nicht zugegen ist, auch auf anderen verwandten Gebieten selbst zu sehen und zu erkennen. Es ist, um auf etwas Allgemeines zu kommen, kläglich, wie viele Leute in Museen und Bildergalerien nur nach dem „Führer“ herumlaufen, ohne selber zu sehen. Dabei beobachten Männer und Knaben das Aeussere durchschnittlich weniger, als Frauen und Mädchen es thun. Wer Münzen verstehen will, muss gelernt haben, sorgfältig zu sehen und zu beobachten, und wer Münzen genau beobachtet, wird auch andere Bilder genau betrachten. Dies ist ein nebenbei sich ergebender Gewinn, der nicht unterschäzt werden darf.

Uebersicht über das

Kupfergeld.

Repu-

Aes rude sive infectum wird gewogen (aes et libra) Kupferwährung.
Servius Tullius: Aes signatum = Pecunia. Vierkantige Barren.
451. Aes grave. As libralis = 327 Gramm, rund u. gegossen. 5,8 C. Durchm.
lex XII. tab. = 12 unciae, wiegt gewöhnl. nur 10 u. Nach griech. Muster.

	As	Semis	Triens	Quadrans	Sextans	Uncia.
Zeichen:	I	S	....	...	..	.
Avers:	Kopf d. Janus	Jupiter	Roma	Hercules	Mercurius	Roma. 25 gr.; 2,8 C.D.
Revers:	Das	rostrum	navale	bei	allen.	

268. As trientalis = $^1/_3$ libra = 109,15 gr.; 4,2 C. Durchm. Geprägt.
$^1/_{12}$ As = „Uncia" = 18,9 gr.; 2,3 C. Durchm.

217. As uncialis = $^1/_{12}$ libra = 1 alte uncia = 27 gr.; 2,8 C. Durchm.
(l. Flaminia.) $^1/_{12}$ As = „Uncia" 2,25 gr.; 1,1 C. Durchm.
16 asses = 1 denarius.

89. As semuncialis = $^1/_2$ uncia = 13,5 gr. (l. Plautia Papiria). Alle autonom. Münzstätten Italiens geschlossen.
Seitdem Kupfer nur noch Scheidemünze. 49 Cäsar. Beginn d. Imperatorenprägung
44 Cäsars Bildnis vom Senat

Kaiser-

Auf dem Avers befindet sich der Kopf des
noch nicht immer

16 v. Chr.[1] Der Senat prägt nur noch Kupfer. S C
11 n. Chr. Die Münzmeisternamen verschwinden.

(Gr. Br.) Sestertius = 4 asses; 3,5 Durchm. } gelb, Kupfer u. Zink,
(M. Br.) Dupondius = 2 asses; 2,8-3,0 Dchm. } orichalcum.
(M. Br.; Kl. Br.) As; auch etwas Semis u. Quadrans. Kupfer.

244—260 Philippus, Decius, Gallus, Valerianus. Billon. Das Kupfer
260—268 Gallien. Weisskupfer = Weiss gesottenes Kupfer (Bronce saussée). =
270—275 Aurelian entzieht dem Senat das Recht der Kupferprägung und
296 Diocletians Münzordnung. Kupfermünzen in zwei Nominalen:
296 Trier eine Münzstätte.

I pecunia maiorina, follis. } Flache } teils mit
II nummus centenionalis. } Münzen } teils ohne

[1]) Nach Mommsens Tabelle hauptsächlich. [2]) Von Cohen als Billon bezeichnet.

römische Münzwesen.[1])

blik.

Silber und Gold.

Nach Eroberung Tarents u. Unteritaliens wird ausserh. Roms die Silberprägung untersagt (ausgen. Capua), u. werden in Rom selbst d. Silbermünzen geschlagen. Prägestätte im Tempel der Juno Moneta a. d. Kapitol. Silberwährung beg.

268. Denarius = 10 asses aenei = $^1/_{72}$ libra = 4,55 gr. schwer. Nach griechisch-sicil. Muster.
A.: Behelmt. Kopf der Roma (Minerva) ROMA
R.: Diosk. zu Pferde mit Lanzen; oben Sterne
Denarius X, Quinarius V, Sestertius IIS

217. Denarius = $^1/_{84}$ libra = 3,90 gr. schwer = 0,70 Pf. Metallwert.
Auf dem Revers biga oder quadriga mit Gottheit.
Auf dem Avers X bis 144, dann auch XVI = 16 as; o. X̶
Quinarius geprägt 268-206, 104-84, seit 49 wechselnd.
Sestertius „ 268-217, wieder 89, 49-43.
seit 154 viele Typen.

Denar seit 89 ohne Zeichen X oder X̶.

228 nach Eroberung Illyriens der Victoriatus für dort. Handel = $^3/_4$ den. = 3 sest. = 3,41 gr.
A.: Kopf des Juppiter
R.: Viktoria bekr. Tropäum
217 auf 2,92 herabgesetzt.
104 auf 1,95; hat jetzt Q
u. ersetzt den Quinar.

217 Goldst. zu 60, 40, 20 Sest.

in der Hauptstadt neben der senatorischen.

46 Aureus = $^1/_{40}$ Pfd.

auf die Münzen gesetzt.

reich.

Kaisers oder der Kaiserin oder eines Prinzen;

unter Augustus.

16 v. Chr. Silber und Gold wird nur noch vom Kaiser geprägt.
1 aureus = 25 denarii = 100 sestertii = 400 asses.

54—68. Nero verringert den Denar zu $^1/_{96}$ Pfd. u. legiert. Goldwährung beginnt.

98—117. Traianus legiert d. Silber mit $^1/_5$ Kupfer; auch zieht er republ. Denare ein u. giebt sie in schlechterem Silber wieder aus (Restitutionsmünzen).

161—180 M. Aurelius setzt den Aureus auf $^1/_{48}$ Pf. herab.

193—211. Septimius Severus legiert das Silber zu 50 bis 60 % „Billon" = 0,30 Pf. Metallwert.

215. Caracalla, nach s. Adoptivvater M. Aurelius Antonius, setzt den Aureus auf $^1/_{50}$ Pfd. und führt den silbernen Antoninianus (bisweilen „Aurelianus") Doppeldenar = $^1/_{64}$ Pfd. ein; Kaiserkopf mit Strahlenkrone, Kaiserin auf Halbmond.

überwiegt bei der Legierung das Silber, welches nur $^1/_5$ — $^1/_{20}$ der Münze ausmacht.
Aus dem Antoninian schwindet fast aller Silbergehalt (nur 4 bis 5 %).
} Gilt noch als Silber und ist nie mit SC gezeichnet[2]).

versucht eine Neuordnung des Münzwesens.

Der Denar wird wie zu Neros Zeit ($^1/_{96}$ Pfd.) geprägt (auch Quinar) = Argenteus minutulus.

} oberflächlichen { Durchm. 2,8; 10 gr. }[3])
} Silberschmelz { Durchm. 2,3; 5 gr. }

312. Constantinus d. Grosse. Goldener Solidus = $^1/_{72}$ Pfd.

360. Constantius II. u. Julian. Statt des Argenteus ($^1/_{96}$ Pfd.) wird die kleine Siliqua ($^1/_{144}$ Pfd.) Hauptsilbermünze.

---

[3]) Von Cohen nur als Kupfer (M. Br. u. Kl. Br.) bezeichnet.

Litteratur.

Ehrenhalber sei an der Spitze der Begründer der wissenschaftlichen Numismatik im vorigen Jahrhundert, der Wiener Konservator **Eckhel** genannt, auf dessen Doctrina numorum veterum 1795 in den neuesten Werken immer noch zurückverwiesen wird.

1. Th. Mommsen: Geschichte des römischen Münzwesens. Berlin 1860. (Vergriffen; Antiqu. M. 40.)
2. Le duc de Blacas et J. de Witte: Histoire de la Monnaie Romaine par Th. Mommsen. I—IV. Paris 1865—1875. (M. 90.)
3. H. Cohen: Description générale des Monnaies de la République Romaine, communément appelées Médailles Consulaires. I. II. Paris 1857. (Quart. M. 30 40.)
4. E. Babelon: Description historique et chronologique des Monnaies de la République Romaine, vulg. app. Monnaies Consulaires. I. II. Paris 1885. 1886. (M. 48.)
5. H. Cohen: Descr. hist. des Monnaies frappées sous l'Empire Romain, co[illegible] app. Médailles Impériales. I—VII. 1859—1868. (M. 60—80.)
6. H. Cohen: Descr. etc. 2 Aufl. Paris. vorläufig I—VII. 1880—1888. (M. 126.) Continuée par Feuardent vom III. Bande an; der VII. schliesst jetzt mit Constantius II.
7. (Wiener) Numismat. Zeitschrift. Von d. Num. Ges. in Wien. Jetzt XXIII = 1892. (M. 12.)
8. (Berliner) Zeitschrift für Numismatik. A. v. Sallet. Jetzt XIX = 1892. (M. 14.)
9. (Bonner Jahrbücher.) Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande. Jetzt XCI = 1892. (Jährl. Beitr. M. 10.)
10. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Von F. Hettner u. K. Lamprecht. — Jetzt XI = 1892. (M. 15.)
11. J. Friedländer u. A. v. Sallet: Das Königliche Münzkabinet. Berlin 2. Auflage 1877. (Mit 11 Kupfertafeln. M. 8.)
12. F. Imhoof-Blumer: Porträtköpfe auf röm. Münzen der Republik und der Kaiserzeit. Für den Schulgebrauch. Leipzig 1879. (Grosslex. M. 3,20.)
13. H. Halke: Einleitung in das Studium der Numismatik. 2. Auflage. Berlin 1889. (M. 7.)
14. H. Dannenberg: Grundzüge der Münzkunde. Leipzig 1891. (Kleinoktav M. 4.)

Hilfsbücher sind: Hultschs gr. u. r. Metrologie, sowie die Werke über röm. Mythologie, Altertumskunde und Geschichte; namentlich von Preller-Jordan, Marquardt-Mommsen, Mommsen u. Schiller. Letzterer verweist in seiner Kaisergeschichte immer auf die Münzen bei Eckhel und Cohen[1]).

Mommsens grundlegendes Werk, von dem Blacas, de Witte, Cohen und Babelon auf geschichtlichem Gebiete kaum abzuweichen wagen und dann meist unglücklich, enthält ausser dem, was der Titel besagt, auf S. 474—649 eine Beschreibung aller damals bekannten republikanischen Münzen bis zum Jahre 49 v. Chr. und bis S. 659 eine Uebersicht der Gold- und Silbermünzen bis 44 v. Chr. in einer mustergiltigen

---

[1]) Meinen Dank habe ich an dieser Stelle dem Herrn Oberbibliothekar Dr. Velke in Mainz auszusprechen für die bei Benutzung der Bibliothek bewiesene freundliche Hilfe.

Genauigkeit und Uebersichtlichkeit der Einzelheiten je mit besonderer geschichtlicher Erklärung. Diese Münzen sind, soweit möglich, zeitlich geordnet, und das Bestimmen einer Münze hiernach, bezw. das Aufsuchen nach dem Verzeichnisse dauert etwas länger als bei Cohen und Babelon. Leider fehlen Abbildungen vollständig, welche Blacas-de Witte im IV. Bande auf 40 Tafeln, von republikanischen Münzen auf I—XXXIII, von kaiserlichen bis Justinian auf XXXIV—XL nachgetragen haben. Dort finden sich vorher 1—117 noch besondere Erklärungen, sodass man zu den Abbildungen immer noch an zwei Stellen nachschlagen muss. Im ersten Bande entwickelt die Einleitung (1—170) auch Abweichungen von Mommsen.

Cohens Werk über die republikanischen Münzen ist, was den I. Band, den Text betrifft, weit überholt durch Babelon, welcher sich auf Mommsen stützen konnte und auch eine Geschichte des republikanischen Münzwesens entwickelt. Aber sehr handlich und bequem ist bei Cohen die Vereinigung aller Abbildungen im II. Bande auf 75 Tafeln, von denen die meisten je 21 Münzen in Avers und Revers zeigen. Babelon hat dagegen seine Abbildungen zwischen dem Text eingefügt. Beide nehmen die Familien nach dem Alphabet durch und fügen die namenlosen Münzen an geeigneter Stelle ein, Cohen die Bronzemünzen zusammen am Ende; beide geben alle bekannt gewordenen republikanischen Münzen; Babelon hat noch ein vorzügliches vielseitiges Register ausgearbeitet, wenn auch mit manchen Druckfehlern in den Zahlen.

Cohens Kaisermünzen gehen bei den einzelnen Kaisern die Münzen alphabetisch nach der Legende der Reverse durch. Abbildungen sind nur in Auswahl beigefügt, und zwar in der ersten Ausgabe auf einzelnen Blättern vereinigt bei den einzelnen Kaisern, in der zweiten Auflage zwischen dem Text. Von der ersten Ausgabe geht der VI. Band bis Romulus Augustulus und enthält noch eine Uebersicht der Tesserae und Contorniaten, der VII. Band bringt zahlreiche Nachträge und ein Verzeichnis der Legenden aller Reverse. Von jedem Kaiser ist eine kurze Biographie, z. T. mit Hinweis auf seine Münzen, gegeben; geschichtliche Bemerkungen zu den einzelnen Münzen sind sparsam vorhanden. Letztere sind bei Eckhel, bez. in Schillers Kaisergeschichte nachzusehen.

Wer Einzelnes genauer studieren will, wird die unter 7—10 genannten Zeitschriften nachschlagen und dort die neuere, wie bei Mommsen die ältere Litteratur, auch die verdienstvollen Italiener und Franzosen finden. Da man sich hier im Rheinland wohl besonders für die hier gefundenen und

auch hier, d. h. in Trier geprägten Münzen interessiert, so erwähne ich, dass Th. Rohde in seinem Buche über die Münzen des Kaisers Aurelian (Miskolcz, bez. Wien 1881—82) die Münzzeichen sämmtlicher Prägestätten von Diocletian bis Constantin I. zusammengestellt hat, dass in den Bonner Jahrbüchern u. a. (Bd. XVII) Senckler über die Constantinmünzen ausführlich handelt, und dass in der Westdeutschen Zeitschrift (VI 1887; VII 1888) F. Hettner unter dem Titel „Römische Münzschatzfunde in den Rheinlanden" auch eine Geschichte der Trierer Münzstätte d. J. 296—330 mit sehr genauen Uebersichten entwickelt.

Friedländer und Sallet haben auf den elf angefügten Tafeln nur griechische und brandenburgische Münzen (I—IX gr.; X und XI br.) abgebildet. Zu 230 mit sicherem Takt ausgesuchten und auf den Schautischen im Münzkabinet ausgelegten römischen Münzen geben sie lehrreiche Erklärungen für einen allgemein wissenschaftlich gebildeten Mann, der die Münzen selber vor sich sieht. Da aber, von zwei im Text abgebildeten Münzen abgesehen, keine Abbildungen beigefügt sind und die Einleitung zu den römischen Münzen sich auf zwei Seiten beschränkt, so kann dieser Teil unserm Zweck wenig dienen[1]).

Das Werk von Imhoof-Blumer aber sollte jede Anstalt sich anschaffen, bezw. der Lehrer, der für Münzen sich zu interessieren anfängt. Mit Hülfe dieser vorzüglichen Abbildungen und der zugesetzten Legendenerklärung kann man die Mehrzahl der Kaisermünzen, wenn die Prägung des Kopfes gut erhalten ist, bestimmen lernen. Leider sind eben nur Köpfe, d. h. Averse abgebildet, und doch sind von vielen Kaisern die Porträts viel weniger interessant als von andern die Reverse.

Wenn man nun das Buch von Mommsen oder Cohen oder Babelon nicht für die republikanischen Münzen anschaffen kann, so reicht, um sich überhaupt etwas in das Studium der Münzen hineinzufinden, eines der Bücher von Dannenberg oder von Halke aus. Dannenberg's Werkchen gehört zu den „illustrierten Katechismen" der Weberschen Firma und ist schnell und ungleichmässig gearbeitet. Die griechischen Münzen sind auf 120, die römischen und byzantinischen auf 18 Seiten abgehandelt. Eine Reihe „interessanterer Prägungen" führt er mit treffender Charakteristik an uns vorüber, von den Kaisern aber besonders teuere Schaumünzen, die 21 Abbildungen römischer Münzen sind nicht sehr scharfe Zinkätzungen, wie sie der Billigkeit des Buches entsprechen, und dass seltenere Münzen gerade bevorzugt sind, entspricht nicht dem Zwecke

[1]) Von den 25 daselbst beschriebenen republikanischen Silbermünzen kommen nur 10 in der hier folgenden Auswahl für die Schule vor.

eines solchen Buches. Von neueren Münzen berücksichtigt er übrigens auch die ausserdeutschen Länder, während diese bei Halke fehlen. Halke bietet dagegen über römisches Münzwesen auf 30 Seiten einen schlichten, praktischen Auszug aus Mommsen und Hultsch, und seine 21 Abbildungen sind ebenso gute Lichtdrucke wie die von Imhoof-Blumer. Dies Halkesche und das Imhoof-Blumersche Buch werden in Verbindung mit den Angaben, die ich folgen lasse, für den Anfang genügen und einen Lehrer in Stand setzen, geeignete römische Münzen nach einem Katalog zu wählen und auch den Schülern zu erklären.

Natürlich muss derselbe eine grössere Anzahl Originale selber möglichst genau betrachten und für sich zu entziffern suchen; es lernt sich allmählich durch die Uebung. Eine Uebersicht der Münzsammlungen in Deutschland zu bieten, bin ich nicht in der Lage. In jeder Residenz-, Universitäts- und Provinzialhauptstadt befindet sich eine grössere öffentliche Sammlung; dazu kommen die der historischen Vereine in mittleren Städten und viele Privatsammlungen. Fehlt es in einer kleineren Gymnasialstadt im Osten an jeder derartigen Sammlung, so wird man doch leicht erfahren, in welcher zunächstliegenden grösseren Stadt sich eine solche befindet, entweder durch Vereine oder durch Altertumshändler.

Und so schliesse ich hier gleich eine Reihe von grösseren Münzhandlungen an, deren Verzeichnisse mir vorliegen, und die alle auf Wunsch nicht blos ihre für den Anfänger lehrreichen Kataloge, sondern auch Auswahlsendungen zuschicken werden, so dass man bei der Wahl wirklich nur Gutes zu treffen braucht. Einen guten Anhalt gewährt hier namentlich der Katalog der Münzen- und Medaillensammlung von H. Garthe. Köln, Heberle 1884 mit 3260 römischen Münzen unter Angabe der Reverse, nebst Verzeichnis der erzielten Preise (M. 3); in Frankfurt: L. & J. Hamburger, Antiquariat, Uhlandstr.; Adolph E. Cahn, Eschenh. Landstr.; Adolph Hess, Westendstr.; Eug. Seligmann, Jahnstr.; in Köln: J. M. Heberle (H. Lempertz' Söhne) (meist nur grössere Versteigerungen); in München: Otto Helbig, v. d. Tannstr; Dr. Eug. Merzbacher, Residenzstr.; in Leipzig: C. G. Thieme, Numismatischer Verkehr; Zschiesche und Köder, Antiqu. und Münzh., Königstr.; in Berlin: Jul. Hahlo, Berliner Münzverkehr, U. d. Linden; Edm. Rappaport, SW. Hallesche Str. Ausserdem befinden sich in jeder mittleren Stadt am Rhein und in Süddeutschland Händler, welche unmittelbar aus der Gegend kaufen und frei verkaufen.

Uebersicht der **Familien**, deren Glieder während der **Republik** und bis **11 n. Chr. Münzen geprägt** haben.

Aburia 8.
Accoleia 1.
Acilia 12.
Aelia 10.
Aemilia 39.
Afrania 7.
Alliena 1.
Annia 8.
Antestia 24.
Antia 7.
Antonia 148.
Appuleia 5.
Apronia 4.
Aquillia 15.
Arria 3.
Asinia 3.
Atia 3.
Atilia 17.
Aufidia 4.
Aurelia 21.
Autronia 2.
Axia 4.
Baebia 16.
Barbatia 3.
Betiliena 1.
Caecilia 52.
Caesia 1.
Calidia 3.
Calpurnia 40.
Canidia 2.
Caninia 4.
Carisia 30.
Cassia 24.
Cestia 3.
Cipia 6.
Claudia 27.
Cloulia 2.
Clovia 11.
Cocceia 3.
Coelia 12.
Considia 11.
Coponia 3.
Cordia 9.
Cornelia 87.
Cornuficia 4.
Cosconia 1.
Cossutia 4.
Crepereia 2.
Crepusia 3.
Critonia 1.
Cupiennia 1.
Curiatia 11.
Curtia 7.
Decia 1.
Decimia 1.
Didia 2.
Domitia 23.
Durmia 11.
Egnatia 3.
Egnatuleia 1.
Eppia 4.
Fabia 17.
Fabrinia 4.
Fannia 4.
Farsuleia 2.
Flaminia 4.
Flavia 1.
Fonteia 20.
Fufia 1.
Fulvia 3.
Fundania 2.
Furia 24.
Gallia 3.
Gargilia 12.
Gellia 8.
Herennia 4.
Hirtia 3.
Horatia 1.
Hosidia 2.
Hostilia 5.
Itia 1.
Julia 354.
Junia 53.
Juventia 7.
Licinia 33.
Livineia 19.
Lollia 4.
Lucilia 1.
Lucretia 3.
Luria 4.
Lutatia 5.
Maecilia 5.
Maenia 10.
Maiania 7.
Mallia 2.
Mamilia 9.
Manlia 12.
Marcia 32.
Maria 17.
Matiena 9.
Memmia 10.
Mescinia 6.
Mettia 5.
Minatia 5.
Minucia 19.
Mucia 1.
Munatia 6.
Mussidia 15.
Naevia 13.
Nasidia 4.
Neria 2.
Nonia 3.
Norbana 5.
Numitoria 6.
Numonia 3.
Ogulnia 12.
Opimia 16.
Oppia 10.
Papia 7.
Papiria 9.
Pedania 2.
Petillia 4.
Petronia 21.
Pinaria 15.
Plaetoria 13.
Plancia 1.
Plautia 22.
Plutia 1.
Poblicia 10.
Pompeia 31.
Pomponia 23.
Porcia 11.
Postumia 14.
Procilia 2.
Proculeia 2.
Quinctia 14.
Quinctilia 1.
Renia 3.
Roscia 1.
Rubellia 1.
Rubria 9.
Rustia 3.
Rutilia 1.
Salvia 5.
Sanquinia 6.
Satriena 1.
Saufeia 5.
Scribonia 9.
Sempronia 21.
Sentia 2.
Sepullia 13.
Sergia 1.
Servilia 42.
Sestia 4.
Sicinia 5.
Silia 3.
Sosia 4.
Spurilia 2.
Statia 1.
Statilia 3.
Sulpicia 13.
Tarquitia 1.
Terentia 18.
Thoria 1.
Titia 7.
Titinia 9.
Tituria 7.
Trebania 5.
Tullia 1.
Turillia 3.
Valeria 33.
Vargunteia 5.
Ventidia 1.
Vergilia 12.
Vettia 2.
Veturia 2.
Vibia 33.
Vinicia 4.
Vipsania 10.
Voconia 4.
Volteia 6.

Die Münzmeister waren tres viri aere argento auro flando feriundo, später auch tres viri monetales genannt, in Rom, und ausserhalb Italiens hatten die Generäle cum imperio das Recht der Münzprägung. In Rom erhielten die Befugnis vom Senat zeitweise auch Quästoren, curulische Aedilen (wegen der Spiele) und Prätoren und einmal die besondere Aufsicht Censoren. Die III viri waren magistratus minores und wurden seit 91 regelmässig vom Volke eingesetzt; zeitweise waren es 5, unter Cäsar 4; aber sie nennen sich auf den Münzen nicht immer alle, sondern zumeist nur einer sich selber. Consularmünzen heissen die republikanischen Münzen, weil an der Spitze der Republik Consuln standen; kommt ein Consul auf der Münze vor, so ist es der Ahnherr eines Münzmeisters. Da dies Amt ein niederes war, finden sich auch Glieder von Familien ein, die sonst nie bekannt geworden sind.

Es sind dies 181 von Mommsen anerkannte Familien, zu denen Cohen noch eine Matia aufstellt, während von Cavedoni und Borghesi die Norbana zur Vibia und die Plutia zur Plautia gerechnet wird. Die beigesetzten Ziffern bezeichnen die Zahl der verschiedenen Münzen, von denen die meisten 354 auf die gens Julia, namentlich Caesar und Oktavian kommen; doch ist eine grosse Menge dieser Münzen gerade auch unter anderen Familien mitgerechnet, deren Glieder als Münzmeister Caesars oder Oktavians einerseits dessen, andererseits ihren Namen aufprägen liessen. Auch verringert sich die Gesamtzahl noch dadurch, dass die Münzen, welche die Namen mehrerer Münzmeister tragen, selbständig bei diesen einzeln mitgezählt sind. Umgekehrt giebt es von manchen Münzen wieder verschiedene Varietäten, d. h. Ausprägungen, welche nur in kleineren Symbolen und Münzzeichen unter einander abweichen, wie z. B. von der Porcia 150, von der Roscia 155, von L. Calpurnius Piso Frugi allein 367 verschiedene Symbole ausser anderen Münzzeichen.

Charakteristisch für die Geschichte der Republik ist es, dass auf den Münzen zuerst nur Roma und Gottheiten, dann bescheiden Symbole und Buchstaben der Familien, hierauf Thaten der Vorfahren, weiterhin gleichzeitige Thaten und endlich die Köpfe der Machthaber im letzten Bürgerkriege erscheinen.

Da auf den Münzen oft nur der Zuname steht oder auch allein lesbar ist, stelle ich hier die auf den republikanischen und augusteischen Münzen vorkommenden Zunamen zusammen[1]).

Agrippa	Luria
	Vipsania
Asciculus	Valeria
Ahala	Servilia
Ahenobarbus	Domitia
Albinus	Postumia
Antiaticus	Maenia
(Aretas rex	s. Plautia)
Asiagenus	Cornelia Scip.
(Atratinus	s. Antonia)
Augurinus	Minucia
(Bacchius	s. Plautia)
Bala	Allia ?
Balbus	Acilia
	Antonia
	Atia
	Naevia
	Thoria
Bassus	Betiliena
Bibulus	Calpurnia
Blasio	Cornelia
Brocchus	Furia
Brutus	Junia
Buca	Aemilia
Bursio	Julia
Caecianus	Cassia
Caepio	Servilia
Caesar	Julia
Caldus	Coelia
Calenus	Fufia
Capella	Naevia
Capito	Fonteia
	Maria
	Oppia
Capitolinus	Petillia
Carbo	Papiria
Casca	Servilia
Cato	Hostilia
	Porcia
Catullus	Valeria
Catulus	Lutatia
Catus	Aelia
Celer	Cassia
Celsus	Papia
Censorinus	Marcia
Cerco	Lutatia
Cestianus	Plaetoria
Cethegus	Cornelia
Chilo	Flaminia
Cinna	Cornelia
Cocles	Horatia
Cordus	Caesia
	Mucia
Cornutus	Caecilia
Cossus	Cornelia
Costa	Pedania
Cotta	Aurelia
Crassipes	Furia
Crassus	Licinia
Crispinus	Quinctia
Croto?	Maecilia
Curio	Scribonia
Curvus	Titinia
Decianus	Plautia
Dossenus	Rubria
Epulo	Coelia
Fabatus	Roscia
Faustulus	Pompeia
Faustus	Cornelia Sul.
Felix	Cornelia Sul.
	Rutilia
Flaccus	Valeria
Flamininus	Quinctia
Flavus	Decimia
Florus	Aquilia
Fostlus	Pompeia
Frugi	Calpurnia
Galba	Sulpicia
Galeria	Memmia
Gallus	Asinia
	Caninia
	Ogulnia
Geminus	Aburia
	Servilia
Geta	Hosidia
Gracchus	Sempronia
Gragulus	Antestia
Hemicillus	Flavia
Hispaniensis	Fabia
Hypsaeus	Plautia
(Judaeus	s. Plautia)
Junianus	Licinia
Labeo	Antestia
	Fabia
Labienus	Atia
Laeca	Porcia
Lamia	Aelia
Lariscolus	Accoleia
Lentulus	Cornelia
Lepidus	Aemilia
Libo	Marcia
	Scribonia
Licinus	Porcia
Limetanus	Mamilia
Longinus	Cassia
Longus	Mussidia
	Servilia
Lucanus	Terentia
Lupercus	Gallia
Macer	Licinia
	Sepullia
Magnus	Pompeia
Malleolus	Poblicia
Marcellinus	Cornelia

1) Manche dieser Namen können unnötig erscheinen, aber man hat leichter den Zunamen hinter dem Namen im Gedächtnis bereit, als das Umgekehrte. Die mit au und o, bez. ai, ae, oe wechselnden Namen sind nicht doppelt aufgeführt.

Marcellus	Claudia
	Cornelia
Maridianus	Cossutia
Maximus	Egnatia
	Fabia
Mensor	Farsuleia
Messala	Valeria
Metellus	Caecilia
Molo	Pomponia
Murcus	Statia
Murena	Licinia
Musa	Pomponia
Naso	Axia
Natta	Cocceia
	Pinaria
Nerva	Licinia
	Silia
Nomentanus	Atilia
Nonianus	Considia
Norbanus	Vibia
Otho	Salvia
Paetus	Aelia
	Autronia
	Considia
Pallicanus	Lollia
Pansa	Vibia
Paullus	Aemilia
Philippus	Marcia
Philus	Furia
Pictor	Fabia
Piso	Calpurnia
Pitio	Sempronia
Pius	Caecilia Met.
Plancus	Munatia
	Plautia
Platorinus	Sulpicia
Pulcher	Claudia
Purpureo	Furia
Quinctilianus	Nonia
Ralla	Marcia
Reginus	Antestia
Regulus	Atilia
	Livineia
Restio	Antia
Rex	Marcia
Rocus	Crepereia
Rufus	Aurelia
	Cordia
	Lucilia
	Mescinia
	Minatia
	Plotia
	Pompeia
	Pomponia
	Sulpicia
Rullus	Servilia
Rusticus	Aufidia
Sabinus	Minatia
	Tituria
	Vettia
Sabula	Cossutia
Salinator	Cassia
	Julia
	Oppia
Saranus	Atilia
Sardus	Atia
Saserna	Hostilia
Saturninus	Appuleia
Saxula	Clovia
(Scarpus s.	Antonia)
Scaurus	Aemilia
	Aurelia
Secundus	Arria
Serranus	Atilia
Silanus	Junia
Silus	Sergia
Sisenna	Cornelia
Spinther	Cornelia Lent.
Stolo	Licinia
Strabo	Volteia
Sufenas	Nonia
Sulla	Cornelia
Sulpicianus	Quinctia
Surdinus	Naevia
Talna	Juventia
Tampilus	Baebia
Taurus	Statilia
Thermus	Minucia
Torquatus	Manlia
Trebonius	Statia
Trigeminus	Curiatia
Trio	Lucretia
Tromentina	Maria
Tubulus	Hostilia
Tullus	Maecilia
Turdus	Papiria
Turpilianus	Petronia
Unimanus	Claudia
Vaala	Numonia
Varro	Terentia
Varus	Cassia
	Vibia
Vetus	Antestia.
Vitulus	Voconia

Mommsen nimmt noch eine Familie Allia an, während ALLI. BALA sonst zur Aelia gezogen wird. Ebenderselbe will SPVRI zu Spurius oder Spurina statt zu Spurilius ergänzen und das Monogramm VLO oder VOL etwa zu Volonius.

Das **Münzwesen** selber.

Stücke, welche die Bedeutung des lateinischen Wortes pecunia durch das Bild eines Rindes erklären, kann sich eine Lehranstalt leider nicht anschaffen; denn die ältesten viereckigen Quincusses von 17 auf 8,5 Centim. und 1790 gr. Gewicht mit schreitendem Ochsen auf jeder Seite kosten 600 fr.; und ebensoviel die runden Asstücke von 7 Centim. Durchm. und 327 gr. Gewicht, welche vorn den Romakopf und hinten einen schreitenden Ochsen über ROMA zeigen. Eine vollständige Reihe von sechs Kupfermünzen, As, Semis, Triens, Quadrans, Sextans, Uncia, kostet vom as libralis und trientalis 40—48 fr., vom as uncialis 6 fr. Neben diesen Normaltypen giebt es auch andere der I. und II. Art mit Buchstaben und Symbolen, die zum Teil etwas billiger sind, von der III. Art auch solche mit Familiennamen. Vom aes grave kann man sich wohl mit Nachbildungen begnügen, welche, wenn sie zur entsprechenden Schwere ausgefüllt sind, einem Laien als ächte Münzen vorkommen, so gut wird auch der grüne Rost (aerugo nobilis) nachgeahmt; ebenso Dupondius, Tripondius und Decussis, wenn man will. Die 6 Stück, As und Teile des As, kosten im Römisch-Germanischen Museum zu Mainz 12 Mark. Auch in Berlin und Wien werden von bestimmten Technikern galvanoplastische Reproduktionen nach Münzen des Königlichen, bezw. Kaiserlichen Kabinettes angefertigt[1]).

Sesterze sind nicht zahlreich geprägt worden und nur in geringer Zahl aus der republikanischen Zeit erhalten. Aber die Schüler wollen diese Münze, nach der sie die Summen berechnet finden, auch einmal in Wirklichkeit sehen. Ein silberner Sesterz (1,2—0,9 C. Durchm.), vorn Romakopf und IIS, hinten Dioskuren zu Pferde, mit verschlungenen Buchstaben MA oder TAMP (Maximus, Tampilus) kostet 2—3 fr. Sesterze anderer Familien, deren Denare 2 fr. stehen, der Antia, Calpurnia, Carisia, Cordia, Julia, Junia, Licinia, Lollia, Papiria, Sergia, Valeria, Vibia kosten 30—100 fr.

Die gangbarste Silbermünze während der Republik war der Denar (1,8—1,7 C. Durchm.); weniger häufig der Quinar (1,4—1,3), der nur zeitweise geprägt wurde und den Schülern

---

1) Abbildungen bei Halke, Tafel II. Dechant, Programm des Schottengymn. in Wien 1869.

auch nur in einem Exemplar gezeigt zu werden braucht. (2 fr. und mehr). Der kurzlebige Viktoriatus mit wechselnden Buchstaben der einzelnen Städte oder Geschlechter ist zu 2 fr. zu haben.

Besonderes Interesse erwecken bei den Schülern die unvollständigen Worte oder einzelnen Buchstaben der Münzen, die sie oft in wunderbarer Weise deuten.

Die Zeichen der Kupfermünzen sind oben angegeben worden; die der Silbermünzen meist X oder X̶ = Denarius, V oder Q = quinarius, IIS (während in den Drucken oft HS steht) = sestertius werden leicht erkannt. Daran schliesst sich CVR. X̶ FL = curator denariis flandis, dann IIIVIR A. A. A. F. F. (z. B. auf der Grossbronze von Licinius Stolo in der Mitte S. C., vorn OB CIVES SERVATOS in Eichenkranz 2 fr.) aere argento auro flando feriundo, endlich A. P. und EX A. P. = argento publico. Damit kommen wir zu P oder PV = publice. DPP = dei penates publici. I. O. M = Juppiter optimus maximus. I. S. M. R. = Juno Sispes Mater Regina. Die Vornamen sind den Schülern aus den Schriftstellern bekannt, nicht so die Zunamen; schwierig sind auch, wenn die Buchstaben verschlungen sind, die Gentilnamen; das F wird verstanden, nicht immer aber ein nachfolgendes N als nepos. Auch die Abkürzungen der Aemter und Kriegsehren fallen ihnen leicht (I = Imperator), nur wird Augur und Augustus AVG., sowie Prätor und Präfekt PRAE. leicht verwechselt und zu TR. POT. auf den Kaisermünzen wird man an tribuni militum consulari potestate anknüpfen. P. M. = pontifex maxiums; D = designatus; IT = iterum; III = tertium u. s. w.; Q. VR. = quaestor urbanus (früher auch von gelehrten Münzkennern falsch gelesen). XVVIR S F = sacris faciundis. IIIVIR R. P. C. = rei publicae constituendae. OB R. P. = ob rem publicam. S. C. = senatus consulto, auch DE S. S. sententia; S. P. Q. R. = senatus populusque Romanus; F. P. R. = Fortuna populi Romani; G. P. R. = Genius populi Romani; G. T. A. = Genius terrae Africae; D. M. = Donum munus. Aus dem Gerichtswesen A. C. = absolvo condemno; L. D. = libero damno; V. A. = uti rogas. antiquo. E. L. P = e lege Papiria. — Das S. C. auf den gezahnten Denaren des Q. ANTO. BALB. PR. praetor in Sardinien im Jahre 82 und Anhänger des Marius (vorn Juppiterkopf mit S. C., hinten Viktoria in Quadriga mit dem Namen) bezieht sich auf die von Valerius Maximus VII, 6, 4 überlieferte Thatsache: Senatus consulto aurea atque argentea templorum ornamenta, ne militibus stipendia deessent, conflata sunt. —

Unter den Kaisern kommen noch hinzu: P. P. = pater patriae, P. F. Pius felix, V. S. = vota soluta (auch suscepta) und später D. N. = dominus noster, endlich ☧ = Χριστός.

Unter den römischen Silbermünzen, sagt Tacitus im Jahre 98 (Germ. 5), seien von den Germanen die bigati und serrati bevorzugt worden. Proximi formas quasdam nostrae pecuniae agnoscunt atque eligunt. — pecuniam probant veterem et diu notam serratos bigatosque. Beides sind republikanische Denare, welche vollwichtiger als die seit Nero eingeführten waren. Dieser Grund ist von Mommsen (S. 771) mit Recht hervorgehoben worden. Aber unter den republikanischen haben sie nach Tacitus Darstellung offenbar wieder die 2 Arten bevorzugt, und dies bedarf einer weiteren Erklärung.

Die Denare mit einer biga, welche seit 224 oder 207 neben dem Dioskurengepräge auf den Denaren auftritt, oder einer triga oder quadriga machen einen viel grösseren Teil der Republikdenare aus als die mit irgend einem anderen Wappen; es waren also auch für die Germanen diejenigen, die ihnen von Anfang an am häufigsten und auch als frische Münzen angeboten wurden, und so glaubten sie sich bei dieser Prägung sicher, während ihnen andere, besondere Typen fremd vorkamen und daher auch mit einem gewissen Misstrauen betrachtet wurden. Es ist eine ähnliche Erscheinung wie die, dass für Aegypten noch bis in die neueste Zeit Maria-Theresia-Thaler geprägt worden sind. Dass aber die republikanischen Münzen bei den freien Deutschen bis ins fünfte Jahrhundert gangbar blieben, beweist, wie Mommsen S. 759 sagt, der Fund im Grabe des 481 gestorbenen Königs Childerich. Wenn nun Tacitus nur bigati nennt und nicht die ähnlichen trigati und quadrigati, so hat er sich eben kurz ausgedrückt, aber die letzteren noch mit verstanden; oder für die Germanen wenigstens ist es unzweifelhaft, dass diese zwischen Münzen mit einer biga, triga oder quadriga mit Pferden keinen Unterschied gemacht haben. Da einzelne bigae auch mit Böcken, Hirschen, Löwen, Elefanten und Schlangen, endlich auch einmal mit zwei kleineren Amoren bespannt sind, möchte man eher zu der Annahme neigen, dass namentlich die mit Schlangen und Amoren von den Germanen beanstandet, und umgekehrt die Denare mit den zwei Pferden der Dioskuren, vielleicht auch die mit einzelnen Pferden den bigati gleich geachtet worden sind. Die grössere Zahl der Denare mit biga, quadriga und triga, von 105 Arten nämlich 67, sowie alle mit den Dioskurenpferden tragen zugleich auf der Vorderseite ein gemeinsames Abzeichen, den Kopf der Roma.

Bigati giebt es von den Familien Aelia (Hirsche) Afrania, Atilia, Aurelia (Pferde mit menschlichem Oberkörper), Axia, (Hirsche), Balbia, Caecilia, Calidia, Calpurnia, Carisia, Cipia, Cloulia, Coelia, Cornelia, Cosconia, Crepereia (Hippokampen), Decimia, Domitia, Egnatia, Fabia, Farsuleia, Flaminia, Fulvia, Furia, Hostilia, Julia (anch Amores), Junia, Juventia, Lucilia, Maiania, Marcia, Memmia, Mettia, Massidia, Norbana (Löwen), Opimia, Petronia (Elephanten), Pinaria, Poblicia, Pomponia, Porcia, Procilia, Renia (Widder), Rutilia, Saufeia, Servilia, Tarquitia, Titinia, Tituria, Valeria, Vettia, Vibia (Schlangen), Volteia (Löwen) = 52 und ohne Namen 5; davon 37 mit dem Kopf der Roma.

Trigati giebt es von den Familien Claudia[1]), bezw. Mallia und Naevia 3, davon 1 mit dem Kopf der Roma. Quadrigati giebt es von den Familien Aburia, Acilia, Aemilia, Annia, Antestia, Antonia, Aufidia, Aurelia, Baebia, Caecilia, Carisia, Carvilia, Cassia, Considia, Cornelia, Curiatia, Curtia, Domitia, Durmia, Fabia, Fannia, Fundania, Gellia, Julia, Licinia, Maiania, Manlia, Marcia, Maria, Numitoria, Ogulnia, Opimia, Papiria, Plautia, Pompeia, Porcia, Postumia, Rubria, Trebania, Tullia, Vargunteia, Vergilia, Vibia = 43 und ohne Namen 2; davon 25 mit dem Kopf der Roma. Unter den Familien sind 11 zweimal gezählt, weil sie bigati und quadrigati geschlagen haben.

Die Denarii serrati, die am Rande ausgezahnten Münzen (monnaies dentelées) haben die Germanen wohl deshalb bevorzugt, weil sie so in die Münze selber hineinzusehen glaubten und sich deshalb bei ihnen in Bezug auf reines Silber sicher fühlten. In Rom wurden sie nach Friedländers und Mommsens Darlegung erst durch den aus Ciceros rhetorischen Schriften bekannten Redner L. Licinius Crassus während seiner Censur 92 eingeführt und sind dann beliebig neben ungezahnten bis gegen Ende der Republik geprägt worden. Cavedoni und Babelon nehmen für die namenlosen serrati ein früheres Vorkommen an. Letzterer erinnert an gezahnte karthagische Gold- und Silbermünzen des III. Jahrh. v. Chr. und Bronzemünzen der Seleuciden und macedonischen Könige des II. Jahrh. v. Chr. und meint, dass die Römer diese nachgeahmt hätten. Friedländer führt an, dass die gezahnten Vorsprünge an syrischen Münzen nur zur Verzierung dienten. Weshalb man die Münzen auszahnte, darüber sind die Numismatiker noch nicht einig. Babelon bespricht zuerst ablehnend zwei mögliche Ab-

[1]) Cohen hat die Claudische Münze wegen Q. VR fälschlich als Urbinia gedeutet, Qu. Urbinius statt quaestoris urbani.

sichten bei ihrer Einführung, dass man das Beschneiden verhindern wollte, dass die Münzen den inneren Gehalt erkennen lassen sollten, und hebt dann hervor, dass sie schlechter geprägt seien als die andern Denare und aus Provinzialwerkstätten stammten, also für den Verkehr mit Barbaren geprägt seien, während Mommsen gerade meint, dass sie wohl alle aus der Prägestätte zu Rom stammten. Die zweite Absicht erscheint mir doch als die wahrscheinlichste, und ein praktischer Grund kann mitgewirkt haben; eine Rolle gezahnter Münzen lässt sich nämlich leicht mit Faden umschnüren und festhalten, so dass man zugleich die Münzen zählen kann, während eine Rolle glattrunder erst eingewickelt werden muss und so nicht mehr von aussen gezählt werden kann. Wenn Babelon gegen den von mir angenommenen Grund einzelne gefütterte oder plattierte Münzen (subaerati, subferrati, monnaies fournées, aus Kupfer, Eisen, Blei oder Zinn mit dünner Silberschale) mit gezahntem Rande anführt, so lässt sich dagegen sagen, dass sich erst im Verlauf der Zeit das Prinzip nicht als untrüglich, nicht als praktisch erwies. Als durch Falschmünzer gefütterte Denare aufkamen, wurden serrati geprägt; und als auch diese nachgeahmt wurden, hörte man damit auf. (Friedländer-Sallet S. 188) [1]) Dazu gesellte sich noch eine Unannehmlichkeit, dass sich nämlich in den Ecken sehr schnell Schmutz ansetzte. Diese beiden Erfahrungen mögen ein weiteres Durchdringen der Neuerung verhindert haben, wie ohnehin viele am Alten hängen und sich nicht auf Neuerungen einlassen, sowohl verfertigende Münzmeister als gebrauchendes Publikum. Dass aber zu verschiedenen Zeiten einzelne Münzmeister wieder gezahnte Denare schlugen, ist auch nicht zu verwundern; denn mancher wollte etwas Besonderes bieten. Es war eine Mode und Geschmacksache, wie ja auch in unserm uniformen Vaterlande z. B. die 50 Pfennigstücke an den verschiedenen Münzstätten in recht verschiedener Weise ausgeprägt werden.

Uebrigens ist die Zahl der Serrati bedeutend geringer als die der Bigati oder Quadrigati. Sie sind vorhanden von den Familien Antonia (Balbus)[2]), Claudia (Ti. Nero, dessen Antrag bei Beratung über die gefangenen Catilinarier Sallust Cat. 50 erwähnt), Cornelia (Scipio Asiagenus), Poblicia, Pomponia, Porcia (alle drei mit den Censoren L. Licinius Crassus und Cn. Domitius zusammen), Mamilia, (Limetanus. Vorn Büste des Merkur als Stammvater des Odysseus nach

[1]) Zeitweise wurden auch von Staatswegen plattierte Denare ausgegeben, 91 nach der lex Livia und für den indischen Handel unter Augustus bestimmte Denare und dann unter Claudius, Nero und Vespasian.

[2]) Es ist der Seite 20 erwähnte Denar des Antonius Balbus mit S.C.

Ovid Met. XIII, 146 oder als Retter bei Circe, hinten Odysseus mit Hut und Knotenstock von seinem Hunde erkannt; Odysseus und Circes Sohn Telegonus sollte der Vater der Mamilia sein. Der von Sallust Jug. 40,65 erwähnte Volkstribun ist wohl der Vater des Münzmeisters.); Memmia (Galeria mit Venus, weil er seinen Stamm von Troja ableitete Verg. Aen. V 117), Naevia (mit triga) je 1 fr.; ferner Aquillia (M'. Aquillius, welcher als Consul 100 den Sklavenaufstand in Sicilien unterdrückte, tritt schützend vor die niedergesunkene SICILia.), Aurelia, Hosidia (Diana und kaledonischer Eber = 5ç), Maria (C. Marius C. f., Pflüger mit zwei Ochsen), Mucia oder Fufia (Italien reicht Rom die Hand), Papia, Postumia (Albinus, Stieropfer auf dem Aventin; oder Kopf der HISPANia.) Roscia (L. Roscius Fabatus, Cäsars Legat. Caes. de b. G. V, 24. 53; de b. civ. I, 3. 8. 10.) je 2—3 fr.; endlich Maria 4 fr.; Cosconia 5 fr.; Maria 8 fr.; Vettia 12 fr.; Crepereia, Egnatia, Volteia 30—50 fr.; = 26 + 1 namenloser. Im Folgenden habe ich bei den aus anderen Gründen interessanten Münzen es noch mit angegeben, wenn sie gezahnt sind.

Götter.

Die Götter, welche auf den republikanischen Münzen sich finden, sind folgende: Aesculapius, Apollo, auch Veiovis, Aurora, Bacchus, Castor und Pollux, Ceres, Cupido, Cybele und Atys, Dea Dia oder Acca Larentia, Diana, auch Luna, Hercules, Janus; Juno, auch Sospita, Caprotina, Moneta; Juppiter, auch Ammon, Axur, Capitolinus, Feretrius (Tempel,) Pluvius, Terminus, auf der Ziege Amalthea; Lares, Leuconoe, Mars, Medusa, Mercurius, Minerva, Musae je eine, Neptunus, Nymphae Querquetulanae, Pan, Penates, Priapus, Quirinus, Roma, Saturnus, Sol, Vacuna, Venus, Vesta, Vulcanus; und ferner die Personifikationen: Concordia (bei Livius wiederholt), Bonus Eventus, Fides (Liv. I, 21) Feronia (Liv. I, 30), Flora, Fortuna, auch populi R, Felix, Victrix, Fortunae Antiates, Genius (populi R.) (Liv. XXI, 62), Honos (Liv. XXVII, 25), Libertas, (Liv. XXV, 7), Nemesis, Pallor und Pavor (Liv. I, 27), Pax, Pietas, Salus (Liv. IX, 43. X, 1), Sors, Terminus, (Liv. I, 55), Valetudo, Victoria (bei Livius oft), Virtus (Liv. XXVII, 25). (Vergl. Preller: Röm. Mythol. II[3] 252—268.)

Am häufigsten tritt der Kopf der Roma entgegen, regelmässig auf dem ältesten runden As und seinen Mehrheiten und auf dem Avers der kupfernen Trienten und Uncien, so-

wie sehr zahlreich auf dem Avers der Denare. Wenn die Schüler zum ersten Male eine solche Münze sehen, nennen sie die Gottheit sofort Pallas Athene oder Minerva und zeigen somit das richtige Verständnis, dass dieser Kopf den griechischen Vorbildern entlehnt wurde. Mit Recht sagt Mommsen, dass die Beischrift ROMA das Bild erklären sollte; dagegen möchte er (S. 144) in den weiblichen Köpfen des Triens und der Uncia oder wenigstens in dem einen die Minerva erkennen, indem er Zweifel hegt, ob die dea Roma so früh personifiziert sei; Minerva wäre dann als Erfinderin der Zahlen gewählt. Einfacher ist die Deutung, dass man den griechischen bekannten Pallaskopf nahm und ihn für Rom in Roma umtaufte.

Der doppelte Januskopf, zwischen dem zumeist die Zahl I hervorragt, findet sich, wie schon erwähnt, auf dem As; und sein frühes Erscheinen auf dieser Einheitsmünze stimmt zu seiner uralten hohen Verehrung in ganz Italien. Silber- und Goldmünzen mit dem Januskopf sind selten; es sind kampanische Denare und Quinare und ein Silberdenar der Familie Furia.

Die Köpfe des Juppiter, Herkules und Merkur auf dem Semis, Quadrans und Sextans sind bei diesen Münzen schon genannt worden, Herkules wurde als Wahrer und Mehrer des Vermögens, Merkur als Beschützer des Handels und Verkehrs gewählt.

Zeus oder Juppiter schwebt den Schülern zumeist in den zahlreichen Darstellungen des in ruhiger Majestät sitzenden Herrschers nach Phidias Vorbild vor, und zu diesen grossen Darstellungen und Abbildungen wird man keine kleine Münze hinzunehmen. Weniger bekannt ist ihnen die Darstellung des Juppiter im Viergespann auf dem kapitolinischen Tempel (Liv. X, 23; Ziegler, das alte Rom IV), und dass er beim Fahren als Ζεὺς κεραύνιος oder Juppiter tonans seine Blitze schleudert, wie sie es bei Horaz (I, 12, 58; I, 34, 5) lesen. Tu gravi curru quaties Olympum und Diespiter per purum tonantes egit equos volucremque currum[1]). Hier zeigen nun römische Münzen, wie sehr diese Vorstellung verbreitet war.

Auf 26 Denaren und 1 Quinar ist Juppiter auf dem Viergespann dargestellt; mit der rechten Hand schleudert oder hält er die Blitze, mit der linken fasst er die Zügel oder ein Scepter, bezw. einen Lorbeer- oder Palmzweig. Die Pferde eilen zumeist im Galopp dahin, auf einigen Münzen gehen sie

1) Da auf den plastischen Darstellungen weder Wagen noch Rosse mit Flügeln versehen sind, wird man auch nicht mit Kiessling in seiner Horazausgabe annehmen, dass volucris „Flügelrosse“ bedeute. Der Wagen eilt vogelgleich durch die Luft.

im Schritt, und dem entspricht auch die Haltung des Gottes. Die letztere Darstellung stimmte wohl mit dem grossen Standbild auf dem kapitolinischen Tempel überein. Der Preis der Denare schwankt zwischen 1 und 60 fr. Von den billigen (1 fr.), welche lebhafte Bewegung zeigen, haben das deutlichste Gepräge die von den Familien Minucia und Papiria, dann Fabia und Trebonia; alle haben auf dem Avers den Romakopf. Die kampanischen Denare enthalten noch die Siegesgöttin hinter Juppiter und haben auf dem Avers den bartlosen Januskopf und ROMA in tiefgeschlagener Schrift (10 fr.), der des Aemilius Scaurus zeigt auf dem Avers die Uebergabe des Königs Aretas (mit Scorpion 6 fr., ohne Scorpion 2 fr.), der des Cornelius Sisenna zeigt vor den Pferden den vom Blitz bedrohten schlangenfüssigen Riesen Typhon (10 fr.), der des Scipio Asiagenus ist gezahnt (1 fr.). — Es könnte hierzu bemerkt werden, dass von Augustus neben dem grossen Juppitertempel auf dem Kapitol noch ein besonderer dem Juppiter tonans zu Ehren im J. 22 v. Chr. eingeweiht wurde. Dieser Tempel verbrannte 69 bei dem Sturm der Vitellianer gegen die Anhänger des Vespasian und wurde von Vespasian und nach neuem Brande von Domitian 82 wieder hergestellt, wie Münzen des letzteren Kaisers zeigen. (Coh. 69—71).

Unter den Münzen mit Götterbildern verdienen die Denare mit den Dioskuren, über deren Häuptern Sterne stehen, eine besondere Hervorhebung. Um sie als Reiter zu veranschaulichen, dienen gewiss am besten Photographieen von den kolossalen Rossebändigergestalten auf dem Monte Cavallo oder den rosseführenden Statuen am Kapitol. Um sie aber als kämpfende Ritter und als schützende Sterne zu veranschaulichen, wie sie von den Römern unter Beeinflussung der lakonischen Städte Unteritaliens besonders verehrt wurden, dazu eignen sich gerade die Münzen.

So dienen sie zur Veranschaulichung der Horazischen Worte (Od. I, 3) Sic te — fratres Helenae lucida sidera, mit denen er seinen Freund Vergil dem Schutze der Dioskuren empfiehlt, sowie der Schilderung Od, I, 12 quorum simul alba nautis stella refulsit, defluit saxis agitatus humor und Od. IV, 8, 31 Clarum Tyndaridae sidus ab infirmis quassas eripiunt aequoribus rates. Es ist dies nicht ohne weiteres der Morgen- und Abendstern, wie Mommsen, Babelon und Halke annehmen[1]), oder das bekannte Sternbild der Zwillinge

1) Wie weit diese beiden Brüderpaare ursprünglich zusammenhingen, ist nicht festgestellt. Preller, Griech. Mythol. I [3] 364 II 66. — Furtwängler zählt in Roschers mythologischem Lexikon die Stellen der griechischen Dichter auf, in denen ihrer als rettungbringend zur See gedacht wird, so bes. Hom. Hymn. 33, 7—17. Eurip. Hel. 140. 1495. 1500. El. 990—93, 1348—52.

Kastor und Pollux, welches im Tierkreis zwischen dem Krebs und dem Stier steht (Hygin. de astron. II, 22). Sondern die Griechen und Römer meinten, dass diese Gottheiten auch sonst sich den Schiffern in Gestalt von zwei Sternen zeigten. Lucian erzählt (navig. 9) λαμπρὸν ἀστέρα Διοσκούρων τὸν ἕτερον ἐπικαθίσαι τῷ καρχησίῳ (Mastspitze) καὶ κατευθῦναι τὴν ναῦν, und Plinius (h. n. II, 101): stellae antemnis navigantium insistunt — graves, cum solitariae venere, geminae autem salutares et prosperi cursus praenuntiae — et ob id Polluci et Castori id nomen assignant eosque in mari deos invocant. Dass hier nicht das eine Sternbild des Tierkreises gemeint ist, sondern das St. Helena- oder St. Elmsfeuer, welches an Masten und Raaen der Schiffe aufleuchtet, erhellt aus der Beschreibung des Plinius, wie aus den Erklärungsversuchen, welche Plutarch (de plac. philos. II, 18) mitteilt: Περὶ τῶν ἀστέρων τῶν καλουμένων Διοσκούρων. Ξενοφάνης τοὺς ἐπὶ τῶν πλοίων φαινομένους, οἷον ἀστέρας, νεφέλια εἶναι κατὰ τὴν ποιὰν κίνησιν παραλάμποντα. Μητρόδωρος τῶν ὁρώντων ὀφθαλμῶν μετὰ δέους καὶ καταπλήξεως εἶναι στιλβηδόνας.

Zu den Stellen in Horaz I, 12,25 und sat. II, 1,35, sowie Ovid. metam. VIII, 301 und anderen, wo die Brüder entsprechend dem homerischen ἱππόδαμος und πὺξ ἀγαθὸς geschieden sind, kann man die Münzen nicht verwenden, da auf denselben Kastor und Pollux gleichmässig als Reiter dargestellt werden. Innerhalb der römischen Geschichte aber treten sie gemeinsam auf weissen Rossen als Retter und Führer zum Sieg auf[1]) in der Schlacht gegen die Latiner am See Regillus 496, später als Boten von den Siegen über Perseus bei Pydna und über die Cimbern bei Vercellae. Livius (II, 20) erzählt von der ersten Schlacht nur: Ibi nihil nec divinae nec humanae opis dictator praetermittens aedem Castoris vovisse fertur[2]), und (II, 42) die 17 Jahre später stattgefundene Einweihung des Tempels, den er VIII, 11 noch einmal erwähnt. Doch lässt sich im Unterricht an diese Stellen oder an die Geschichte, falls dieselbe noch in Obersekunda so ausführlich gegeben wird, oder an eine Besprechung des Ritterstandes die Erwähnung anknüpfen, dass den Dioskuren in Rom da, wo sie nach jener Schlacht erschienen, der Tempel aedes Castoris erbaut und das daneben befindliche Bassin, in dem sie damals ihre Rosse badeten, ihnen heilig war, dass das jährlich an den Iden des Juli stattfindende Fest in der trans-

1) Preller, Röm. Mythol. II³ 300.
2) Babelon sagt unrichtig von der Teilnahme der Dioskuren an dieser Schlacht und ihrem Erscheinen in Rom: Cette naïve légende racontée longuement par Tite Live (II, 20) devint rapidement très populaire.

vectio equitum gipfelte, welche ja unter Beistand der Dioskuren jene Schlacht hauptsächlich entschieden, und dass überhaupt die Dioskuren die Beschützer des römischen Ritterstandes, bez. der Grosskaufmannschaft waren und ihr Tempel den Mittelpunkt der römischen Börsengeschäfte bildete. Im Jahre 304 war das Dioskurenfest mit dem Aufzug der Ritter eingerichtet worden, 36 Jahre später wurden die ersten Silbermünzen in Rom geprägt, namentlich für den auswärtigen und überseeischen Handel, und da wählte man zunächst das Bild der Dioskuren, zumal auch dieser Münztypus in dem vor kurzem unterworfenen Tarent und überhaupt in den lakonischen Städten Grossgriechenlands sehr üblich war[1]).

Die Dioskuren finden sich nun immer auf den Silberdenaren, bez. auch Quinaren und Sesterzen der Republik in der Zeit von 268 bis kurz vor 217, dann nicht mehr häufig.

Auf dem Avers zeigt sich in der alten Zeit stets der behelmte Kopf der Roma, vielfach mit X.

1) und zwar zumeist: Die Dioskuren zu Pferde neben einander, mit eingelegter Lanze nach rechts galoppierend, um die Schultern einen flatternden Mantel und auf dem Kopfe einen spitzen Hut; über den Köpfen je ein Stern.

Ohne Münzmeisternamen giebt es 8 Arten, teils mit, teils ohne besonderes Münzzeichen (Mo. 2, 6, 10, 21. Mo. Bl. pl. XXII. XXIII. Coh. pl. XLIII. Bab. I, 1—4, 20, 21, 32—34.) im Preise von 1—15 fr.

Mit Münzmeisternamen giebt es solche Denare, bez. auch Quinare von den 25 Familien Aelia, Antestia, Atilia, Aurelia, Autronia, Baebia, Caecilia, Calpurnia, Cupiennia, Decia, Domitia, Fabia, Horatia, Itia, Julia, Junia, Marcia, Matia, Minucia, Plautia, Quinctia, Scribonia, Sempronia, Terentia. Von diesen sind gewöhnlich und billig Antestia, Julia, Junia, Marcia, Minucia, Sempronia, Terentia. Zu 2 bis 3 fr. sind angesetzt die der Familien Aelia, Atilia, Cupiennia, Junia, Matia, Quinctia, Scribonia; die andern steigen von 5 fr. bis zu 600 fr. (Horatia). Besonderes Interesse bietet der Denar des T. Quinctius Flamininus, des Enkels vom Sieger bei Pydna, weil dessen Sieg gerade von den Dioskuren in Rom gemeldet oder auch durch dieselben herbeigeführt wurde; auch ist unter den Dioskurenpferden noch ein macedonischer Schild angebracht. Auf dem Avers befindet sich neben dem Romakopf ein Apex oder Hut der Priester, bez. flamines, woher die Familie ihren Namen führte.

2) Die Dioskuren stehen neben ihren Pferden, Memmia (vorn jugendlicher Kopf, 2 fr.). Sie lassen dieselben zugleich

1) Mommsen, Röm. Münz. 301. 479.

aus einem Troge oder Bassin trinken, Postumia (mit Sternen 6 fr.; ohne Sterne 10 fr.). Es ist das vorher erwähnte Bassin der Juturna neben dem Kastortempel in Rom.

3) Sie sprengen auf ihren Pferden mit niedergehaltenen Lanzen von einander. Servilia (Mo. 163, 2 fr.).

4) Es sind nur die Köpfe mit den Sternen dargestellt auf den Münzen von 3 Familien: 1. Cordia, auf dem Revers Venus Verticordia (3 fr.). 2. u. 3. Fonteia, auf dem Revers Galere mit Pilot; 10 Ruder auf d. Seite (2 fr.), mit P. P. = Penates publici (4 fr.).

5) Auf einer Kupfermünze von Venusia finden sich ebenfalls die Dioskuren. Avers: VE(nusia). N. II (Nummi duo). Kopf des jungen Herkules mit Löwenfell und Keule auf der Schulter. Revers: CAQ. Die beiden Dioskuren nach rechts sprengend, ohne Sterne. Diese Münze würde ihrer Grösse wegen angenehm sein, ist aber äusserst selten. Mo. 204. Mo. Bl. IV, 14; pl. XV, 1. Endlich führen Cohen LXX, 10 u. Babelon (I, S. 59) unter den namenlosen Münzen einen schönen Quincunx mit dem Apollokopf und den reitenden Dioskuren (ROMA) vor (40, bez. 15 fr.). Dazu kommen noch 5 oskische Denare aus dem Bundesgenossenkrieg (Mo. 216 u. 217, selten).

Für die Schule haben die besonderen Arten kein Interesse; es genügt, aus den billigen beliebig einige Exemplare anzuschaffen; nur müssen die Sterne oben erhalten sein.

Von der sabinischen Göttin Vacuna, von der ein Tempel in der Nähe von dem Landgute des Horaz lag (Hor. ep. I, 10, 49) wird ein Brustbild geboten durch einen Denar der Familie Plätoria (3 fr.). Hier ist sie geflügelt und trägt einen Helm, welcher mit Lorbeer, Aehren, Mohn und Lotos (?) bekränzt ist, einen Köcher und Bogen und endlich ein Füllhorn. (Auf dem Revers zeigt sich ein Adler mit Blitzen.)

Von der Venus Erycina zeigt ein Denar der Familie Considia (6 fr.) auf dem Avers das mit Diadem und Lorbeer geschmückte Haupt der Göttin und auf dem Revers die Inschrift ERVC, aber eine sehr dürftige Abbildung des Berges und Tempels. Dass dieser in Sicilien, Afrika und Italien verehrten karthagisch-phönicischen Göttin, deren Kultstätte 241 dem römischen Reiche einverleibt worden war, nach der Schlacht am Trasumenischen See auf Weisung der sibyllinischen Bücher ein Tempel in Rom selbst gelobt und dann auf dem Kapitol erbaut wurde, lesen die meisten Schüler im Livius (XXII, 9. 10. XXIII, 30, 31); manche vielleicht auch, dass ihr in Rom noch ein zweiter Tempel gebaut wurde (Liv. XXX, 38 u. XL, 34). Ciceros divinatio in Caecilium und oratio in Verrem II, 1 u. 2 pflegen in den Schulen nicht gelesen zu

werden; aber in der Aeneide (V, 759) begegnet sie den Schülern wieder, und ihre spezielle Verehrung in Rom, namentlich seit der Herrschaft der Julier erhellt daraus, dass Horaz (I, 2, 33) sie nur Erycina nennt. Manche Primaner lesen auch Tacitus IV. Buch der Annalen (c. 43).

Andere Gottheiten brauchen den Schülern nicht durch Münzen vorgeführt zu werden, so interessant auch das Studium ihrer Münzdarstellungen im Einzelnen ist. Noch weniger wird man Personen der griechischen Sage, wie Achilles, Bellerophon, Endymion, Europa, Marsyas, Perseus, Sirenen auf römischen Münzen vorführen.

Geschichtliche Bilder.

An Bildern von berühmten Römern der republikanischen Zeit auf Münzen führt J. J. Bernoulli (Römische Ikonographie I, 1882) folgende in Lichtdruck-Nachbildungen vor: Romulus, T. Tatius, Numa, Ancus, L. Brutus, Postumius Regillensis, Dom. Ahenobarbus, Servilius Ahala, S. Sulpicius, Marcellus, Scipio (?), Flamininus (?), C. Caldus, Sulla, Pompeius Rufus, A. Restio, Arrius Secundus, Numonius Vaala, L. Regulus, Pompeius, Cn. Pompeius, Vater und Sohn, Redner Cicero (nicht nach einer Münze, sondern einem geschnittenen Stein in Berlin), Cicero Sohn, S. Pompeius, Cäsar, Atius Balbus, Labienus Parthicus, Domitius Ahenobarbus, M. Brutus, M. Antonius, Fulvia (?), Kleopatra (griechische M. aus Alexandria), M. Antonius d. J., L. Antonius, Lepidus, Agrippa, Prokonsul Scipio, Quinctilius Varus, Saturninus, Paullus Fabius, Africanus Fabius, Asinius Gallus, Veidius Pollio, Terenz, Sallust, Horaz, Apuleius. Die letzten vier sind nach unzuverlässigen kupfernen Contorniaten (Denkmünzen aus der spätesten Kaiserzeit; contorno ital. = erhöhter Rand) abgebildet, welche Cohen im 6. Bande seiner Kaisermünzen nach M. Sabatier S. 557, 555, 554, ohne Abbildungen zusammengestellt hat.

Die wichtigeren Römer aus der Uebergangszeit von der Republik zur Monarchie, nämlich Cn. Pompeius, Vater und Sohn, und S. Pompeius, Cäsar, M. Brutus, M. Antonius, Vater und Sohn, L. Antonius, Agrippa und ausserdem Cassius, Oktavia und L. Antonius hatte schon vorher in besseren Abdrücken, die zum Teil von Bernoulli benutzt sind, Imhoof-Blumer in seinen „Porträtköpfen auf röm. Münzen der Republik und der Kaiserzeit“ 1879 herausgegeben. Die übrigen, von Imhoof nicht berücksichtigten sind teils für die Schule zu unwichtig, ausser Sulla (geprägt von Pompeius Rufus), teils ohne histo-

rischen Wert, wie die vier Könige und der Stifter der Republik L. Brutus. Es sind nun aber interessant nicht nur die Porträts, sondern auch Handlungen und verschiedene Gegenstände und Inschriften, die sich auf den betreffenden Münzen finden.

Das älteste Ereignis der Sage, welches auf Münzen vorkommt, ist die Scene, wie Aeneas seinen Vater Anchises auf der einen Schulter und die Penaten auf dem andern Arm rettet. (Vergil. Aen. II, 707—748.) Der betreffende Denar, welcher auf dem Revers noch die Legende CAESAR und auf dem Avers der Kopf der Venus zeigt, rührt von Cäsar selbst her, welcher 46 v. Chr. der Venus Genetrix einen Tempel erbaute (2 fr.). Eine ähnliche Darstellung enthält ein Denar des L. Livineius Regulus (40 fr.).

Die Wölfin mit Romulus und Remus findet sich nach Babelon auf 7 Münzen der Republik, von denen nur der Denar des geschichtlich unbekannten S. Pompeius Fostlus (Mo. 159), auf welchem auch der ruminalische Feigenbaum und der Hirt Faustulus (Liv. I, 4) zu sehen ist, zu den billigen Münzen (1 fr.) gehört. Da aber die Kupfermünzen Constantins des Grossen mit der Wölfin ausserordentlich häufig und billig sind, kann man für die Schule auch die letzteren allein anschaffen.

Der Raub der Sabinerinnen (Liv. I, 9) erscheint auf den drei Denaren der Familie Tituria. Der Avers zeigt den Kopf des sabinischen Königs Titus Tatius mit der Legende TA und SABIN, der Revers zwei Römer, die je eine Jungfrau fortschleppen, mit der Legende L. TITVRI. (1 fr.)

Der Revers von zwei anderen Denaren derselben Familie, deren Avers dem der vorigen entspricht, zeigt die verräterische Tarpeia (Liv. I, 11) zwischen Schilden niedergesunken und von zwei Sabinern, die sie abzuwehren sucht, weiter bedroht. (1 fr.) Die symbolische Bedeutung des Mondes, welcher mit einem Stern oberhalb der Tarpeia sich zeigt, und auch bei Properz (V, 4,23) vorkommt, ist zweifelhaft. Die Schüler begnügen sich mit der selbstzufindenden Erklärung, dass die Scene in der Nacht stattfand. Die bessere Darstellung findet sich auf demjenigen Denar, dessen Avers zugleich die Buchstaben A. PV (argento publico) enthält. Der betreffende Münzmeister Titurius ist vielleicht der Vater von Cäsars Legaten (Mo. 214).

So mangelhaft nun die besprochenen vier Darstellungen auf den Münzen in künstlerischer Hinsicht sein mögen, den Schülern bereitet es grosse Freude, die Bedeutung der Bilder selber zu erkennen.

Die Köpfe der Könige Numa Pompilius und Ancus Marcius auf Familiendenaren, einzeln oder auch vereinigt,

bieten kein besonderes Interesse, wenn nicht hervorgehoben werden soll, dass gewisse Familien damit ihr Alter und Ansehen beweisen, bez. fördern wollten, wie die Pomponia und die Marcia. Auch die Pisonen, an welche Horaz seine Epistel über die Dichtkunst richtete, rühmten sich der Abkunft von Numa Pompilius. So redet sie auch Horaz selber an (ep. ad Pis. 292) Vos o Pompilius sanguis; nach Plutarch (Numa 21) leiteten die Calpurnier ihren Namen von Kalpus, einem Sohne des Numa ab, wie die Pomponier den ihrigen von einem anderen Sohne, namens Pompon, und auf dem Denar des Cn. Calpurnius Piso, welcher 55 v. Chr. als Proquästor im diesseitigen Spanien stand, ist der Kopf Numas abgebildet, während den Revers seinem Proconsul Pompeius Magnus zu Ehren ein Schiffsschnabel schmückt (15 fr.).

Da Tullus Hostilius in der Schlacht gegen die Vejenter, von den Albanern verraten, dem Pallor und Pavor einen Tempel gelobte (Liv. I, 27), finden sich diese Gottheiten auf Denaren der hostilischen Familie, die bei Cäsar besprochen werden.

Auf die von Livius I, 45 erzählte Geschichte aus der Zeit des Servius Tullius von dem Stieropfer am Tempel der Diana, welches die Herrschaft der Römer oder Sabiner über Latium entscheiden sollte, bezieht sich der Denar eines Postumius Albinus, wohl weil A. Postumius Albus durch seinen Sieg am See Regillus die Unterwerfung Latiums entschied. Die Vorderseite zeigt das Brustbild der Diana mit Bogen und Köcher und oben einen Stierkopf, die Rückseite auf einem Berg einen brennenden Altar, einen Stier und einen Mann, der diesen zum Opfern besprengt. (Gezahnt 1 fr. Mo. 254.)

Nach Plinius (h. n. XXXI, 3,41) stammte die erste Wasserleitung vom König Ancus Marcius und wurde 146 von dem Prätor Qu. Marcius Rex auf das Kapitol hinaufgeleitet, weshalb ihm dort eine Statue errichtet wurde. Darauf weist ein Denar von Marcius PHILIPPVS, welcher hinten noch das Abbild jener Reiterstatue über einem Aquädukt, in dessen Bogen AQVA MAR steht, enthält; auf der Vorderseite der Kopf des Königs ANCVS. (2 fr. Mo. 290). — Im Livius aber (I, 33) lesen die Schüler von Ancus Marcius: in ore Tiberis Ostia urbs condita, und auf diese Hafenanlage weist wohl[1]) ein As des C. Marcius Censorinus aus dem Jahre 84, welcher vorn die Köpfe des NVMA POMPILI und ANCVS MARCI, hinten aber zwei hohe Steinbogen und in dem einen eine Siegesgöttin, in dem andern einen Schiffsschnabel C. CENSO. ROMA zeigt. Die Bogen bedeuten die Wasserleitung des Königs

1) Klügmann: Wiener Numismat. Zeitschrift 1879.



Ancus. Auf einer Abart stehen ohne Bogen zwei Schiffsschnäbel mit einer Viktoria. Auf Numas Sohn Mamercus führten die Marcier ihren Ursprung zurück. (6 fr. Mo. 233.)

Die Geschichte der Republik wird durch eine mässige Zahl von Denaren illustriert, auf welchen die betreffenden Münzmeister einen berühmten Ahnen verherrlicht haben; die unbedeutenden Nachkommen bieten kein Interesse für die Schule und werden von mir im Folgenden nicht mit angegeben; erst seit 58 v. Chr. kommen gleichzeitige Thaten auf den Münzen vor.

Der Begründer der Republik, L. Junius Brutus ist von dem republikanischen Mörder Cäsars, M. Junius Brutus, oder wie er sich nach seiner Adoption durch seinen Oheim Servilius nannte, Qu. Cäpio Brutus auf Münzen gefeiert, schon 15 Jahre etwa, ehe derselbe die Republik durch Cäsars Tod neu zu gründen versuchte. Auf dem einen Denar befindet sich vorn der Kopf des ersten Consuls Brutus (BRVTVS), hinten der des Servilius Ahala (AHALA), der als Reiterführer 439 den Sp. Mälius wegen Strebens nach der Königsherrschaft erschlug (4 fr.); auf dem andern vorn der Kopf der Freiheit (LIBERTAS), hinten der erste Consul Brutus zwischen zwei Liktoren mit Beilen, voran ein Accensus (BRVTVS) (3 fr. Mo. 266).

Auf die von A. Postumius Albinus 496 am See Regillus erfochtene Schlacht, bez. die Meldung von derselben in Rom durch die Dioskuren bezieht sich der schon vorher bei den Dioskuren besprochene Denar mit dem Juturnabrunnen (6 oder 10 fr. Mo. 173, d) sowie der andere postumische von A. ALBINVS. S. F., welcher vorn einen Dianakopf und hinten drei mit Lanzen galoppierende Reiter zeigt, vor denen ein Krieger zusammenstürzt, und oben die Spitzen zweier Feldzeichen; denn Postumius hatte die Feldzeichen vor der Reiterei in die Feinde geschleudert (Flor. I, 5) (4 fr. Mo. 173, e).

Auf den Vertrag in den caudinischen Pässen 321 möchte Mommsen einen Denar von TI. VETurius beziehen, auf dessen Vorderseite ein jugendlicher Kopf mit Helm zu sehen ist, während hinten zwei Gepanzerte mit Lanzen ihre Schwerter nach einem von einem knieenden Knaben gehaltenen Schwein strecken. Mit dieser schmählichen Erinnerung hat aber der Münzmeister gewiss nicht seinen Ahnen ehren können, es wäre auch der einzige Fall im römischen Münzwesen, sondern er hat den von denselben Consuln 334 mit den Campanern und Samniten über Erteilung des Bürgerrechtes abgeschlossenen Vertrag gemeint, wie Mommsen in zweiter Linie

zulassen will; das Publikum hat aber gewiss bei diesem Denar eher an jene bekannte Schmach gedacht. (3 fr. Mo. 169.)

Auf die drei porcischen Gesetze de provocatione, von denen eines jedenfalls vom alten Cato Censorius herrührte, und eines die Provokation auch auf die Bürger während ihrer Militärzeit ausdehnte, gehen zwei Denare der Porcier zurück. Der eine zeigt vorn den Romakopf mit LAECA, hinten die Libertas nebst zufliegender Viktoria auf Quadriga mit M. PORC ROMA. (1 fr. Mo. 131.) Der andere, für Schüler verständlichere zeigt vorn den Romakopf mit P. LAECA ROMA, hinten einen von einem Ruten tragenden Liktor gefolgten römischen Soldaten, der seine Hand nach einem Bürger in der Toga d. h. nach der Volksversammlung ausstreckt, indem er das darunter stehende PROVOCO ausspricht. (6 fr. Mo. 161.) (Sall. Jug. 69. Cic. in Verrem V, 163. Liv. X, 9.)

Den Seesieg des Qu. Lutatius Catulus bei den ägatischen Inseln 241 deutet ein lutatischer Denar an, der vorn den Romakopf und hinten das Vorderteil eines Kriegsschiffes in Eichenkranz zeigt (2 fr. Mo. 147), ebenso ein Quadrans.

Da L. Cäcilius Metellus nach seinem Siege über Hasdrubal bei Panormus 251 beim Triumphe in Rom über 100 Elefanten vorführte, so wird mit Recht ein Denar (auch Semis und Quadrans) von C. METELLVS darauf bezogen, welcher vorn den ROMAkopf und hinten eine Elefantenbiga mit dem von der Viktoria bekränzten Juppiter zeigt. (Mo. 127; 3 fr.)

Sonst findet sich wunderbarer Weise keine Münze, die auf die punischen Kriege hinweist.

Wegen der Besiegung des macedonischen Königs Philipp durch T. Quinctius Flamininus 197 (Liv. XXXIII, 7 et sequ.) liess dessen Sohn oder Enkel T. Q. auf seinen Denaren unter den Dioskuren einen macedonischen Schild anbringen, während auf der Vorderseite neben dem Romakopf die Priestermütze apex auf die Entstehung des Beinamens Flamininus hinweist. (3 fr. Mo. 115.)

Auf den Sieg des L. Scipio Asiaticus über Antiochus 189 v. Chr. bezieht sich ein Denar, der vorn den Saturnkopf (Juppiter, Mo.) und hinten Juppiter auf der Quadriga mit L. SCIP. ASIAG (Asiagenus = Asiaticus) zeigt. (Gezahnt 9 fr. Mo. 201.)

Den Sieg des Aemilius Paullus über Perseus (168; Liv. XLIV, 40—XLV, 8) verherrlicht ein Denar der betreffenden Familie, welcher vorn den Kopf der Concordia zeigt und hinten ein Tropäum, zu dessen einer Seite der ge-

fesselte Perseus mit seinen zwei kleinen Söhnen, und zu dessen änderer Aemilius Paullus steht. (2 fr. Mo. 274.)

Die Unterwerfung der Allobroger 121 durch Domitius Ahenobarbus und Fabius Maximus wird vielleicht durch den Denar eines Poblicius Malleolus angedeutet, indem auf der Rückseite der mit den Allobrogern verbündete arvernische König Bituitus mit Speer und Schild und der grossen gallischen Trompete auf dem gallischen Kriegswagen dargestellt ist, darunter L. LIC. CN. DOM. Gemeint ist der den Primanern namentlich in Cic. de or. entgegentretende berühmte Redner L. Licinius Crassus, welcher mit Cn. Domitius Ahenobarbus 92 Censor war. (Gezahnt 1 fr.)

Die Uebergabe des gebundenen Jugurtha durch Bocchus an Sulla 105 (Sallust. Jug. 113) ist auf einem Denar des Sohnes vom Diktator dargestellt. Auf dem Avers steht der Kopf der von Sulla besonders verehrten Göttin Diana mit Mond (FAVSTVS), auf dem Revers sitzt Sulla erhöht, ihm reicht Bocchus knieend einen Olivenzweig, hinten kniet Jugurtha gesenkten Hauptes. (6 fr. Mo. 263.) Es entspricht diese Darstellung dem goldenen Weihgeschenk, welches Bocchus im Kapitol aufstellte (Plutarch Sulla 6 u. 3). Νίκας — καὶ παρ'αὐταῖς χρυσοῦν Ἰογόρθαν ὑφ'ἑαυτοῦ Σύλλᾳ παραδιδόμενον, sowie dem Siegelring Sullas: Ἦν δὲ ἡ γραφὴ Βόκχος μὲν παραδιδούς, Σύλλας δὲ παραλαμβάνων τὸν Ἰογόρθαν. Ein häufiger Denar vom Diktator Sulla selber zeigt vorn den Kopf der Venus und davor Cupido mit Palmzweig (L. SVLLA), hinten den Augurstab und Krug zwischen zwei Trophäen, deren Zahl der Beischrift IMPER. ITERVM, bezüglich den Siegen bei Chäronea 86 und Orchomenos 85 entspricht. (1 fr. Mo. 224, c.) Der Kopf des Sulla und der seines Kollegen Pompeius Rufus im Consulate 88 sind auf einem Denar des Enkels beider, Qu. Pompeius Rufus dargestellt. (6 fr. Mo. 292, a.) Dass Sulla auf Denaren des Proquästor L. Manlius im Viergespann L. SVLLA IMP dargestellt sei, nehmen Eckhel, Cohen und Babelon an, während Mommsen die Figur für Juppiter erklärt (5 u. 2 fr.); der Denar des A. Manlius mit Sullas Reiterstatue L. SVLL. FELI. DIC ist nur in Gold vorhanden (500 fr.).

Auf Sullas Gegner Marius wird mit Wahrscheinlichkeit der Denar eines C. MARI. C. F. CAPITo bezogen, welcher vorn den Kopf der Ceres und hinten einen Pflüger mit zwei Ochsen zeigt, zur Andeutung der Kolonie Eporedia, welche im Gebiete der Salasser 101 von den Römern, bez. Marius gegründet wurde. (Gezahnt 2 fr. Mo. 250.)

Die Niederwerfung des Sklavenaufstandes in Sicilien durch den Consul M. Aquillius 101—99 wird auf einem Denar dieser Familie in der Weise dargestellt, dass ein römischer Krieger eine niedergesunkene Frauengestalt, unter der SICIL geschrieben steht, aufrichtet, indem er nach der anderen Seite über seinen vorgehaltenen Schild auf Feinde zu blicken scheint. M. AQVIL. M. F. M. N.; auf der Vorderseite behelmter Kopf des Virtus IIIVIR VIRTVS. (Gezahnt 2 fr. Mo. 276.)

Aus der Zeit des Bundesgenossenkrieges 90—88 stammen 21 Arten oskischer Denare, nach römischem Muster von den Aufständischen geprägt. Fünf derselben tragen den Namen ITALIA = Corfinium, welches die Hauptstadt Italiens werden sollte, von diesen wieder einer noch den Namen eines Consuls der Italiker „G. Paapi. G.“ (= C. Papius Gai filius) in oskischen Buchstaben; alle anderen bieten nur Namen in oskischen Buchstaben. Ein Denar mit ITALIA zeigt einen vor einem Feldzeichen knieenden und ein Schwein haltenden Jüngling, das von rechts und links je vier Krieger mit den Schwertern berühren (= caudinischer Vertrag?), ein anderer die bewehrte Italia auf Schilden sitzend und von einer Viktoria bekränzt; beider Vorderseite enthält einen weiblichen Kopf mit Lorbeerkranz. Ein Denar mit der oskischen Inschrift „G. Paapi Mutil embratur“ (= C. Papius Mutilus imperator, Consul der Italiker 90) zeigt vorn einen weiblichen Kopf mit Epheukranz und hinten einen Stier (Wappen der Italia), der eine zu Boden geworfene Wölfin mit den Hörnern stösst. (Mo. 216—219; alle selten.)

Auf das Ende des Bundesgenossenkrieges 88 deutet ein Denar der Fufier. Die ein Füllhorn tragende Italia (ITAL) reicht der ein Scepter tragenden und den Fuss auf den Erdball setzenden Roma (RO) die Hand; auf dem Avers der bekränzte Kopf des HOnos und der behelmte des VIRTus. In welcher Beziehung die Münzmeister Calenus und Cordus (vorn KALENI, hinten CORDI) zu dem Ereignis stehen, und ob eine Beziehung auf des Marius Tempel, den er nach dem Sieg über die Teutonen und Cimbern erbauen liess, vorliegt, ist zweifelhaft. (Gezahnt 3 fr. Mo. 285.)

Auf die ausserordentlichen Kriegsrüstungen gegen Mithridates und die Piraten und auf die Bewilligung von 18 Mill. Denaren zum Bau einer Flotte in Asien 74 v. Chr. bezieht Mommsen die Denare des CN. LENtulus Quaestor oder LENT CVRator X (denariis) FLandis, welche den meerumflossenen Erdkreis und rechts Scepter mit Lorbeerkranz, links ein Steuer-

ruder darstellen EX S.C. Auf der Vorderseite der bärtige Kopf des G P R Genius populi Romani. Der Münzmeister ist Cn. Cornelius Lentulus Marcellinus, von Cicero Verr. 2, 42, 103 als clarissimus adulesceus erwähnt und Consul 56, der damals ausserordentlicher Weise als Quästor diese Münzen schlagen liess. Und wenn diese Beziehung auch nicht zutreffen sollte, so ist doch die römische Anschauung der Bestimmung zur Weltherrschaft so charakteristisch, dass die Münze schon deshalb den Schülern gezeigt werden sollte. (2 fr. Mo. 242 a u. b.)

Das erste Ereignis, welches, wie Mommsen erklärt, auf einer gleichzeitigen Münze sich dargestellt findet, ist die Unterwerfung von Aretas, König der Natabäer in Petra 62—60 vor M. Aemilius Scaurus, dem damaligen Verweser Syriens unter Pompeius, welcher 58 als kurulischer Aedil zur Veranstaltung seiner prächtigen Spiele vom Senate das Prägerecht erhielt. Derselbe leitete als Prätor 56 den Prozess gegen Sestius und wird in der in Prima oft gelesenen Sestiana des Cicero (101. 106), sowie in den Officien (I, 138. II, 57) wiederholt erwähnt. Der König Aretas kniet neben einem Kamel, von dem er eben abgestiegen ist. M. SCAVR. AED. CVR. EX S C. Auf der Rückseite hat der andere kurulische Aedil P. HYPSAE(us) AED. CVR. seinen Grossvater C. (Plautius) HVPSAE. COS verherrlicht, welcher 329 PREIVER(num) eroberte (Liv. VIII, 1, 20, 21). Teils mit, teils ohne REX ARETAS (2 fr. Mo. 267).

Zahlreicher sind nun die historisch interessanten Münzen aus der Zeit der Triumvirn Pompeius, Cäsar und Crassus, deren Personen oder Ereignisse den Schülern durch die Lektüre von Cäsars beiden Werken und von Ciceros Reden, Abhandlungen und Briefen besonders nahe treten.

Um mit Crassus zu beginnen, so liess sein Sohn Publius, welcher 58—55 unter Cäsar in Gallien als Legat diente (Caes. de b. Gall.) und 53 mit seinem Vater gegen die Perser fiel, als Quästor etwa 59 einen Denar prägen, auf dessen Vorderseite der Kopf der Venus dargestellt ist, und auf dessen Rückseite ein römischer Ritter mit Lanze zu Fuss sein Perd vorüberführt P. CRASSVS. M. F. Letzteres deutet auf seinen Vater und Grossvater, denen als Censoren die Ritter ihre Pferde vorführen mussten (4 fr. Mo. 288).

Dem vorher besprochenen Denar mit der Ergebung des Königs Aretas an einen Unterfeldherrn des Pompeius ist einer des curulischen Aedilen A. Plautius aus dem Jahre 54 sehr ähnlich, welch letzterer auch unter Pompeius in Asien kommandierte. Dieser nahm 64—63 die Ergebung eines sonst

nicht bekannten BACCHIVS IVDAEVS an, der, neben seinem Kamel kniend, einen Oelzweig emporhebt. Wenn Bacchius der jüdische Name des Königs Aristobulos ist, so hat Plautius diesen zuerst empfangen und zu Pompeius geführt; sonst ist Bacchius irgend ein angesehener, selbständig handelnder Jude gewesen. Auf der Vorderseite ist der Kopf der Cybele mit der Turmkrone abgebildet, weil die curulischen Aedilen die Feier der Megalensien besorgten. (2 fr. Mo. 270.)

Die Denare mit Pompeius' Kopf kosten mindestens 25 fr.

Ein Denar von einem unter dem Sohne Gnäus in Spanien kommandierenden Proprätor M. Poblicius zeigt vorn den Romakopf und hinten den CN. MAGNVS. IMP, wie er, den Fuss auf einem Schiffschnabel, der mit Schild und Speeren bewaffneten Bätica eine Palme reicht, also eben 46 aus Afrika nach Spanien hinübergefahren ist. (4 fr. Mo. S. 651 u. 656.)

Die interessanten Denare des Sextus Pompeius, welche den Neptun und ein Tropäum mit Scylla und Charybdis, oder den Leuchtturm von Messina mit Neptun und die Scylla zeigen, kosten 30 fr. Teils 30, teils 15 fr. kosten die Denare, die vorn den Kopf des Vaters Pompeius mit Augurstab und Krug MAG. PIVS. IMP. ITER zeigen und hinten PRAEF. CLAS. ET ORAE MARIT. EX S. C. Neptun zwischen zwei Jünglingen, welche ältere Männer forttragen. Es sind Anapias und Amphinomus, welche bei dem Ausbruch des Aetna ihre Väter aus Katana retteten (also in Katana geprägt), Sextus aber bewies sich mit seinem Bruder pietätsvoll gegen den Vater. Die Sage von den εὐσεβεῖς υἱοί wird mit geringer Aenderung den Obersekundanern aus der Rede des Lykurg gegen Leokrates (94—96) bekannt. Endlich bietet eine Grossbronze desselben Sextus auf der Vorderseite den Januskopf mit den Zügen des Vaters Pompeius MAGNVS und auf der Rückseite einen Schiffschnabel PIVS IMP (6 fr.).

Von den Denaren des einen Hauptes der Pompeianer, Qu. Caecilius Metellus Pius Scipio, gewährt der Denar mit Juppiterkopf und Elephant (6 fr.) kein besonderes Interesse, und die, welche den Kampf in Afrika durch Bild der Afrika und des Herkules oder der Siegesgöttin darstellen, kosten 15—25 fr.

Der in zwei Varietäten vorhandene Denar des Cato Uticensis aus seiner Thätigkeit während des Bürgerkrieges in Sicilien oder in Afrika 49—46 zeigen vorn den Kopf der Libertas M. CATO. PRO. PR mit oder ohne ROMA, und hinten die sitzende Siegesgöttin VICTRIX (2—3 fr. Mo. S. 650).

Von Ciceros Verwaltung Ciliciens 51 spricht eine Silbermünze von Apamea in Phrygien, M. CICERO M. F PROCOS,

ΘΕΟΠΡΟΠΟΣ ΑΠΟΛΛΩΝΙΟΥ (Name eines Ortsbeamten), links (Α)ΠΑ. Diese Münze ist vor dem 13. Okt. 51 geprägt, an welchem Cicero von seinen Soldaten als Imperator begrüsst wurde. (Auf einer anderen steht dieser Titel.) Auf der Kehrseite befinden sich noch zwei Schlangen, welche einen Dreifuss tragen. Auf der Vorderseite befindet sich innerhalb eines Epheukranzes die halb offene Cista mystica, der zu den bacchischen Mysterien gehörige Korb, aus welchem sich eine Schlange emporwindet. Aus den Windungen der Schlange ragen zwei Flöten hervor in Beziehung auf Marsyas, dessen Bild auf den Münzen von Apamea oft vorkommt, weil dort ein Fluss Marsyas vorbeiströmte. (Fr. S. 856). Apamea lag unweit Kelainai, wo die Grotte, in der Marsyas von Apollo geschunden sein sollte, gezeigt wurde (Xenoph. Anab. I,2,8). Derartige Münzen heissen Cistophoren und beziehen sich auf den Dienst der Magna mater in Phrygien und ihren geheimnisvollen Korb cista mystica, von dem Horaz (I, 18,12) sagt: nec variis obsita frondibus sub divum rapiam.

Auf Cäsar bezügliche Münzen werden von Babelon 50 (Julia 9—58) aufgeführt, zu denen noch aus den Oktavianischen Münzen fünf mit Cäsars Kopf (64. 98. 99. 128. 130) hinzuzurechnen sind; es sind 9, bez. 11 goldene, 39, bez. 40 silberne und 2, bez. 4 kupferne; die silbernen sind Denare ausser 2 Quinaren und 1 Sesterz.

Von den billigen Denaren ist der eine interessante schon unter „Aeneas" besprochen. Ein zweiter, der zwei Varietäten bietet, enthält vorn den Kopf der Venus mit Cupido und hinten über CAESAR ein Tropäum mit 2 Schilden und Speeren und 2 gallischen Trompeten[1]), unter dem eine klagende Frau (Gallia) und ein gefesselter bärtiger Barbar (Vercingetorix) sitzen; er ist also im Jahre 50 geprägt (2 fr.). Ein dritter zeigt vorn über CAESAR einen Elephanten, der eine Schlange zertritt, und hinten die Attribute des Pontifex (Cäsar war seit 72 pontifex, seit 63 pontifex maximus), Priesterhut, Beil, Weihwedel und Schöpfkelle. Der Elephant war das Stammwappen der Julii Caesares, und die Münze, vor dem Bürgerkrieg geschlagen, lässt sich nach Mommsen nur auf seine gallische Statthalterschaft zurückführen; Babelons spezielle Deutung aber auf den Sieg über Ariovist, weil die Schlange die Standarte (étendard) der Germanen sei, ist zweifelhaft (2 fr.). Von den Pontifexattributen zeigt ein vierter Denar hinten den Wedel und die Schöpfkelle, daneben aber Augurstab (lituus) und Krug zwischen AVGVR und PONT. MAX; vorn den Cereskopf mit COS.

1) Grosse Trompeten, die in einen aufgesperrten Tierrachen endigten.

TERT. DICT. ITER; also aus dem Anfange des Jahres 46; das D (donum) oder M (munus) auf der Rückseite weist darauf hin, dass Cäsar damals seine Soldaten mit diesen Geldstücken wohl nach dem Siege über Pharnaces beschenkte (2 fr.). Ein fünfter Denar zeigt vorn den Kopf der Pietas mit ⊥II und hinten ein Tropäum mit Schild und gallischer Trompete, daneben ein Beil und unten CAESAR; das Zeichen ⊥II bedeutet wohl die 52 Jahre Cäsars (3 fr.). Das Recht, sein eigenes Bild auf die Münzen zu setzen, erhielt er 47, als er auch parens patriae genannt und zum dictator perpetuo gewählt wurde; die entsprechenden Denare kosten 10, bez. 20 fr. Vorher waren schon sein Gesicht in dem Kopf einer Pietas auf einem Goldstück eingeschmuggelt worden und das seiner Frau Calpurnia in dem einer Siegesgöttin (CAESAR DIC. TER) auf einer Mittelbronze von C. Clovius, welche hinten eine schreitende Minerva mit Tropäum, sechs Speeren und Schild zeigt (4 fr.). Der Kopf Cäsars IVLIVS DIVOS vorn und der des bärtigen Oktavian CAESAR DIVI. F hinten befindet sich auf einer Grossbronze Oktavians (6 fr.) und einer Mittelbronze (3 fr.). Der billigste Denar mit Cäsars Kopf kostet 8 fr.; vorn Cäsars Kopf mit Stern CAESAR IMP, hinten Venus mit Scepter, unter welchem ein Stern, und mit kleiner Viktoria auf der Hand P. SEPVLLIVS MACER, aus dem Jahre 44 vor oder nach Cäsars Tode. Der nach seinem Tode errichtete Sühnetempel der Clementia, welche als Cäsars ruhmvollste Eigenschaft gefeiert wurde (s. auch Cic. p. Deiot. u. p. Marc.), ist auf einem Denar desselben Münzmeisters abgebildet CLEMENTIAE CAESARIS (60 fr.).

Cäsars Elephantendenar ist von A. Hirtius in Kleinbronze nachgeahmt, nur dass unter dem Elephanten A. HIRTIVS steht (1 fr.). Diese Münze ist für rheinländische Gymnasiasten besonders interessant, da dieselbe hauptsächlich im Trierschen gefunden worden ist und somit wohl in Trier selbst, bez. im Lande der Trierer geschlagen, die erste römische Münze von deutschem Boden darstellt. Freilich hat Cäsar diesen Legaten in seinen Commentaren nirgends erwähnt; die Schüler kennen ihn als Fortsetzer von Cäsars Commentarien und als unglücklichen Sieger bei Mutina 43. Es giebt solche in Erz gegossene Nachahmungen auch mit CAESAR und ohne Namen. (Senckler Rh. J. 1847.)

Zum Cäsarcyclus gehören auch die Denare seines Legaten im afrikanischen Kriege L. Hostilius Saserna. Der Kopf des Pallor oder Pavor auf der Vorderseite erinnert daran, dass Tullus Hostilius in der Schlacht gegen die Vejenter, in welcher ihn die Albaner im Stich liessen, diesen Gottheiten einen Tempel

gelobte (Liv. I, 27). Da aber neben diesem Kopf auf dem ersten Denar ein ovaler gallischer(?) Schild und auf zwei anderen die gallische Trompete abgebildet ist, wird eine Beziehung auf Cäsars Siege in Gallien angenommen; der Revers des ersten zeigt einen Wagenkämpfer auf dem gallischen essedum, der des zweiten nach Babelons Deutung drei römische Bürger, welche über den ponticulus in die saepta (von Cäsar eingerichtet) gehen, um dort ihre Stimme abzugeben; der des dritten die Ephesische, vielleicht auch Aventinische Diana mit Speer und Hirsch. Der vierte zeigt vorn den Kopf der Venus, hinten eine Viktoria mit Tropäum und Caduceum, deutet also auf Frieden nach Sieg, wie Babelon meint, auf die Indemnität nach der Schlacht bei Pharsalus; der Name des Münzmeisters ist beigeschrieben (3 fr. Mo. S. 651).

Von den Münzen von Cäsars Mörder, M. Brutus sind zwei schon bei dem Gründer der Republik besprochen worden; diejenigen Denare, welche sich auf den Bürgerkrieg beziehen und meistens vorn den Kopf der Freiheit oder des Brutus und hinten die Siegesgöttin oder ein Tropäum oder Opfergeräte zeigen, stehen nicht unter 20 fr.; der mit dem Freiheitshut zwischen zwei Dolchen EID. MART. (Idibus Martiis) kostet 350, die goldenen bis 1500 fr.

Die zu Brutus' Freund, C. Cassius Longinus gehörigen billigeren (4 fr.) Denare, welche 43/42 im östlichen Teile des Reiches geprägt sind, zeigen vorn den Kopf der LEIBERTAS und C. CASSI. IMPERATOR, hinten einen Augurstab und Krug mit dem Namen seines Münzmeisters (P. Cornelius) LENTVLVS SPINT(her). Der letztere, der mit der toga virilis schon das Auguramt erhielt (Cic. p. Sest. 144), schloss sich erst nach Cäsars Ermordung an Brutus und Cassius an, wurde als Proquästor nach Asien geschickt, avancierte dort zum Proprätor und nahm an den Kämpfen in Asien teil.

Der im Kampfe gegen Antonius gefallene Consul des Jahres 43, C. Vibius Pansa hat mehrere Münzen schlagen lassen. Die billigeren Denare (1—3 fr.) zeigen vorn einen Bacchuskopf und hinten Ceres mit Fackel vor einem Pflug oder im Schlangenwagen, oder auch vorn den Pankopf und hinten Juppiter Axur auf dem Throne; der auf den Krieg bezugnehmende, welcher vorn den Kopf LIBERTATIS und hinten Roma auf Schilden sitzend mit zufliegender Viktoria zeigt, kostet 8 fr.

Aus dem neuen Triumvirat des Jahres 43 hebe ich zunächst M. Aemilius Lepidus hervor, der bescheiden in Italien als pontifex maximus sein Leben beschloss. Auf dies

Amt, welches er nach Cäsars Ermordung erhalten hatte, und seine Augurwürde weisen die früher schon aufgezählten Abzeichen auf beiden Seiten seiner Denare und Quinare, die zugleich vorn M. LEPID. IMP. und hinten M. ANTON. IMP. oder mit mehr Abkürzung gezeichnet und also noch vor dem Triumvirat, in Gallien geschlagen sind. (Quinar 3 fr., Denar 30—40 fr.) Als Triumvir III VIR R. P. C. kommt er nur auf Goldmünzen vor.

Von M. Antonius werden bei Babelon 25 Gold-, 101 Silber- und 20 Bronzemünzen, zusammen 146 angeführt, jene bis 2500 fr., die mittleren bis 800 fr., die letzteren bis 100 fr. Von diesen verdienen die Anschaffung in mehreren Exemplaren vor allen die aus nicht reinem Silber geprägten, sogenannten Legionsdenare, aus deren Zahl — es sind 45 — man eine beliebige Auswahl treffen kann. Drei teuere nennen Prätorianer und Spekulatoren, die andern, zu 2 fr. und geringer angesetzt, nennen die verschiedenen, von Antonius kommandierten Legionen nach ihren Nummern. Immer zeigt die Vorderseite eine prätorianische Galeere mit Segel und ANT. AVG (augur) III VIR R. P. C. rei publicae constituendae, die Rückseite drei Feldzeichen, einen Legionsadler zwischen zwei Manipelzeichen, welche über der Tafel den tellerförmigen Schutz für die Hand und weiter hinauf drei Medaillen, endlich ein Kreuz führen, und unten zwischengestellt, bisweilen auch oben LEG. II, bez. IV, VII, IX u. s. w., eventuell mit einem Beinamen.

Will man den Schülern ein Bild von Antonius zeigen, so ist der billigste Denar einer des Jahres 43 zu 6 fr., welcher vorn den Kopf des Antonius M. ANTON. IMP. III VIR R. P. C. AVG (augur) und hinten den Kopf des Oktavian CAESAR IMP. PONT. III VIR R. P. C.; ein anderer zu 4 fr. zeigt vorn den Antonius als Pontifex gekleidet mit dem Augurstab in der Hand M. ANTONIVS M. F. M. N. (nepos) AVGVR. IMP. TER, hinten den Kopf des Sol mit Strahlenkrone III VIR R. P. C. COS. DESIG. ITER. ET TER (tertio). Die schönen Bronzemünzen von Antonius kosten über 50 fr.

Die Münzen, welche das Bildnis seiner Gattin Oktavia, der Schwester Oktavians tragen, und zwar immer mit dem des Antonius zusammen, kosten mindestens 35 fr., und ebenso steht es mit den antonischen Münzen, auf denen Cleopatra vorkommt. Viel häufiger sind die griechischen Münzen Cleopatras, wenn man diese den Schülern vorführen will.

Altertümer.

Ehe ich in der Geschichte weitergehe, stelle ich noch die für die Altertümer lehrreichen Münzen der Republik zusammen.

Die Ausrüstungsgegenstände eines Augurs und eines Priesters (lituus und urceus oder praefericulum), Flamen oder Pontifex (apex, simpulum, flabellum, securis), sind bei den Denaren von Cäsar und teilweise bei dem des Quinctius Flamininus vorgekommen. Beil, Schöpfkelle und Opfermesser des Pontifex finden sich auf dem Denar von Ciceros Mitbewerber ums Consulat P. GALB. AED. CVR. (im Jahre 69), der auf der Vorderseite das umschleierte Haupt der Vesta und S. C. zeigt (3 fr. Mo. 260.). Ein Augur selbst mit Schleiertuch über dem Kopf und dem Augurstab in der Hand kommt auf Denaren eines Cornuficius (400 fr.) vor. Das Opfer eines Stieres vor einem Tempel fand sich auf dem Denar des Postumius Albinus (Seite 31). Ein salischer Priester in der Stola mit Helm, Schild (ancile) und Merkurstab (caduceus) ist auf einem Denar von Sanquinius aus dem Jahre 17 dargestellt; mit Bezug auf die von August neu gefeierten Saekularspiele, zu denen Horaz das offizielle Festlied dichtete AVGVST. DIVI. F. LVDOS SAEC. (saeculares fecit); vorn der jugendliche Kopf des Julius Caesar unter einem Stern. M. SANQVINIVS III VIR (35 fr.). Wie ein lectisternium zubereitet wird (Hor. I, 37, Saliaribus ornare pulvinar deorum dapibus), wird in unvollkommener Weise auf einem Denar von Cölius Caldus 54 v. Chr. dargestellt (8 fr. Mo. 280 b).

Zu den Spielen gehören auch die Wettrennen. Ein Pferd ohne Reiter rennt auf einem Denar des C. Marcius Censorinus aus dem Jahre 84, der vorn den Kopf des Apollo trägt (1 fr. Mo. 233 b). — Von demselben stammt ein anderer Denar, der vorn den Kopf des Numa Pompilius und Ancus Marcius trägt und hinten zwei nebeneinander rennende Pferde zeigt, auf deren einem ein junger Jockey sitzt, der das andere mit der Peitsche antreibt C. CENSO. Diese Reiter sprangen auch während des Rennens von einem Pferd auf das andere. (2 fr. Mo. 233 a). — Einen galoppierenden Reiter mit Palmzweig oder Peitsche oder Beil oder Dreizack oder Schwert oder Fackel oder auch Kugel zeigen die Denare des L. (Calpurnius) PISO L. F. FRVGI aus dem Jahre 89 und seines Sohnes aus dem Jahre 61 etwa, welcher sich schon 67 mit Ciceros Tochter

(in Cat. 4,3; p. Sest. 68; Brut. 272) verlobte, aber frühzeitig starb. Auf der Vorderseite ist der Kopf des Apollo zu sehen (jener 2—20 fr., dieser 2—10 fr. Mo. 233, 264). Diese Denare beziehen sich auf die Apollinarspiele, welche 212 infolge der marcischen Sprüche eingerichtet und 211 auf Antrag eines Calpurnius vom Senat für jedes Jahr in Zukunft festgesetzt wurden (Liv. XXV, 12 Religio deinde nova obiecta est ex carminibus Marcianis. Censuerunt patres Apollini ludos vovendos faciendosque. Liv. XXVI, 23, ludi Apollinares et priore anno fuerunt et eo anno ut fierent referente Calpurnio praetore senatus decrevit ut in perpetuum voverentur).

Kampf von zwei Gladiatoren gegen einen Löwen und einen Tiger, hinter denen ein verwundeter Eber, findet sich auf einem Denar von L. Livineius, dessen Vorderseite den Kopf dieses Münzmeisters des Jahres 43/42 trägt. Besser aber sind die farbigen Bilder von Mosaiken, z. B. aus Nennig von Wilmowsky.

Die Jagd ist unter anderem auf einem sehr fein geprägten Denar des C. HOSIDI C. F. — GETA III VIR aus dem Jahre 54 etwa dargestellt, welcher vorn die Büste der Diana, hinten den kalydonischen Eber von einem Speer verwundet und von einem Hunde angebellt zeigt (2 fr.; gezahnt 3 fr. Mo. 287).

Bei Cicero (p. Sest. 18) und Horaz (s. II, 6, 35; ep. I, 19, 8; bez. bidental ep. II, 3, 471) wird das puteal auf dem Markt in Rom erwähnt, wo Geldgeschäfte gemacht wurden und der Prätor zu Gericht sass. Es ist dies das sogenannte puteal Scribonianum, von dem Festus (sceler. campus: puteal locus fulgure attactus imposito puteali procuratus, ut semper foramine ibi aperto coelum pateret) sagt, dass Scribonius Libo (Prätor 204?) dies puteal an einer schon früher wegen Blitzstrahl heiligen Stelle im Auftrage des Senates errichtet habe; ähnlich auch Porphyrio. Diese runde, brunnenartige Einfassung mit Guirlande und zwei Lyren an der Seite, bez. auch unten auf den Stufen Hammer oder Zange des Vulkan, ist auf der Rückseite zweier Denare dargestellt mit PVTEAL SCRIBON. LIBO, bez. ohne den letzten Namen. Die Vorderseite des einen zeigt das umschleierte Haupt der CONCORDIA mit PAVLLVS LEPIDVS, die des anderen das Haupt des BON. EVENT. mit LIBO. Beide Münzmeister (um 54) waren ursprünglich Republikaner, söhnten sich aber dann mit Antonius und Oktavian aus und wurden gemeinsam 34 Consuln. (2 fr. Mo. 274 b u. c, als Altar bezeichnet.)

In der Wiener Numismatischen Zeitschrift 1879, 203 stellt A. Klügmann mit dem puteal Scribonianum noch acht Bauwerke zusammen, deren Bilder auf Münzen vorkommen, besonders eine Basilika und einige Tempel; doch haben diese

ungenauen, mehr andeutenden als anschaulichen Darstellungen für die Schule wohl keinen Wert.

Derselbe Klügmann führt auch 10 Münzen an, welche Abbildungen von Reiterstatuen in Rom aufweisen. Von diesen ist die des Marcius Philippus mit dem Aquädukt schon vorher genannt. — Von einem L. Marcius PHILIPPVS aus dem Jahre 114—104 kommt ein Denar vor mit der Abbildung einer Reiterstatue, auf der Vorderseite ein behelmter Kopf mit Φ, eines Philipps von Macedonien. Mommsen meint, diese Münze bezöge sich vielleicht auf die dem Besieger der Herniker Qu. Marcius Tremulus, Consul 306, auf dem Forum gesetzte Reiterstatue (Liv. IX, 43). Unmöglich ist die Annahme Beckers (Topogr. 523) von der Bildsäule eines Königs Philipp zu denken — das wäre unrömisch —, aber auch die Babelons, von der des Kämpfers (Babelon falsch vainqueur) gegen Perseus 171, weil dieser nicht Φ, sondern Π gesetzt haben würde (Liv. 42, 38; 44,3). Der Vater des Consuls Qu. Philippus 186 schloss mit Philipp von Macedonien einen Gastvertrag. Derselbe war wohl die Erneuerung eines älteren, bei dem dieser Teil der Marcier den Namen Philippus wegen Anheiratung annahm — denn wie sollten sonst die Marcier ihr Geschlecht auf einen macedonischen Philipp zurückgeführt haben können? (2 fr. Mo. 152). — Von dem Vater Q. PILIPVS kommt ein Denar vor, der vorn einen Romakopf, hinten einen kühn ansprengenden Reiter mit macedonischem Flügelhelm (Cavedoni: ein Philipp von Macedonien) zeigt (2 fr. Mo. 151).

Auch von einem Marcius, L. CENSORinus stammt ein Denar, der vorn den Kopf des Apollo zeigt und hinten den Marsyas mit einem Weinschlauch auf der Schulter vor einer Säule mit einer nicht erkennbaren Statue. Vermutlich Abbildung der auf dem Forum stehenden Bildsäule des Marsyas. Ob die Säule dahinter die des Schauspielers Marsyas auf dem Vulcanal, oder die des Mänius oder eine andere ist, bleibt ungewiss. Von Marsyas leitete vielleicht ein Marcius sein Geschlecht ab. Der Marsyas des Denar holt mit der rechten Hand aus, als wolle er einem unangenehmen Burschen eins versetzen (Hor. sat I, 6,120). (1 fr. Mo. 230, c.)

Andere von Klügmann angeführte Statuen auf Münzen sind teils nicht von Bedeutung für die Schule, teils nicht sicher festgestellt.

Aus dem Gerichtswesen wurde der provocatio schon vorher bei den porcischen Gesetzen gedacht.

Ein Täfelchen mit den Buchstaben L D (libero, damno) auf einem Cölischen Denar deutet an, dass C. COEL. CALDVS

COS, dessen Kopf auch auf derselben Vorderseite steht, als Tribun 107 durch sein Gesetz die geheime Abstimmung im Perduellionsprozess einführte; auf der Rückseite befindet sich der Kopf des Sol mit Strahlenkrone und ein länglicher und runder Schild als Anspielung auf Thaten im Orient, wo CALDVS III VIR im Jahre 51 Ciceros Quästor gewesen war (Cic. ad fam. II, 19, II, 15,4 u. ad Att. öfters. 6 fr. Mo. 280 a).

Ein gleiches Täfelchen mit A C (absolvo condemno) nebst einer Urne (sitella) zur Aufnahme der Stimmtäfelchen rechts und links von einem Vestatempel, vor oder in welchem ein kurulischer Sessel steht, befindet sich auf der Rückseite eines Denars, dessen Vorderseite den Kopf der LIBERTAT oder den der VEST(a) mit Q. CASSIVS zeigt. Dieser Q. Cassius Longinus, 55 Quästor des Pompeius in Afrika und 49 Volkstribun, ging später zu Cäsar über (Caes. d. b. civ. I, 2, 5; II, 19; b. Afr. 48—69). Sein Vorfahr C. Cassius war 113, als die Pontifices nur eine angeklagte Vestalin verurteilt, die andern zwei aber freigesprochen hatten, vom Volke zum ausserordentlichen Richter ernannt worden, worauf die letzteren und noch andere verurteilt wurden; der Sessel bedeutet also den des Vorsitzenden im Gericht (3 fr. Mo. 278).

Ein L. Cassius hatte als Volkstribun 137 das zweite Tabellargesetz gegeben, dass in den Volksgerichten geheime Abstimmung vorgenommen werden sollte, (Cic. pro Sest. 103), und darauf bezieht sich ein Denar des Bruders vom vorigen Münzmeister, des L. Cassius LONGIN. III VIR, welcher unter Cäsar 48 als Legat diente (Caes. de b. civ. III, 34. 36. 55); auf diesem steht ein Bürger, welcher eben ein Täfelchen mit V (uti rogas) in die darunter stehende cista fallen lassen will; die Vorderseite des Denars zeigt den Vestakopf, wohl in Anspielung auf den eben erwähnten Prozess (2 fr. Mo. 279).

Die Abstimmung in der Volksversammlung über Gesetze wird veranschaulicht durch einen Denar von P. Licinius NERVA. Ein Bürger steigt hinter eine Estrade in einem saeptum hinauf und erhält vom rogator ein Stimmtäfelchen; ein anderer steht schon oben und wirft eben sein Täfelchen in einen hochgestellten Stimmkasten. Der Volkstribun C. Crassus nämlich 145 'primus populum ad leges accipiendas in septem saepta forensia e comitio eduxit. (Varro de r. r. I, 9; Cic. Lael. 96.) Vorn Kopf der Roma (3 fr. Mo. 146).

Die Rednerbühne mit den rostra unten findet sich auf einem Denar von Lollius Palicanus, der vorn den Kopf LIBERTATIS zeigt (8 fr. Mo. S. 651).

Die sella curulis, welche auf dem cassischen Denar sehr klein dargestellt ist, zeigt sich deutlich auf den Denaren von

Considius Paetus (vorn Apollokopf; 2 fr. Mo. S. 651), von Plätorius Cestianus (vorn Cybelekopf; 2 fr. Mo. 261, a), von P. Fourius Crassipes (vorn Cybelekopf und dicker Fuss; 3 fr. Mo. 237), von L. Furius Brocchus (vorn Cereskopf; die sella zwischen zwei Rutenbündeln; 3 fr. Mo. 286), von Oktavian (vorn Kopf Oktavians; auf der sella ein Lorbeerkranz; 4 fr.). Der Cybelekopf weist auf die megalensischen Spiele, welche die kurulischen Aedilen auszurichten hatten, der Cereskopf auf die Sorge der plebejischen Aedilen für das Getreidewesen. Die übrigen Denare mit der sella curulis (Pompeia, Livineia, Lollia, Junia, Valeria, Cestia) kosten 5 bis 200 fr.

Die *Liktoren* mit den fasces wurden bei dem Denar mit dem ersten Consul Junius Brutus erwähnt.

Was das *Kriegswesen* betrifft, so sind die Legions- und Manipelzeichen, Kriegsschiffe, das Tropäum, besiegte Länder und Fürsten, Triumphwagen bei den verschiedenen geschichtlich wichtigen Münzen, namentlich von Cäsar und Antonius vorgekommen; anderes wird den Schülern besser in grossen Darstellungen gezeigt.

Auf die einzelnen *Wappen*, die *besondere Familien* bevorzugen, kann hier nicht eingegangen werden; wie die Quinctii Flaminini den Priesterhut und die Furii Crassipedes den dicken Fuss auf ihre Münzen setzten, so wählten des Voconii Vituli ein Kalb, die Pomponii Musae dagegen die einzelnen Musen und die Minucii Augurini den ersten plebejischen Augur Minucius (Liv. X, 9), nach welchem sie sich nannten, mit dem Augurstab, Aquilius Florus eine geöffnete Blüte, Publicius Malleolus einen Hammer, Junius Silanus einen Silan, C. Vibius Pansa einen Pan, Qu. Cornificius den Juppiter mit Hörnern, die Hosidii einen Eber ὗς, die Marcii den Marsyas, die Furii Purpureones eine Purpurschnecke, Appuleius Saturninus den Kopf des Saturn, Manlius Torquatus einen gallischen Halsring, Numonius Vaala ein Vallum. Ein Quästor wählte den Kopf des Saturn, weil im Tempel des Saturn das aerarium publicum war, ein Aedil den Kopf des Ceres, weil das Getreidewesen zu seinem Amt gehörte.

Was schliesslich die Schönheit der Münztypen betrifft, so stehen die römischen Münzen hinter den griechischen Vorbildern meist zurück; die beste Zeichnung und Prägung zeigen die Denare mit der Aurora von L. Plautius (Fr.-S 715; Mo. S. 651), mit den Musen von Qu. Pomponius (Fr.-S. 717. 718; Mo. 293), mit der Sibylla (Fr.-S. 716; Mo. 289), mit dem Dianakopf von C. Hosidius (Mo. 287).

Kaisermünzen[1]).

Für die Geschichte der Kaiserzeit geben die Münzen, welche die Zahl der Tribunate, Consulate, Imperatorenbegrüssungen u. a. anführen, viel mehr feste Anhaltspunkte für die Chronologie als die Consularmünzen; allein diese spezielle Chronologie liegt der Schule fern. Will man ein Beispiel geben, so kann man leicht aus Schillers Kaisergeschichte eins aussuchen.

Abgesehen nun von der Geschichte, welche an sich den Augustus natürlich bevorzugt, hat dieser erste Kaiser für die Schule besondere Bedeutung durch die Lektüre des Horaz und Tacitus, und die folgenden Kaiser bis Hadrian wieder um des Tacitus willen, von dessen Werken die Germania keinem Primaner vorenthalten werden darf, und von welchem ausserdem am meisten die Abschnitte der Annalen über Augustus, den Anfang der Regierung des Tiberius, Germanikus sowie über Nero, der Abschnitt der Historien über den Bataveraufstand, namentlich an rheinischen Gymnasien, und endlich Agrikola vorkommen werden.

Von Augustus 30 v. bis 14 n. Chr. zählt Cohen 829 Münzen, einige erst unter Tiberius geschlagen, auf, ganz abgesehen von den in den Kolonieen und griechischen Städten geschlagenen. Unter jenen befinden sich 13 Schaumünzen (médaillons) aus Gold oder Silber.

Auf die Schlacht bei Aktium bezieht sich ein häufiger Denar des Jahres 10 v. Chr. (1 fr.); vorn Kopf des AVGVSTVS DIVI F., hinten IMP. XII. ACT. und Apollo von Aktium, dem Augustus für den Sieg einen Tempel weihte. Die an die Schlacht von Aktium sich anschliessende Unterwerfung Asiens ist berücksichtigt auf einem Quinar (2—4 fr.), der hinten eine Siegesgöttin mit ASIA RECEPTA aufweist, und die Unterwerfung Aegyptens auf einem Denar (25 fr.) mit Krokodil AEGVPTO RECEPTA.

Von Oktavians verdientem Feldherrn Agrippa (Hor. I, 6 u. a.) giebt es eine häufige Mittelbronze, vorn der Kopf

1) Zu den Kaisermünzen ist, wie Seite 11 bemerkt, Spezielleres noch immer nachzusehen in Jos. Eckhels D. n. v. und zwar in Band VI—VIII. Der letzte Band geht auch die oströmischen Kaiser bis 1453 durch und enthält von S. 325—373 noch in 16 Kapiteln Observata generalia und 3 Indices zu VI—VIII. (I—VIII Wien 1792—1798.) Die Prolegomena generalia im I. Band, soweit sie römische Münzen betreffen, und die Consularmünzen im V. Band sind durch Mommsen, teilw. auch Babelon antiquiert, ausser den Angaben über die falschen Münzen und über die ältere Litteratur.

von M. AGRIPPA L. F. COS. III, hinten S C Neptun mit Delphin und Dreizack. Wichtiger aber für die Schüler ist eine Abbildung, bez. Photographie des von ihm stammenden Pantheon.

Die Wiedergewinnung der unter Crassus verlorenen Feldzeichen von den Parthern wird man, zumal Horaz so oft von den Parthern spricht, gern auf einer Münze zeigen. Ein Denar (3 fr.) enthält vorn den Kopf von CAESAR AVGVSTVS, hinten Mars mit römischem Adler und Standarte SIGNIS RECEPTIS. Wie ein Parther knieend ein Feldzeichen überreicht CAESAR AVGVSTVS SIGN. RECE., ist auf einem andern Denar (5 fr.) dargestellt, der vorn den Kopf der VERONia enthält und von TVRPILIANVS geprägt ist. Die Denare zu Ehren des Tempels IOV. TON (s. Seite 25) kosten 4 fr.; die zu Ehren der Säkularfeier (Hor. c. saec. u. IV, 6) 150 fr.; die mit dem Steinbock, in dessen Zeichen er geboren war, AVGVSTVS oder IMP. XI 6 fr. (Sueton Aug. 94; das Zeichen des Steinbocks bei Horaz erwähnt II, 17). Ebenso führen Caracalla und Maximian den Löwen auf ihren Münzen. — Da durch Augustus die Bürgerkriege beendet waren (Hor. od. I, 2), wurde für ihn vom Senat eine corona civica beschlossen, und wurden Münzen geprägt, welche die Inschrift OB CIVES SERVATOS mit Eichenkranz enthalten. (Silber mit Kopf des CAESAR AVGVSTVS 1 fr.; Gr.-Br. mit Namen des Münzmeisters und SC mindestens 5 fr.). — Der im Jahre 2 v. Chr. verliehene Titel pater patriae (Hor. od. III, 24) erscheint auf einem gewöhnlichen Denar (1 fr.); vorn Kopf des CAESAR AVGVSTVS DIVI F. PATER PATRIAE, hinten seine Söhne C. L. CAESARES AVGVSTI F. COS. DESIG. PRINC. IVVENT. — Billige Grossbronzen sind nicht vorhanden; die billigen Mittel- und Kleinbronzen (1 fr. und weniger) zeigen meist vorn seinen Namen mit oder ohne Kopf und hinten den Namen des Münzmeisters; darunter wegen der Titel zu empfehlen eine Mittelbronze: vorn Kopf und CAESAR AVGVST. PONT. MAX. TRIBVNIC. POT., hinten M. MAECILIVS TVLLVS III. VIR A. A. A. F. F. um S. C.; endlich eine Mittelbronze (ein Teil der Exemplare, wenn nicht alle, sind in Lyon und vielleicht auch sonst in Gallien geprägt worden), welche vorn den Kopf CAESAR AVGVSTVS DIVI F. PATER PATRIAE, hinten ROM. ET AVG den von 60 gallischen Stämmen oder Gemeinden gestifteten Altar von Lugdunum zwischen zwei Säulen mit Siegesgöttinnen enthält. — Eine Anschauung von dem Aeusseren Oktavians gewinnen die Schüler am besten durch eine Photographie der bekannten Statue. — Die Münzen mit Livias Kopf sind teuer. — Der

Denar des Qu. Rustius aus dem Jahre 19, welcher vorn die FORTVNAE ANTIATes und hinten einen Altar FOR. tunae RE duci (Oktavians Rückkehr aus Asien. 10 fr.) zeigt, bietet nichts für die Horazische Ode an die Fortuna Antias (I, 35).

Vom Kaiser Tiberius (14—37) ist ein Denar aus dem Jahre 15, der vorn seinen Kopf TI. CAESAR DIVI AVG. F. AVGVSTVS und hinten die sitzende Livia PONTIF. MAXIM. zeigt, sehr häufig, ebenso die Mittelbronzen aus den Jahren 34—36 mit gleicher Inschrift, nur dass hinten noch die TRIBVN. POTEST hinzugefügt und statt der Livia die Weltkugel mit Steuerruder oder ein Merkurstab zu sehen ist; bezüglich ebenso die im Jahre 10 in Lyon geprägten Mittelbronzen, welche vorn teilweise statt AVGVSTVS das Wort IMPERAT zeigen und hinten den Altar zwischen zwei Viktorien ROM. ET AVG.

Die Münzen von Nero Drusus mit DE GERMANIS kosten mindestens 10 fr. Sehr häufig dagegen ist die Mittelbronze des Germanicus, welche vorn den GERMANICVS CAESAR auf der Quadriga und hinten ihn mit einem Adlerscepter SIGNIS RECEPT. DEVICTIS GERM. S. C. zeigt, mit deutlicher Beziehung auf die in Tacitus Annalen geschilderten Feldzüge, bei denen auch ein Adler der Varischen Armee wiedergewonnen wurde (Tac. I, 60).

Von Caligula 37—41 sind sehr häufig die Kleinbronzen von 39—41, welche ausser Namen C. CAESAR und Titeln vorn statt seines Kopfes den Freiheitshut und hinten R CC = remissa ducentesima, weil er die zweite Hälfte der von Augustus eingesetzten Kaufsteuer centesima aufhob, enthalten, sowie die Mittelbronzen, welche vorn seinen Kopf und hinten die VESTA zeigen.

Von den Münzen des Ti. Claudius 41—54 sind billig Bronzen aus dem Jahre 41, z. B. eine Grossbronze (hinten EX S. C. P. P. OB CIVES SERVATOS), welche sich wohl auf seine Amnestie bei seinem Regierungsantritt bezieht, eine Mittelbronze, welche hinten die Pallas zeigt und in schlechteren Exemplaren in England nachgeprägt zu sein scheint, und eine Kleinbronze, die vorn statt des Kopfes eine Hand mit einer Wage P. N. R. = pondus nummi Romani oder restitutum zeigt. Die billigsten Silbermünzen kosten 8 fr., die De BRITANNI und die DE GERMANIS 20—30 fr.

Nero Claudius' (54—68) charakteristisches Doppelkinn erscheint sehr gut auf den gewöhnlichen Gross- und Mittelbronzen, von denen je eine 66 hinten den geschlossenen Janusdurchgang PACE P. R. TERRA MARI Q. PARTA IANVM CLVSIT S. C. zeigt. Die billigen Silbermünzen haben hinten den IVPPITER CVSTOS oder die SALVS.

Von Servius Sulpicius Galba 68—69 giebt es eine billige Grossbronze, welche hinten die CONCORD. AVG. zeigt, und häufige Mittelbronzen, welche hinten die CERES oder FELICITas oder LIBERTAS (Befreiung von Neros grausamer Regierung) oder PAX mit dem Zusatze AVGVSTA oder PVBLICA oder auch einen römischen Adler zwischen zwei Feldzeichen, stets natürlich auch SC, oder nur S. P. Q. R. OB CIV. SER. tragen. Die Silbermünzen stehen nicht unter 5 fr.

Die billigsten Münzen von M. Otho 69 (Silber) kosten 12 fr.

Von A. Vitellius 69 sind wieder Silbermünzen häufig (1 fr.), welche immer als Beinamen Germanicus geben und hinten die CONCORDIA oder XV VIR SACR. FAC. mit Dreifuss, Delphin und Rabe oder nur S. P. Q. R. OB C. S. enthalten.

Auf Flavus Vespasians 69—79 Mittel- und Grossbronzen und Denaren sitzt die weinende IVDAEA, bez. CAPTA oder DEVICTA unter einer Palme oder neben einem Tropäum, auf der Grossbronze noch ein gefesselter Jude auf der anderen Seite der Palme (3 fr., 8 fr., 5 fr.). Auf die Besiegung der Bataver weist keine Münze namentlich hin; nur sprengt auf einer Grossbronze (72—73; 6 fr.) Vespasian über einen mit Schild und Lanze bewaffneten Germanen hin. Die billigen Silbermünzen zeigen einen Adler, einen Stier, Pflug mit zwei Kühen, Augursymbole, ferner die Ceres, Fortuna Redux, Pax, Salus, Vesta, Neptun, Juppiter, die billigen Mittelbronzen Adler, Altar, Aequitas, Concordia, Felicitas publica, Fides publica durch zwei verbundene Hände mit Caduceus dargestellt, Pax, Providentia, Roma, Spes, Victoria, auch navalis, endlich die billigen Grossbronzen FORTVNAE REDVCI (70), LIBERTAS PVBLICA (71), SALVS AVGVSTA und Mars. Das auf Münzen vorkommende Colosseum wird besser in grosser Photographie gezeigt.

Die überwundene IVDAEA CAPTA findet sich auch auf häufigeren Mittelbronzen (76—78; 3 fr.) von Titus (T. Caesar Vespasianus) 79—81. Die billigen Denare zeigen die Annona, Ceres, Fortuna, Pax, Elefant; die billigen Bronzemünzen Aequitas, Aeternitas, Annona (Gr.-Br.), Ceres, Concordia, Felicitas publica, Mars, Pax, bewaffnete Roma (Gr.-Br.), Salus (Gr.-Br.), Spes, Securitas, Viktoria, Vesta. Der Titusbogen mit seinen Innenreliefs ist in Photographie vorzuführen. Auf den Ausbruch des Vesuv deutet keine Münze, wie überhaupt Unglücksfälle auf Kaisermünzen und wohl auch auf Consularmünzen gar nicht verewigt wurden.

Von Domitian 81—96 könnte eine häufige Silbermünze erwähnt werden, welche hinten PRINCEPS IVVENTVTIS

um zwei verbundene Hände, die einen Legionsadler halten, zeigt (77—80), zum Zeichen, dass die kaiserlichen Prinzen diesen Titel erhielten; eine bezügliche von Nero (51) sagt: Equester ordo principi iuventutis. Sein germanischer Feldzug wird mit eitelm Stolz auf verschiedenen Münzen gefeiert; z. B. ist häufig die Grossbronze (85), auf welcher er im Galopp einen zur Erde gestürzten Germanen mit der Lanze trifft. Zum ersten Mal erscheint der Rhein mit einem Zweig zu Füssen des gerüsteten Domitian auf einer Grossbronze (85; 10 fr.). Ein gutes Beispiel für die Reihenfolge der kaiserlichen Titel[1]) bieten billige Silbermünzen mit Pallas auf der Rückseite; z. B.: vorn IMP. CAES. DOMIT. AVG. GERM. P. M. TR. P. III., hinten IMP. VIIII. COS. XI. CENS. POT. P. P.

Bei Nerva 96—98 tritt auf den billigen Denaren statt der Aequitas mit der Wage 96 die IVSTITIA AVGVSTI mit Zweig und Scepter und auf den billigen Gross- und Mittelbronzen die LIBERTAS PVBLICA auf, wohl weil er das Gesetz über die Majestätsverbrechen abschaffte.

M. Ulpius Nerva Trajanus 98—117 war Statthalter in Germanien, als er von Nerva adoptiert wurde und auch den Titel Germanicus erhielt, und nach Köln brachte ihm der damalige Militärtribun Hadrian die Kunde von Nervas Tode. Während Trajans zweitem Consulat 98 hat Tacitus seine Germania herausgegeben (37. ex quo si ad alterum imperatoris Traiani consulatum computemus), und so interessieren sich die Primaner für Münzen dieses Jahres. Die betreffenden sehr häufigen Denare enthalten vorn um den Kopf die Umschrift IMP. CAES. NERVA. TRAIAN. AVG. GERM. und hinten P. M. TR. P. COS. II. P. P. mit der Fortuna oder der Abundantia oder der Pax oder der Concordia, bez. Salus, oder der Victoria (2 fr.). Den Namen Germanicus führt Trajan seit 97, sei es wegen eines Krieges gegen die Sueben in Pannonien[2]), oder wegen der Vernichtung der Brukterer, bei der die Römer allerdings nach Tacitus (Germ. 33) mehr eine zuschauende Rolle spielten. Trajans Unterwerfung der Dacer ist auf einer häufigen Silbermünze des Jahres 105 dargestellt, auf deren Vorderseite er die Beinamen GERmanico DACico führt, und auf deren Hinterseite die DACia CAPta mit gefesselten Händen zwischen Waffen sitzt. Eine gleichzeitige Silbermünze zeigt zur Erinnerung an den Donauübergang zum ersten Male den DANVBIVS mit Urne und Schiff (5 fr.), und Bronzemünzen die feste Donaubrücke

1) Mommsen R. St. II, 2,740. 2) J. Asbach (W. Z. 1884. 1—13) bezieht darauf Tac. Germ. 41. Mommsen in Hermes 3,39 u. Asbach in Rh. Jahrb. 69, 1—6.

(Gr.-Br. 8 fr., M.-Br. 3 fr.). Seit 104 findet sich auf seinen Münzen auch die Widmung S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI mit Ceres, Hercules, Mars (Silber), Mars, Pax, Roma, Viktoria (alle billig); OPTIMO allein im Namen 114 auf Denaren (6 fr.). Für die glückliche Rückkehr aus dem Partherkriege sind 116 Silbermünzen geschlagen, auf denen unter seinen Beinamen nun auch PARTHICO steht, mit der FORTuna REDux, oder PROVIDentia, oder Pax, Felicitas, Salus (alle billig). Mittelbronze mit DACIA AVGVST. PROVINCIA nebst zwei Kindern und mit der knieenden ARABia ADQuisita (112—117) kosten 3 fr. Gewöhnlich dagegen sind die Gross- und Mittelbronzen, welche die FORT. RED. und nur die Beinamen GER. DAC. oder die PROVIDENTIA und die Beinamen GER. DAC. PARTHICO enthalten, oder die Pax mit Oelzweig und Füllhorn, ihren Fuss auf einen Dacier setzend, oder die trauernde Dacia vor einem Tropäum sitzend zeigen. Ausserdem kommen die gewöhnlichen Embleme vor; auf Silbermünzen auch Triptolemus, wegen Trajans Sorge für den Ackerbau, dem er neue Gebiete, auch in Italien selbst, erschloss. Auf die Anlage der colonia Traiana bei dem alten Vetera, Standlager der etwas später errichteten leg. XXX Ulpia Victrix, bezieht sich anscheinend keine Münze. Die Münzen mit Abbildungen Arabiens und Armeniens nebst Euphrat und Tigris, der aqua Traiana, des Circus, des forum Tr., der basilica Ulpia und der Trajansäule sind teuer. Die Trajansäule ist in Photographien und grossen Bildern vorzuführen. Auf den republikanischen Münzen, die er in minderwertigen Nachbildungen ausgab, steht TRAIANVS RESTituit. Mit Trajan beginnen auch die grossen Schaumünzen (médaillons) aus Bronze; allerdings werden von Cohen für Trajan nur 3 aufgezählt (100—500 fr.), für Hadrian aber schon 32.

P. Aelius Hadrians (117—138) Adoption durch Trajan ist 117 auf einer billigen Mittelbronze dargestellt, auf der Trajan und Hadrian zusammen einen Globus als Zeichen der Herrschaft über die Erde halten, bez. Trajan denselben an Hadrian reicht (Silbermünze mit ADOPTIO 10 fr.), und die glückliche Rückkehr Hadrians 117 aus dem Osten nach Rom wird auf häufigen Silbermünzen und Grossbronzen FORT. RED. gefeiert. Unter den 1500 verschiedenen Münzen, die Cohen aufzählt, — von keinem andern Kaiser ist eine solche Zahl geprägt worden — nehmen natürlich viele auf seine weiten Reisen Bezug, sogenannte Reisemünzen. Die einzelnen Städte, Länder und Flüsse: Aegypten, Africa, Alexandria, Asia, Germania, Hispania, Italia, Nilus, Oceanus, Sicilia finden sich auf Silber-

münzen zu mindestens 5 fr. und auf Mittelbronzen zu mindestens 4 fr. Eine Reihe von Bronzen zeigt das betreffende Land — 15 verschiedene, darunter Gallia, aber nicht Germania — und Hadrian zu den beiden Seiten eines Altares ADVENTVI AUG. AFRICAE u. s. w. (Mittelbronze mindestens 6 fr.). Eine andere Reihe Bronzen zeigt Hadrian, wie er das auf den Knieen liegende Achaia oder ein anderes Land — 13 sind es — oder den Orbis terrarum aufrichtet RESTITVTORI ACHAIAE (Silber 5 fr.; Mittelbronze 6 fr.). Endlich eine vierte Reihe zeigt Hadrian auf der Rednerbühne vor Soldaten: EXERCITVS BRITANNICVS — 10 verschiedene, auch Germanicus (Gr.-Br. 50 fr.), Noricus, Raeticus — 40 bis 200 fr. Die Zahl der dargestellten Götter ist gross (NEPtuno REDuci billige Grossbronze); ebenso die der Personifikationen, unter denen Disciplina Aug. (Gr.-Br. 20 fr.), Hilaritas p. R., Indulgentia Aug., Liberalitas (3 fr.; Hadrian verteilt Geld), Patientia neu auftreten; fast alle billige Silber- und Bronzemünzen; (Aequitas, Annona, Pax, Pietas, Salus, Spes p. R., Virtus Aug. billige Grossbronzen). Hadrian selber erscheint auf seinen Münzen im Barte, und seitdem blieb diese Tracht bei den Kaisern bis zu Constantin dem Grossen, sofern nicht die Jugend ihnen den Bart versagte. (S. Imhoof-Blumer.)

Von Hadrian wurde L. Aurelius Commodus unter dem Namen L. Aelius Caesar adoptiert, und seitdem galt CAESAR als Titel für den Nachkommen des Kaisers, der voraussichtlich später den Thron besteigen würde (mindestens 8 fr.). Billiger sind die Münzen des folgenden Kaisers Antoninus, die vorn dessen Antlitz und hinten das seines jugendlichen Adoptivsohnes AVRELIVS CAESAR bieten (Gr.-Br. 6 fr., M.-Br. 4 fr.).

Um die friedliche Regierung des T. Aurelius Antoninus Pius 138—161 zu charakterisieren, kann man aus den zahlreichen billigen Silbermünzen die mit der Tranquillitas oder aus den Grossbronzen die mit der Securitas oder Pax (138 bis 142) aussuchen. Letztere wie auch die der Pietas bieten noch seinen Adoptivnamen IMP. T. AEL. CAES. HADRI. ANTONINVS AVG. PIVS | P. M. TR. POT. COS (Zahl) S. C. Auf den billigen Silbermünzen und Grossbronzen kommen die bisher üblichen Götter und Personifikationen vor, ausserdem Laetitia, Fortuna obsequens, Munificentia, Roma aeterna. Von seinen wiederholten Schenkungen zeugt die Liberalitas oder das Congiarium bis VIIII (Silber u. M.-Br. 3 fr.). Die Acclamation Imperator erhielt er nur einmal als Kaiser 140 nach Besiegung der Britanner durch einen Legaten (IMP. II); und auf Bronzen (M.-Br. 6 fr.) findet sich die Britannia auf einem Felsen sitzend.

Als Antoninus den 900. Geburtstag Roms feierte, liess er viele schöne Schaumünzen aus Bronze mit Darstellungen aus der alten römischen Sage schlagen.

Von Antonins Gattin Faustina giebt es billige Grossbronzen, hinten mit Juno, bez. IVNONI REGINAE mit und ohne Pfau oder mit der Concordia oder Pietas.

Die Kämpfe von M. Aurelius Antoninus (161—180) mit den Markomanen und Quaden werden natürlich auf den Münzen gefeiert, nur dass die allgemeinen Namen Germanen und Sarmaten eingesetzt sind; Germania subiecta sitzt unter einem Tropäum; DE GERMANIS und DE SARMATIS zeigen einen Germanen oder Sarmaten mit einer Germanin oder Sarmatin unter einem Tropäum, jenen mit gebundenen Händen, diese in Thränen (M.-Br. 6 fr.; Gr.-Br. 10 fr.; Silber 8 fr.). Die Darstellung, wie er die Donau überschreitet, findet sich nur auf einer Goldmünze (400 fr.). Billig sind die Münzen mit den gewöhnlichen Personifikationen, darunter die Grossbronze CLEMENTIA AVG., auf deren Vorderseite die beiden Beinamen Germ. u. Sarmaticus stehen. Den Schülern bietet das beste Bild von M. Aurel die vom Senat ihm nach seiner glücklichen Rückkehr 176 errichtete Reiterbildsäule.

Seine Gattin Faustina die Jüngere ist die Kaiserin, der zu Ehren die meisten Münzen (bei Cohen 310) geprägt sind; die Mehrzahl derselben ist sehr billig.

Von seinem Adoptivbruder L. Aurelius Verus sind die Münzen mit den gewöhnlichen Zeichen häufig; auf einer billigen Grossbronze der Jahre 161. 162 reicht M. Aurel diesem Adoptivbruder die Hand CONCORDIA AVGVSTORVM.

Der prahlerische M. L. Aelius Aurelius Commodus Antoninus 180—192 war der erste Kaiser, der sich auf den Münzen als Gottheit darstellen liess, d. h. die Gottheit mit seinen Gesichtszügen HERCVLI ROMANO AVG. (Silber 5 fr.; M.-Br. 4 fr.). Von den Grossbronzen sind häufig die mit der Liberalitas LIB. (neunmal, 2 im Jahre 191) und MARTI VLTORI 191.

Ziemlich zahlreich sind die zu Ehren M. Aurels nach seinem Tode geschlagenen Consecrationsmünzen[1]). Die betreffenden Silbermünzen (3 fr.) zeigen zumeist vorn den Kopf des DIVVS M. ANTONINVS PIVS, hinten **CONSECRATIO**, entweder einen Adler, der im Schnabel einen Kranz oder in den Fängen ein Scepter oder den Blitz trägt, oder einen Adler auf einer Weltkugel oder auf einem Scheiterhaufen; eine zeigt den pyramidalen Scheiterhaufen in vier Stockwerken,

1) Eckhel: D. n. v. VIII, 465—473. Oktavians Consecratio bei Dio 56, 34 u. 42.

oben M. Aurel in der Quadriga. Dasselbe zeigen die Bronzemünzen, Mittelbronzen mit Adler 3 fr., Grossbronzen mit Adler 6 fr., Grossbronzen mit Adler, welcher den sceptertragenden M. Aurel emporträgt, 10 fr., Grossbronze mit Scheiterhaufen 20 fr. Nur 6 fr. kostet die Consecrationsgrossbronze des Antoninus mit dem Scheiterhaufen. Der Adler kommt zum ersten Male auf einem kurz nach Hadrians Tod geprägten Denar vor; vorn DIVVS HADRIANVS AVG., hinten Adler auf Globus CONSECRATIO (30 fr.). Die entsprechende Münze zu Ehren von Trajans Gattin Plotina ist verdächtig. Auf einer Consecrationsmünze der Gattin Hadrians, Sabina, trägt der Adler diese Kaiserin auf seinem Rücken empor (Gr.-Br. 80 fr.). Eine silberne Consecrationsmünze der älteren Faustina, der Gattin Antonins, zeigt vorn das Brustbild der DIVA FAVSTINA und hinten einen Pfau CONSECRATIO (1 fr.). Adler und Pfau sind die Tiere des höchsten Götterpaares, und ihnen gleich, oder von ihnen getragen, schwangen sich die Seelen der Kaiser und Kaiserinnen vom Scheiterhaufen in die Höhe, bez. stieg zur Versinnbildlichung wirklich ein Adler vom Scheiterhaufen auf. Zu Ehren des Trajan DIVO TRAIANO ist eine Goldmünze geschlagen, welche hinten einen Phönix zeigt (300 fr.). Dass zur Divussprechung ein besonderer Senatsbeschluss, vielfach nach Wunsch des neuen Kaisers, der die Consecratio proklamierte, gehört hat, wird den Schülern in der Geschichtsstunde bekannt; wenige Kaiserinnen und nicht alle Kaiser erhielten nach ihrem Tode diese Ehre. In christlicher Zeit wurde dieselbe noch Constantin d. Gr., Constantius, Jovian und Valentinian zu teil.

Die nach M. Aurel, bez. Commodus folgenden Kaiser werden nicht alle der Reihe nach durchgegangen, sondern die unbedeutenden weggelassen werden.

Will man für L. Septimius Severus (auf Münzen auch noch Pertinax) 194—211 eine Versinnbildlichung der Verbesserung der Rechtspflege durch Papinian und der Kämpfe gegen die Scoten, so nehme man zwei Silbermünzen, eine mit der IVSTITIA 198—201 und eine mit der Viktoria VICTORIAE BRIT. 210; auf jener stehen die Beinamen PARThicus und MAXimus, auf dieser BRITANNICVS (je 1 fr.). Auch finden sich hier wieder besondere Legionsmünzen LEG. I. ADIVT. u. s. w. Die Bronzemünzen stehen nicht unter 3 fr.

Von Bassianus Caracalla 211—217, oder wie er auf den Münzen heisst M. Aurelius Antoninus Pius (seit seiner Ernennung zum Cäsar) suchen wir vergeblich eine besondere Münze für die constitutio Antoniniana, durch welche 212 das

Bürgerrecht an alle Provincialen erteilt wurde. Da aber durch dieselbe die Steuereinnahme wuchs, war er im Stande, drei Jahre hinter einander 212—214 eine grosse Spende an das Volk austeilen zu lassen, und darauf beziehen sich Silbermünzen LIBERALITAS AVG. VIIII = 214 (1 fr.; auch der Beiname Germanicus); hier hält die Liberalitas eine Tessera, d. i. eine Anweisung für den einzelnen Empfänger, und ein Füllhorn. Die Münzen, auf denen ein Kaiser auf hoher Estrade der Freigebigkeit waltend dargestellt wird, sind sämtlich sehr teuer. Die Aequitasmünzen stammen aus der Zeit vor der constitutio. Andere Silbermünzen mit den üblichen Zeichen, auch Victoria Brit. sind billig, ebenso Mittelbronzen, auf denen sein Zuname BRITannicus steht, und auf deren Rückseite Mars mit einem Gefangenen zu seinen Füssen oder die Securitas steht (212). Die Grossbronzen nicht unter 6 fr.

Von Elagabalus 218—222, auf den Münzen M. Aur. Antoninus Pius, wird man eine Beziehung auf sein Priestertum des Sonnengottes wünschen. Eine Silbermünze zeigt ihn als SACERD. DEI SOLIS ELAGAB. vor einem Altar (3 fr.; die andere bezüglichen Münzen sind teuerer); eine häufige Mittelbronze zeigt hinten den schreitenden Sonnengott und in Buchstaben nur die Fortsetzung des vorn angefangenen Titel P. M. u. s. w. ohne den Namen Elagabalus.

Von M. Aurelius Alexander Severus 222—235 könnte man zur Erinnerung an die gefährlichen Soldatenaufstände eine Münze IOVI CONSERVATORI wählen, auf welcher Juppiter schützend seinen Mantel um den Kaiser schlägt (Silber 1 fr.; Gr.-Br. 3 fr.).

An Maximinus 235—238 Zug über den Rhein erinnern Münzen mit dem Beinamen GERM. (Silber 1 fr.; Br. 2 u. 3 fr.) und zwei des Jahres 236 mit der VICTORIA GERM., zu deren Füssen ein gebundener Germane sitzt (Silber u. M.-Br. 4 fr.); von den Bronzemünzen sind nach Cohen mehrere in Germanien geschlagen.

Des M. Antonius Gordianus Pius Felix (238—244) Münzen sind zahlreich und bieten die üblichen Zeichen, aber auch nichts besonders Interessantes.

Auf die Feier des 1000jährigen Geburtstages Roms unter dem Kaiser M. Julius Philippus Arabs (244—249) im Jahre 248 sind natürlich viele Münzen geprägt worden. Von den Münzen SAECVLARES AVGG. kosten die silbernen mit kurzer Säule, auf der COS III steht, 1 fr., die M.-Br. 4 fr., die Gr.-Br. 6 fr., die silbernen mit einem

Tier[1]) in der Mitte, z. B. Wölfin nebst Romulus und Remus, 2 fr., die Gr.-Br. 6 fr.; von den Münzen SAECVLVM NOVVM mit Tempel kosten die silbernen 3 fr., die M.-Br. 5 fr., die Gr.-Br. 10 fr.; die M.-Br. mit MILLIARIVM SAECVLVM 6 fr. Auf manchen dieser Münzen steht vorn auch der Kopf des damals elfjährigen Sohnes Philipp statt des Vaters.

Dass C. Messius Qu. Traianus Decius (249—251) zum Teil siegreich gegen den über die Donau in Thracien eingefallenen Gotenkönig Kniva kämpfte, zeigen Münzen, welche die DACIA oder DACIA FELIX mit einem Feldzeichen darstellen (Silber 1 fr., Gr.-Br. 2 fr.); Decius war aber doch der erste römische Kaiser, der innerhalb des römischen Reiches von den siegreichen Germanen in der Schlacht seinen Tod fand.

Bei C. Vibius Trebonianus Gallus 251—253 u. Volusianus tritt Juno Martialis auf Münzen auf (Silber 1 fr., Gr.-Br. 3 fr.).

Auf C. P. Licinius Valerianus' (253—260) Kriege mit den Deutschen, von denen die Alemannen bis nach Ravenna vordrangen und auf dem Rückwege von Gallienus bei Mailand eine Niederlage erlitten, deuten unter anderen die Billons[2]) VICTORIA GERM. und VICTORIAE AVGG. IT. GERM. mit einem Gefangenen zu ihren Füssen (2 fr.), und auf seinen Zug gegen die Perser der Billon ORIENS AVGG. mit Sonnengott (2 fr.).

Die Kämpfe seines Sohnes P. Licinius Gallienus (260 bis 268) mit den Goten finden sich auf einem sehr häufigen Billon, auf dessen Revers GERMANICVS MAXIMVS unter einem Tropäum zwei gebundene Germanen sitzen. Auch finden sich hier wieder Legionsmünzen. Zum ersten Male tritt hier der Main auf 259; Gallien mit Lanze steht zwischen Rhein und Main (Gold 300, Br. 20 fr.). Auf einem andern häufigen Billon steht Gallienus mit Globus und Scepter, oder (2 fr.) hebt er die gesunkene Gallia auf; auf einem vierten VICT. GERMANICA oder G. M. (Germanici Maximi) tritt er mit dem Fuss auf einen gebundenen Germanen (unter 1 fr.).

Unter den sogenannten 30 Tyrannen beanspruchen die am Rhein, in Germanien und Gallien auftretenden unser besonderes Interesse. Von C. Postumus, der Galliens Sohn Valerian nach der Eroberung Kölns dort niederstossen liess und Trier als Residenz seines gallischen Reiches erkor, giebt es am Rhein viele Münzen. Nicht wenige sind auch im Rhein-

---

1) Der Hirsch, Löwe, Hippopotamos deuten auf die Kämpfe im Circus bei der Festfeier. Diese Tiere stammten noch von Gordian, der mit ihnen seinen Triumph über die Perser feiern wollte.

2) Die häufigeren Billons bis zu Diocletian kosten ½ oder ¼ fr.

lande selbst geschlagen, manche sind umgeschlagene Münzen früherer Kaiser. Die Kölner Kleinbronze COL. CL. AGRIP. oder C. C. A. A. Colonia Claudia Agrippina Augusta kostet leider 150 fr. Den verschiedenen Herkules sind viele Billons geweiht: HERCVLI DEVSONIENSI (Deutz? Duisburg?[1]) unter 1 fr., andere bis 600 fr. Da er aus Gallien die Deutschen vertrieb, nannte er sich RESTITVTOR GALLIAR. auf Münzen, auf denen er den Fuss auf einen Gefangenen setzt und die knieende Gallia aufrichtet (Br. 2 fr.; Gr.-Br. 12 fr.).

Auf den Münzen des C. M. Aurelius Claudius 268—270 tritt endlich der Name der von ihm in Macedonien und Serbien besiegten Goten selbst auf. VICTORIAE GOTHIC. mit Tropäum und zwei gebundenen Goten darunter (Kl.-Br. 20 fr.). Sehr häufig sind seine Consecrationsmünzen mit brennendem Altar oder mit Adler.

Münzen von C. Pius Esuvius Tetricus Vater und Sohn, die eine Zeit lang in Bordeaux regierten, sind die Kleinbronzen sehr häufig, eine davon mit SPES PVBLICA bietet vorn den vollen Namen. Die Billons stehen 12 fr.

Von Claudius Lucius Domitius Aurelianus 270—275 giebt es weder Silbermünzen noch Billons, und die Gross- und Mittelbronzen sind sehr teuer. Unter den billigen Kleinbronzen verdienen Berücksichtigung die ORIENS AVG. oder SOLI INVICTO mit Sonnengott und einem oder zwei gebundenen Gefangenen, RESTITVTOR ORIENTIS oder ORBIS mit Frauengestalt, die Aurelian einen Kranz reicht, bez. auch noch knieende Gestalt daneben. Nach orientalischem Vorbilde liess er zuerst auf eine Münze setzen DEO ET DOMINO NATO AVRELIANO AVG. (20 fr.). Die Beschränkung der Macht des Senates durch ihn zeigt sich darin, dass jetzt das S C auf den Kupfermünzen verschwindet.

Unter den Kleinbronzen von C. M. Aurelius Probus 276—282 sind hervorzuheben die mit SOLI INVICTO auf der Quadriga und mit VICTORIA GERM. nebst Tropäum und zwei gebundenen Gefangenen. Er ist der erste Kaiser, der auf seine Münzen setzte PERPETVO IMP. C. PROBO AVG. (Kl.-Br. 10 fr.).

Der Reorganisator des römischen Reiches C. Valerius Diocletianus 284—305 ordnete auch das Münzwesen neu 296 n. Chr. Deshalb verdient hier eine Mittelbronze MONETA SACRA AVGG. ET CAESS. NN. oder SACRA MONET. AVGG. ET CAESS. NOSTR. oder SACRA MON. VRB. u. s. w. mit Darstellung der Moneta, welche eine Wage und ein Füll-

1) Sie liegen freilich rechtsrheinisch. Senckler Rh. J. XV = 1850, 155.

horn hält, besondere Hervorhebung (1 fr.), zumal hier auf die mitregierenden Augusti und Cäsares hingewiesen wird.

Der neue Titel dominus erscheint auf Mittel- und Kleinbronzen des Jahres 305, in welchem er seine Regierung niederlegte, vorn D. N. (nostro) DIOCLETIANO BAEATISSIMO SENiori AVG. mit seiner Büste, hinten PROVIDENTIA DEORVM QVIES AVGG. Sehr zahlreich sind die Kleinbronzen IOVI CONSERVATORI und gewöhnlich auch die Mittelbronzen SALVIS AVGG. ET CAESS. FEL. KART. mit Frauengestalt (Karthago).

Von M. Aurel. Valerius Maximianus Hercules 285—310, (den Beinamen erhielt er nach Besiegung der Mauren und Vertreibung der Seeräuber) haben die sehr häufigen und zahlreichen Kleinbronzen besonderes Interesse, welche hinten den Herkules zeigen VIRTVS AVG. oder HERCVLI CONSERVAT. oder INVICTO oder PACIFERO, oder den Juppiter und Herkules IOVI ET HERCV. CONSER. AVGG.

Von den folgenden Kaisern hat für Deutschland die Familie des Constantius Chlorus besonderes Interesse, deren Glieder teilweise in Trier Hof hielten.

Auf des Flavius Valerius Constantius Chlorus (305—306; der letzte Name ist nicht offiziell) Kleinbronzen CONCORDIA MILITVM ist die Darstellung neu, dass Constantius aus der Hand Juppiters eine Viktoria erhält. Häufige Mittelbronzen zeigen die MONETA SACRA AVGG. ET CAESS. NN. und GENIO POPVLI ROMANI. Die meisten Münzen setzen zu seinem Namen NOB. CAES., da er schon ein Jahr nach seiner Erhebung zum Augustus 306 starb. Seinem Andenken sind häufige Mittelbronzen geweiht, vorn DIVO CONSTANTIO AVG., hinten MEMORIA DIVI CONSTANTI oder MEMORIA FELIX mit Adler über einem Altar oder Kuppeltempel.

Von seiner ersten Gattin Flavia Julia Helena, die von ihm auf Maximians Befehl verstossen werden musste und später von ihrem Sohne Constantin dem Grossen 325 zur Augusta (mit dem Münzrecht als solcher) erhoben wurde, giebt es einfache Kleinbronzen, vorn FL. IVL. HELENAE AVG., hinten SECVRITAS REIPVBLICE. (Noch kleinere Quinare mit PAX PVBLICA 3 fr.)

Von Galerius Valerius Maximianus als NOBIL. CAES. sind besonders häufig die Mittelbronzen mit GENIO POPVLI ROMANI und die Kleinbronzen mit CONCORDIA MILITVM, auf welchen Juppiter und Maximianus zusammen eine Weltkugel mit Viktoria halten.

Von Flavius Valerius Severus II, der je nur ein Jahr Cäsar und Augustus war, kosten die billigsten Bronzen 2 fr.

Auf den Kleinbronzen des Kaisers Flavius Valerius Licinianus Licinius 307—324 treten neu auf zwei VICTORIAE LAETAE PRINC. PERP. mit oder ohne zwei Gefangene.

Von C. Fl. Valerius Constantin dem Grossen 307 bis 337 sind aus seiner Cäsarzeit sehr häufig die Mittelbronzen des Jahres 307 CONSERVATORES VRB. SVAE mit Frau in einem Tempel, und VIRTVS AVGG. ET CAESS. NN mit Mars; und aus seiner Augustuszeit sehr häufig die Klein- oder Mittelbronzen BEATA TRANQVILLITAS mit Altar, über dem eine Weltkugel und drei Sterne, ferner SOLI INVICTO COMITI mit strahlenbekränzter Büste des Sonnengottes und SARMATIA DEVICTA mit Viktoria und einem Gefangenen am Boden, sowie VICTORIAE LAETAE PRINC. PERP. und VIRTVS EXERCIT mit Banner über zwei Gefangenen und die Mittelbronze IOVI CONSERVATORI. Nach seinem Tode wird er auf einem Kupferquinar (1 fr.) gefeiert: vorn DV CONSTANTINVS PT. AVGG. (Divus C. pater Augustorum), hinten VN. MR. (veneranda memoria) mit Pietas. Von ihm und seinen Nachfolgern stammen die sehr häufigen kleinen kupfernen Münzen der Hauptstädte Rom und Konstantinopel, aber nicht blos dort geprägt. Die ersteren zeigen vorn den behelmten Kopf der VRBS ROMA und hinten unter zwei Sternen die Wölfin mit Romulus und Remus; die letzteren zeigen vorn den behelmten Kopf der CONSTANTINOPOLIS und hinten die Viktoria mit Lanze und Schild auf einem Schiffschnabel. Der Constantinbogen ist in Photographie vorzuführen.

Seit Hadrian tritt auf den Münzen auch die Legende VOTA PVBLICA und VOTA SVSCEPTA[1]) auf. Augustus übernahm 27 n. Chr. die Herrschaft über seine Provinzen auf 10 Jahre, dann weiter auf 5 oder 10 Jahre, und unter Tiberius wurden nach zehnjähriger Herrschaft Spiele gefeiert. Von Antoninus Pius bis Justinian herrschte die Sitte, dass die Kaiser nicht nur von ihrem Regierungsantritt an Gelübde für je fünf oder zehn Jahre Herrschaft darbrachten, sondern auch Münzen mit VOTIS V oder X (susceptis) schlugen, ebenso nach glücklicher Erreichung eines solchen Zieles dies auch auf den Münzen zum Ausdruck brachten VOTIS V oder X oder XV oder XX solutis, drittens auch beides zusammen setzten VOTIS XX. MVLTIS XXX. (Martialis 8,4 Quantus, io, Latias mundi conventus ad aras Suscipit et solvit pro duce vota suo.) Wenn, wie zumeist, VOTIS V oder X allein steht, so bleibt es bis-

1) Eckhel VIII, 473—488.

weilen zweifelhaft, ob sich die Legende auf den Anfang oder den Schluss bezieht, wenn nicht andere Merkmale der Münzen einen Anhalt geben. Bei Antonin zuerst finden wir Münzen mit VOTA SOL. DECENN. II. COS. IIII und VOTA SVSCEPTA DEC. III. COS. IIII. (Silber 40 u. 3 fr.; Gr.-Br. 6, M.-Br. 3 fr.) Consul zum 4. Male war er schon 145, seitdem nicht wieder; jene Münzen aber sind, wie sich aus der Tribunenwürde ergiebt, nicht nur 158, sondern auch in den zwei nächsten Jahren geschlagen. Die ersten Dezennalien werden nur mit VOTA bezeichnet und die betreffenden Münzen stammen aus d. J. 148 (Gr.-Br. 6, Kl.-Br. 3 fr.). Auf Münzen von Alexander Severus findet sich VOTIS VICENNALIBVS ausgeschrieben 231 (Silber 30 fr.). Da aber Constantin d. Gr. nächst Augustus, bei dem diese Sitte noch nicht aufgekommen war, die längste Zeit unter allen Kaisern regiert hat und seine Münzen die billigsten sind, so wird man am besten von ihm solche Erinnerungsmünzen nehmen: zur Erinnerung an die 325 in Nikomedia und 326 in Rom glänzend gefeierten Vicennalien die häufigen Kleinbronzen D. N. CONSTANTINI MAX. AVG. und VOT. XX in Lorbeerkranz oder zwischen zwei Palmen oder über einem Halbmond; oder zur Erinnerung an 336 dieselben Münzen mit VOT. XXX, oder die 1 fr. kostenden Kleinbronzen, die auf dem Revers ohne Namen VOT.(is) XX. MVLT.(is) XXX. in Lorbeerkranz enthalten. Die letzte Inschrift findet sich auch auf Kleinbronzen seines Sohnes Constantius II 357 (3 fr.).

Während auf Münzen von Aurelian als Widmung Domino vorkam und Diocletian und Maximinian erst nach ihrer Abdankung als seniores Augusti auf den Münzen Domini nostri von ihren Nachfolgern genannt werden, hat sich Constantin der Grosse selber so genannt, wenn auch auf Münzen seltener; aber von jetzt an ist D. N. die gewöhnliche, offizielle Bezeichnung[1]). Ebenderselbe trägt auch auf den Münzen statt der Lorbeer- oder Strahlenkrone bisweilen die von Aurelian eingeführte perlenbesetzte Stirnbinde und goldenen Reif.

Was nun den allmählichen und nicht gleichmässigen Uebergang zum Christentum betrifft, so führt A. Senckler[2]) an, dass von 323 keine polytheistischen, aber auch noch keine christlichen Typen erscheinen, und dass seit 335 das Labarum als Feldzeichen mit Kreuz im Felde, seit 337 das Labarum in der Hand des Kaisers vorkomme. Schiller (II, 207) macht

1) Die Titel in Schillers Kaisergeschichte II, 31—32. nach Schoener: Die Titulaturen der r. Kaiser. Acta sem. ph. Erl, II, 1881.
2) Die Darstellungen auf röm. M zur Zeit der Einf. d. Christentums. Rh. Jahrb. XVI. 1851.

nach der Gräfl. Westphalenschen Sammlung darauf aufmerksam, dass Constantin in den ihm unterstellten Münzämtern des Westens nur auf 3 Götter: Mars, Genius p. R. und Sol Münzen habe schlagen lassen, dass die beiden ersteren vor 317 verschwinden und der letztere wohl nicht lange nach 315, jedenfalls aber auf den Münzen des Constantius, der seit 323 prägte, nicht mehr vorkommt. Nach Eckhel und Cavedoni verschwinden die Zeichen des Heidentums auf den Münzen seit 329. Das Monogramm Christi ☧ erscheint nach Cohen erst 335, vielleicht schon 333, nach Schiller erst wenige Monate vor Constantins Tode, dessen Münzen mit dem Labarum und ☧ also erst 337 oder Ende 336 geprägt worden seien[1]). So auf einer Kleinbronze, auf der zwischen zwei Soldaten ein Siegeszeichen mit einer Standarte und ☧ zu sehen ist GLORIA EXERCITVS (3 fr.). Dasselbe auf Kleinbronzen seines Sohnes Delmatius (6 fr.) und Flavius Julius Crispus, nur dass hier das Banner zwischen zwei Gefangenen steht VIRTVS EXERCITVS (3 fr.). Von demselben Crispus stammen gewöhnliche Kleinbronzen IOVI CONSERVATORI und eine ALEMANNIA DEVICTA mit Viktoria und einem gebundenen Gefangenen (5 fr.). Der letzteren Münze ganz gleich ist auch eine von CONSTANTINVS IVN. NOB. CAES. (6 fr.), der 337—340 regierte; das Prädikat Nobilissimus führte er als Kaisersohn. Von demselben sind sehr häufig die Kleinbronzen, auf denen der Sonnengott auftritt CLARITAS REI PVB., und die, auf denen zwischen zwei Soldaten zwei Standarten stehen GLORIA EXERCITVS; selten dagegen sind die, auf denen zwischen den zwei Standarten noch das Monogramm Christi angebracht ist. Auf anderen Münzen von ihm findet sich noch IOVI CONSERVATORI. Die Münzen aus seiner dreijährigen Kaiserzeit AVG. sind selten; bei Cohen stehen einige goldene und silberne, 2 grosse Bronzemedaillen und 2 Kleinbronzen (10 fr.), alle ohne christliches Monogramm.

Von Flavius Julius Constans I 337—350 sind besonders häufig die Mittelbronzen FEL. TEMP. REPARATIO mit Constans, der die Weltkugel und das Labarum hält, und der Viktoria zusammen auf einem Schiff, oder mit einem Sol-

1) Was die Münzen betrifft, auf denen bei SOLI INVICTO COMITI. VIRTVS EXERCITVS, VICT. LAETAE PRINC. PERP. ein ☩ oder ☧ frei im Felde steht, SOLI u. s. w. mit Kreuz oder Krone oder Stern oder Mond im Felde, häufige Kl.-Br. (auch von Trier), nimmt Schiller an, dass „die betreffenden Münzmeister Christen waren und diesen erlaubt wurde, diese Zeichen als ihre Münzzeichen anzuwenden“. Vielleicht auch ohne besondere Erlaubnis. — Ed. Rapp (Rh. J. 39 = 1866) meint, Constantin habe das quergestellte griechische X des Monogramms als schräges Kreuz gewählt in Anlehnung an das asiatische und keltische schräge Kreuz des Sonnengottes, und stellt Abbildungen aller möglichen alten Münzen mit Kreuzen oder kreuzähnlichen Zeichen zusammen.

daten, der einen Feind tötet oder wegschleppt. Häufig ist auch von ihm als NOB. CAES. eine Kleinbronze GLORIA EXERCITVS mit ☧ zwischen zwei Standarten und Soldaten.

Deutlich erscheint das christliche Monogramm auch auf den häufigen Mittelbronzen des Flavius Julius Valerius Constantius II 337—361 mit FEL. TEMP. REPARATIO, wie er selber z. B. ein Labarum mit dem Monogramm in der Hand, zwei Feinde vor sich her stösst, und auf den Kleinbronzen GLORIA EXERCITVS. Endlich erscheint auch 350 HOC SIGNO VICTOR ERIS auf einer Mittelbronze (3 fr.), auf der Constantius das Labarum und Scepter hält und von einer Viktoria bekränzt wird. Die vollständig entsprechende Mittelbronze des Vetranio 350, die Schiller als älteste Münze der Art ansieht, kostet 25 fr.

Auch bei Flavius Magnus Magnentius, dem in Deutschland oder Britannien geborenen gallischen Kaiser 350—353 findet sich auf häufigen Mittelbronzen das christliche Monogramm über einem Kranze, welchen zwei Viktorien halten VICT. DD. NN. AVG. ET CAES. (victoriae dominorum nostrorum Augusti et Caesaris) und zum ersten Male das christliche Monogramm gross zwischen griechischem A und Ω SALUS DD. NN. AVG. ET CAES. (Grossbr. 6 fr.)

Von Flavius Claudius Julianus 361—363 existiert eine Bronzemedaille mit ☧ aus der Zeit, da er noch N. C. nobilissimus Caesar war, in genauer Uebereinstimmung des ganzen Reverses mit dem seines Oheims Constantius VIRTVS AVG. N. Auf der auch aus seiner Cäsarzeit stammenden häufigen Kleinbronze FEL. TEMP. REPARATIO stösst ein Soldat einen Feind nieder, ohne dass das Monogramm erscheint. Andererseits finden sich nur wenige heidnische Gottheiten auf seinen Münzen: auf Münzen der Cäsarzeit schon ISIS FARIA, auf solchen aus der AVGzeit IOVI CONSERVATORI, wie ehemals so oft; sonst DEO SANCTO NILO und besonders häufig der Serapis mit Julians Antlitz DEO SERAPIDI. Serapis und Apis sind auch selber dargestellt, letzterer mit zwei Sternen auf einer Grossbronze SECVRITAS REI PVB. (2 fr.). Uebrigens braucht er einmal den Titel PERP. AVG., Kehrseite VICTORIAE DD. NN. AVG. (3 fr.)

Wenn Jovianus 363—364 das Christentum wieder in seine alten Rechte einsetzte, so findet sich doch das ☧ nur auf einer von Mommsen angeführten kupfernen Schaumünze (VICTORI AVGVS. Labarum in ein Kreuz endigend), sonst auf keiner Münze von ihm, dagegen wenn auch ohne Nennung der Namen Isis, Osiris und Anubis. Alle seine Münzen sind selten.

Bei Flavius Valentinianus I 364—375 dagegen erscheint wieder ☧ im Labarum u. a. auf einer häufigen Kleinbronze GLORIA ROMANORVM, wo Valentinian mit der einen Hand einen Gefangenen zu Boden drückt, mit der andern das Labarum mit der bezüglichen Inschrift hält.

Von Flavius Valens' (364—378) Eitelkeit zeugt eine goldne Medaille von 9,7 Cent. Durchmesser, welche Grösse bisher noch keine Kaisermedaille erreicht hatte. Sehr häufig sind von ihm Kleinbronzen GLORIA ROMANORUM mit Valens, der ein Labarum hält und einen Gefangenen hinter sich herzieht, sowie SECVRITAS REIPVBLICAE mit Viktoria.

Die erstere Münze findet sich genau so bei Flavius Gratianus 367—383, von dem auch die häufige Mittelbronze REPARATIO REIPVBLICAE stammt, auf der Gratian eine niedergesunkene Frau aufrichtet. Auf seinen Münzen findet sich auch nicht mehr der schon längere Zeit nicht mehr passende Titel P. M.

Von Flavius Valentinianus II 375—392 lässt sich die gewöhnliche Kleinbronze empfehlen, welche vorn D. N. VALENTINIANVS IVN. P. F. AVG. und hinten die sitzende Roma mit ☧ zeigt CONCORDIA AVGGG; die drei G deuten auf die drei gleichzeitigen Regenten Valens, Gratian und Valentinian II.

Die Münzen Theodosius des I. 379—395 sind nach dem Muster seiner Vorbilder geprägt. Die gewöhnlichen Kleinbronzen zeigen Rom oder Konstantinopel CONCORDIA AVGGG.' oder Viktoria, teilweise mit ☧ SALVS REIPVBLICAE und die häufigen Mittelbronzen Theodosius selber mit ☧ oder einem Kreuz VIRTVS EXERCIT.

Von Theodosius' Sohn Honorius 395—423 zeigt eine gewöhnliche Mittelbronze den Honorius GLORIA ROMANORVM bez. VIRTVS EXERCITI oder VRBS ROMA FELIX, und die Kleinbronzen zeigen Roma CONCORDIA AVGG (= Honorius u. Arcadius) oder Honorius und Arcadius zusammen GLORIA ROMANORVM (1 fr.)

Dieselben Reverse enthalten die Münzen des Arcadius allein.

Von dem durch Ricimer erhobenen Olybius zeigt eine Goldmünze zum ersten Male gross das christliche Kreuz mit der Inschrift SALVS MVNDI.

Von Romulus Augustulus giebt es nur 8 Arten Münzen, deren billigste von Cohen zu 60 fr. angesetzt ist.

Uebersicht der **Gottheiten**[1]) der Kaisermünzen und der **Prägestätten** unter Diocletian.

I. Es überwiegen in der Kaiserzeit bedeutend die **Personifikationen** über die alten **Götter** der Republik; zu den Personifikationen wird mit Vorliebe AVG. hinzugefügt; die betreffenden Darstellungen befinden sich auf dem Revers.

Abundantia	Elagabalus. —
Aequitas	Galba, oft.
Aesculapius	Antonin.
Aeternitas	Vespasian. —
Annona	Vitellius, oft.
Apollo	Augustus. —
Beatitudo pub.	Magnentius.
Bonus Eventus	Galba, selten.
Bono reip.	Placidia,selten.
Calliope	Probus, selten.
Castor	Geta, selten.
Ceres	Tiber., sehr häufig.
Claritas Aug.	Postumus. —
reip.	Constant. I.
Clementia	Tiberius. —
Concordia	Galba, sehr oft.
Aug., exerc., equit, imp., praetor., prov., senatus (Vespasian).	
Diana	Nerva, nicht oft.
Dii nutrit.	Saloninus.
patrii	Carac., Geta.
Fecunditas	Kaiserinnen.
Felicitas Aug.	Traian. —
Temp.	Hadrian, sehr oft.
Saec., publ., reip., Rom.	
Fides mil.	Galba, sehr häufig.
auch exerc., leg.,	Aug.(Carac.selten).
Fortuna Aug.	Nerva } sehr
Red. Aug.	} häufig.
Genius Aug.	Nero. —
pop. R.	Diocl., oft.

Gloria exerc.	Const. I. —
Romanorum, saeculi. —	
Herculi	Galba, Commod. —
Hilaritas	Hadrian, oft.
Janus	Pert. u. Gallien.
Indulgentia	Hadr., oft.
Isis	Julian.
Juppiter mit 14	Beinamen, sehr oft.
Juno	Kaiserinnen bes.
Justitia	Nerva, selten.
Laetitia	Sept. Sev., häufig.
Liberalitas	M. Aurel., oft.
Libertas Aug. u.	publ. Galba, oft.
restit.	Galba —
Luna	Gallien.
Mars	Augustus, immer.
Memoria	Commodus. —
Minerva	Commodus, selten.
Moneta Aug.	Domit., sehr oft.
Nobilitas	Sept. Sev., selten.
Neptunus	Postumus. —
Pax	Aug., sehr oft.
Patientia Aug.	Hadrian allein.
Pietas	sehr häuf., Kaiserinnen.
Providentia	Tiberius, sehr oft.
Pudicitia	Kaiserinnen.
Quies Aug.	Diocletian.
Religio Aug.	M. Aurel. u. Valer.
Roma	sehr häufig.
bes. aeterna	seit Hadrian.
Salus	Nero.

1) Nach Cohen 1. Aufl. VII.

2) Der Strich hinter einem Kaiser bedeutet, dass seit diesem der Revers noch weiter vorkommt.

Aug.	Nerva, sehr oft.
gen. h., publ., reip.	(Const. I—Romul.)
Sapientia princ.	Licin. u. Const. I.
Securitas	Titus, oft.
Serapis	Commod., Julian.
Sol	Gallien, häufig.
Spes Aug.	Claud., häufig.
publ. o. r. p.	Claud., nicht oft.
Tranquillitas	Hadr., nicht oft.
Ubertas	Gallien, oft.
Venus	Hadr.; — Kaiserinnen.
Vesta	Calig.; oft bis Gall.
Victoria	am häufigsten.
Virtus	Galba.
Aug.	Vesp., sehr oft.
exerc.; mil.;	Rom.
Volcanus	Gallien; Val. II.
Urbs Roma	Const. I.
Utilitas p.	Diocl., oft.

II. Die Prägestätten in den Rheinlanden und die Prägestätten Diocletians.[1])

Die Deutschen auf dem rechten Rheinufer schlugen vor und während der römischen Herrschaft keine Münzen. Die Gallier schlugen schon frühzeitig Münzen, anfangs ohne Buchstaben, dann mit griechischen Buchstaben, die zu ihnen aus Massilia kamen, seit Beginn der römischen Herrschaft auch mit lateinischen Buchstaben. A. Senckler bringt Münzen der Helvetier (Orcetir.), Sequaner (SEQVANO), Mediomatriker (MEDIO), Ubier (VBIOS, ältestes Denkmal von Köln, also schon nach 37 v. Chr.), Eburonen (EBVRO), Bataver (MAGUS = Magusa = Muyswinkel bei Durstede; auf Postumus' Münzen und auf Denkmälern des Hercules Magusanus) und auch der Treverer. Von letzteren deutet er INDVTILLIL auf Indutiomarus (Cic. p. Font. 8; Caes. I, 37; II, 24 u. öfter), und führt eine beträchtliche Anzahl barbarischer Nachahmungen von Cäsars Elephantenmünzen, die hinten die Augurzeichen enthalten, auf Trier zurück; im Avers teils CAESAR, teils A. HIRTI, teils CARIN (letztere Statthalter nach Cäsar), indem er die Vermutung aufstellt, dass die mit CAESAR von Cingetorix geschlagen seien.

In der römischen Periode traten an Stelle der Autonommünzen teils Colonialmünzen von Nemausus, Vienna, Lugdunum, teils wurden in Provinzialmünzstätten Münzen mit kaiserlichem Gepräge geschlagen, letztere bis Diocletian ohne besondere Unterscheidungszeichen. Zur Zeit der Republik durften rechtlich freie Schutzstaaten münzen, wie ausser vielen im Osten die Städte Syrakus, Massalia, Nemausus, Lugdunum. Augustus erteilte vielen Städten auch ausserdem das Recht der Münze,

1) Senckler Rh. J. XI. 1847 Münzen der alten Trierer u. Rh. J. XV. Uebers. d. Münzgesch. d. Rheinl. bis z. 8. Jht. — Mommsen R. M. — Schiller R. Kaiserg. — Hettner Röm. Münzf. i. d. Rheinl. Westd. Z. V. u. VI. — van Werveke Westd. Z. 1889. Bei Cohen (VI, 1. Aufl.) finden sich von Diocletian an die Zeichen der Münzstätten alphabetisch bei jedem Kaiser zusammengestellt.

Tiberius überliess die Entscheidung dem Statthalter der betr. Provinz, Aurelian hob mit einem Male diese vielseitige Erlaubnis auf mit Ausnahme von Alexandria und Egypten.

In Lugdunum wurden nach Strabo IV, 3 von den römischen Statthaltern Silber- und Goldmünzen geschlagen, und ein grosser Teil der Erzmünzen ROM. ET AVG. mit der ara Lugdunensis stammt, wie oben bei Augustus bemerkt, aus Lyon oder auch vielleicht noch aus anderen Städten Galliens.

Die Kölner Münze des Kaisers Postumus 263 oder 260 ist bei diesem besprochen; von Senckler werden auch Herkulesmünzen desselben Kaisers auf eine von ihm in Köln errichtete Prägestätte bezogen.

Van Werveke führt Trierer Kleinerze AVSPIC. FEL. auf den Regierungsantritt der beiden Cäsaren Constantius und Galerius zurück und VOT. X. M. XX. und VOTIS X. auf die Dezennalien der beiden Kaiser oder Diocletians allein, alle drei auf das Jahr 293 oder 294 und erklärt den Sachverhalt so, dass die Münze von Trier für Gold und Kleinerz schon beim Regierungsantritt des Constantius Chlorus in Gallien eingerichtet wurde, und dass bei der Diocletianischen Münzreform 296 an Stelle des Kleinerzes die Mittelerze traten.

Durch Diocletian wurden im Jahre 296 folgende Prägestätten, die auf dem unteren Abschnitt (exergue) ihrer Münzen die Anfangsbuchstaben der Stadt anbrachten, eingesetzt: für

Gallien u. Spanien: Lugdunum LD, LG, LVG; Treviri TRE, Tr, Tarraco 311 an Stelle wohl von Carthago, (später noch Arelate-Constantina: AR, ARL, CON, CONST, KON);

Italien und Afrika: Roma (R, RM, ROM), Aquileia (AQ, AQVIL), Karthago (K. KART);

Illyricum: Siscia S, SIS, SISC, Serdica SER, Heraclea HERAC, Thessalonice TES, TH, TS?, ΘES;

Orient: Nicomedia N, NIC, NIKO, Kycikos CVZ, CYZ, CV, KYZ, Antiochia AN, ANT, Alexandria AL, ALE.

(Britannien: London LOND, LN?, AVG. unter Carausio und Allertus, dann wieder nach Diocletian bis 337.)

Die einzelnen Buchstaben im Felde rechts oder links vom Hauptbilde sind noch nicht genügend erklärt. Im Abschnitte finden sich vor oder hinter den Anfangsbuchstaben der Prägestätte Zahlen oder Buchstaben, welche die verschiedenen Münzen oder Prägestätten einer Stadt unterscheiden, und zwar herrschen im Osten die griechischen Buchstaben vor.

A	B	Γ	Δ	E	ς	Z	H	Θ	I
I	II	III	IIII	V	VI	VII	VIII	VIIII	X
A	B	C							
P	S	T	Q	(= prima, secunda, tertia, quarta).					

Die Trierer Münze dauerte, wahrscheinlich mit einer Unterbrechung von 455—463 (Petronius Maximus, Avitus, Maiorianus, Libius Severus kommen auf den Trierer Münzen nicht vor) bis unter die fränkischen Könige fort. Es waren zwei Münzstätten, die erste mit I oder A oder P, und die zweite mit II oder B oder S bezeichnet.

TROA = Treverensis officina prima. SMTRP = sacra moneta Treverensis primae. OB = (griech. Buchst.) 72 solidi auf ein Pfund Gold) oder officina secunda (auf anderen Münzen OF. II). Durch die Verschiedenheit dieser Zeichen unterscheiden sich die einzelnen Emissionen der Trierer Münzen, so dass jene wieder historisches Material liefern.

Uebrigens wurden besonders zur Kaiserzeit Münzen von barbarischen Völkern und von Falschmünzern nachgeprägt; im westlichen Teile des Reiches wurden namentlich in oder bei Lyon und Trier, zeitweise auch in Augst und Nohfelden viele Kaisermünzen von Falschmünzerbanden gegossen[1]). Die mit der Renaissancezeit beginnende Liebhaberei für antike, besonders seltene Münzen liess eine neue Art Falschmünzerei auch von selbst erfundenen Münzen entstehen (besonders der sogen. Patavinus in Padua und später Becker in Offenbach), und nie wird diese Fälschung alter Münzen aussterben. In Liebhabersammlungen pflegen sich immer einige unechte Stücke zu verstecken; in wissenschaftlichen Sammlungen bestehen reichhaltige Abteilungen falscher Münzen, für die schon eine besondere Liebhaberei und ein besonderes Studium erwachsen ist.

Wer das vorliegende Material, welches einen sehr kleinen Auszug aus dem zu Gebote stehenden bringt, durchmustert, wird mit Rücksicht auf die Schulverhältnisse über die Zahl der Münzen und die Kosten immer noch erstaunen; ich wollte den Kreis nicht allzueng ziehen, und es ist die Sache des einzelnen Lehrers oder Direktors oder Collegiums, nach den Mitteln der Anstalt und der Stadt eine Auswahl vom Allernötigsten oder auch Wünschenswerten zu treffen; jedenfalls kann die Anstalt aus ihren Mitteln allein eine solche Sammlung

1) Die Berichte über die Funde der Gussformen bei Nohfelden und namentlich bei Trier von Schneemann im Jahresb. d. Ges. f. nützl. Forsch. in Trier 1864, und Hettner in den Rh. J. LXX, 1881, für Münzen der Kaiser von 193 bis 235.

auf einmal nicht kaufen, wenn sie nicht gleich wichtige und wichtigere Anschauungsmittel vernachlässigen will. Für Anschaffung von Münzen hat aber nach meinen Erfahrungen das allgemeine Publikum immer Sinn, da das Objekt einen reellen, kaum abnutzbaren, mindestens sich gleichen Wert hat und behält. Zum Schluss möchte ich nun noch auf zwei Arten, die Anschauung von römischen Münzen zu ermöglichen, hinweisen. Wenn Imhoof-Blumer die Porträts der römischen Kaiser in vorzüglichen und billigen Nachbildungen gegeben hat, so sollte er auch charakteristische Reverse der Kaiser, d. h. von einigen mehrere, in gleicher Weise vervielfältigen lassen; dann könnten von einer Schülerbibliothek mehrere Exemplare des Imhoofschen Werkes angeschafft werden, und je zwei Schüler würden ein Exemplar benutzen, während je eine den Abbildungen entsprechende Originalmünze herumwanderte. Für die republikanische Zeit fehlt noch gänzlich ein solches Werk, und da könnte, meiner Meinung nach, am besten die Direktion des Königlichen Münzkabinettes in Berlin die Ergänzung eintreten lassen. Wer einmal privatim sich an dasselbe gewandt hat, wird gleich mir nur mit Dank von der freundlichen Auskunft und Unterstützung sprechen, wie ich sie übrigens hier auch der des Wiener Kabinettes nach meinen Erfahrungen nachrühmen möchte. Eine zweite, die erste nicht störende Art könnte nebenher gehen. Wenn das Königl. Preussische Ministerium des Kultus jährlich verschiedene gedruckte Werke, in neuester Zeit auch Bildwerke an die Gymnasien schickt, würde dasselbe vielleicht im Interesse der höheren Lehranstalten auch dazu übergehen, im Verein mit der Direktion des Königl. Münzkabinettes, in welchem doch zahlreiche Dubletten vorkommen, sowie es früher Abgüsse der Gemmensammlung verschenkt hat, auch kleine Sammlungen von echten Münzen und von Nachbildungen an einzelne Gymnasien zu schenken? Dort ist das Opfer bei einfachen Dubletten und der Billigkeit der Nachbildung gering, hier würde das Geschenk sehr wertvoll sein.



DATE DUE			

